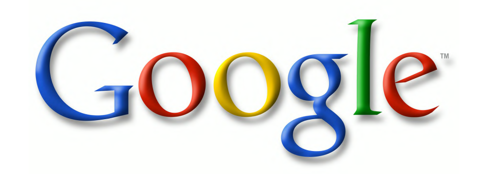
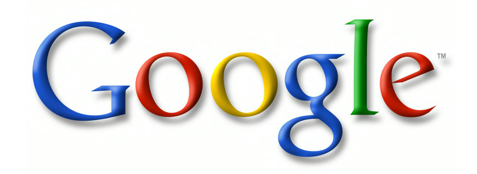
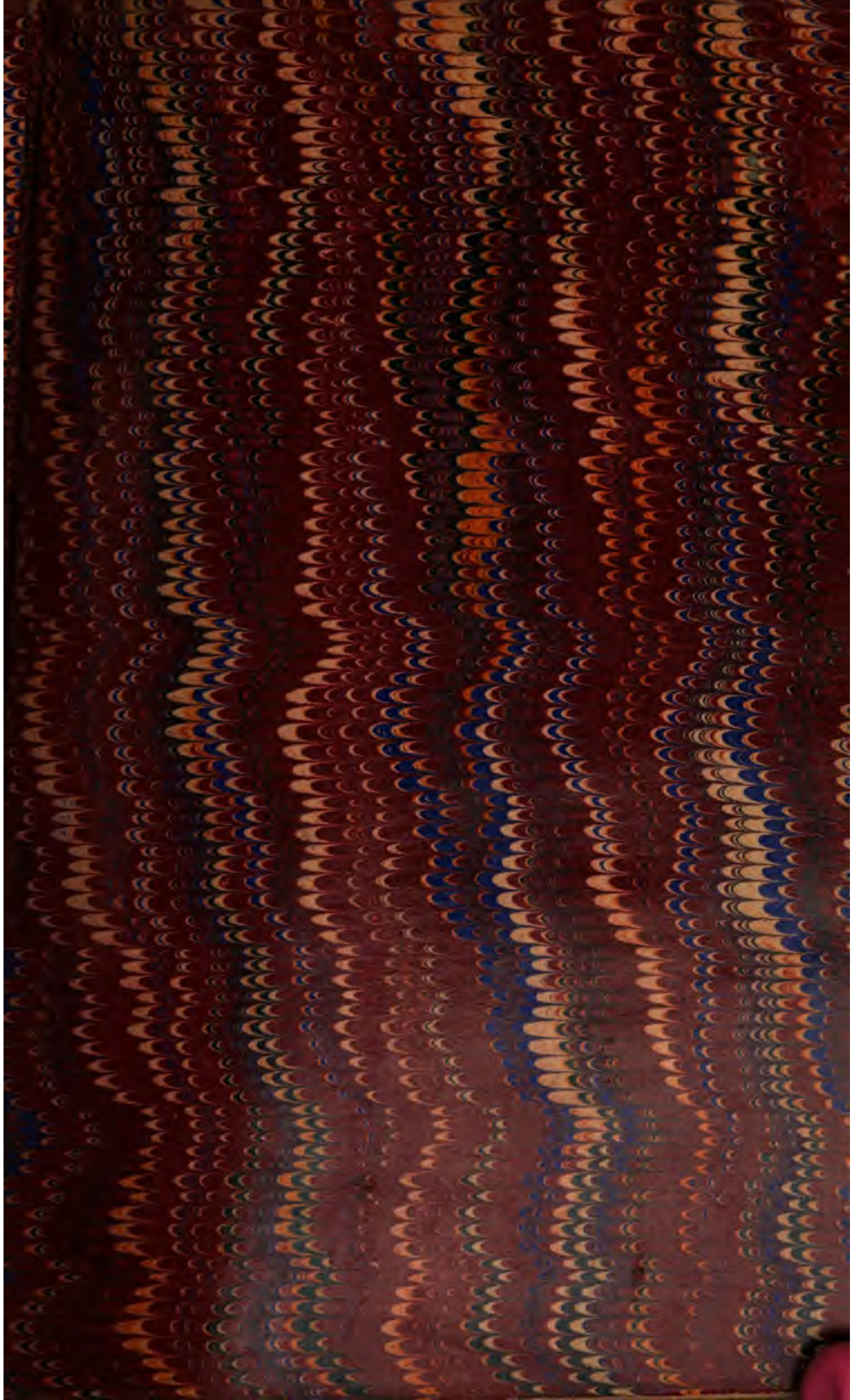







DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Volkssagen, Erzählungen
Aberglauben, Gebräuche und Märchen

aus dem

östlichen Hinterpommern.

Gesammelt

von

Otto Knoop,
Gymnasiallehrer in Posen.

Posen 1885.
Verlag von Joseph Jolowicz.


LIBRARY OF THE TAYLOR
UNIVERSITY
21 NOV. 1934
OF OXFORD

Die vorliegende Sammlung enthält Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Theile Hinterpommerns, dem Regierungsbezirk Cöslin, den Temme in seinen Volkssagen aus Pommern und Rügen (Berlin 1840) weniger, als er es verdient, berücksichtigt hat, denn es ist der östliche Theil desselben, die Kreise Stolp, Lauenburg und Bütow, grade das Gebiet, in dem sich Ueberreste der einstigen slavischen Bevölkerung Pommerns noch bis jetzt erhalten haben. Temme beklagt sich, daß es ihm nicht hat gelingen wollen, von den damals noch in mittelalterlicher Eigenthümlichkeit abgeschlossen lebenden Kassuben mehr Sagen zu erhalten, weil bei ihnen die innere Verschlossenheit, zumal auch in Ansehung ihrer Sagen, ganz ihrer äußeren Abgeschlossenheit entsprochen habe, und so vermag er aus jenem Gebiet, wenn wir das in den Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens (Berlin 1837) aus den einst mit Westpreußen verbundenen Landen Lauenburg und Bütow Mitgetheilte einschließen, noch nicht 15 Sagen zu bringen. Dieser Mangel veranlaßte mich vor mehreren Jahren, das mir aus meiner Heimath, dem Kreise Stolp, bekannte Material zu sammeln, und ein längerer Aufenthalt in einem in der Nähe des Lebamoores gelegenen Dorfe gab mir Gelegenheit, auch dem Kreise Lauenburg meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach und nach wurde ich genöthigt, meine Sammlung auf das ganze Land östlich vom Gollenberg auszudehnen, und ein weiteres Fortschreiten

nach Westen ergab sich dann von selbst, doch so, daß ein persönliches Sammeln hier in Folge meiner Uebersiedelung in eine andere Provinz nicht mehr möglich war. Gleichwohl bietet die Sammlung auch für die sieben westlichen Kreise des Regierungsbezirks zahlreiche und interessante Sagen und Erzählnngen. Für die fünf östlichen Kreise ist ein reichhaltiges Material zusammengebracht worden; absolute Vollständigkeit zu erzielen ist selbstverständlich nicht möglich. Ich selbst habe noch manche Sage andeuten hören, die ausführlich zu erfahren trotz mannigfachen Nachforschens nicht gelingen wollte. So soll es bei Bartin, Kreis Rummelsburg, ein verwünschtes Schloß geben, und an die Königsgräber bei Wollin (Sg. 129) hat sich eine längere Erzählung geknüpft; auch von mehreren der kassubischen Feldernamen zu Giesebitz*) hat es alte Erzählungen gegeben. Ohne Zweifel haben auch die zahlreichen Schloßberge, die es außer den in der Sammlung genannten in Hinterpommern noch giebt, ihre besonderen Sagen gehabt, doch ist seit dem Erscheinen der Temme'schen Sammlung ein gut Theil von Sagen und Erzählungen bereits verloren gegangen. Der alte Kuhhirt aus Kuhnhof hatte freilich nicht ganz Recht, als er mir erwiderte: „Wi weite nischt mehr, dei ulle Lied', dei noch wat wiesde, sind all alle dot.“ Noch lebt die Sage unter den Alten fort, ja sie sind — wofür auch diese Sammlung Beispiele bietet — von ihrer Wahrheit fest überzeugt, aber es kostet Mühe, etwas aus ihnen herauszubekommen; sie scheuen sich meist zu erzählen, aus Furcht verlacht zu werden. Die jüngere Generation glaubt nur selten an die Sagen, die sie noch kennt, die Jungen dagegen wissen kaum noch etwas Anderes zu erzählen als — Spukgeschichten, von denen wir mehrere aufzunehmen uns nicht gescheut haben.

---

*) Die Feldernamen zu Giesebitz sind nach einer Mittheilung des Lehrers Rinz daselbst: Bijelawa, Bilowa, Birk-Lessagurka, Buttaw, Czeska, Dobrowka, Goulätsch, Kamstätsch, Klina, Kwistrow, Misk, Pajanke, Saborra, Samuczeska, Sekampja, Woiistrow, Wolitsch.

Mit größerer Zähigkeit hat das Volk an seinen abergläubischen Gebräuchen festgehalten, obwohl grade hier die Kirche, und mit besonderem Erfolg die Schule aufgeräumt haben. Es giebt Dörfer, in denen sich nur wenig derartige Gebräuche finden, und die auch nur, ohne daß man ihnen irgend welche Bedeutung beilegte. In anderen allerdings treibt der Aberglaube noch heute wunderbare Blüthen. Ganz besonders — wenn auch nicht ausschließlich — ist das der Fall in Dörfern, wo die kassubische Bevölkerung erst in neuester Zeit völlig germanisirt ist, oder wo sich noch jetzt spärliche Ueberreste der Kassuben finden.

Wir in Hinterpommern nennen Kassuben nur die evangelischen Bewohner slavischer Abstammung in den Kreisen Stolp und Lauenburg; die katholischen Slaven im Bütower Kreise und in Westpreußen bezeichnen wir als Pollacken, wie sie ja auch in der That das Recht verloren haben, sich Kassuben zu nennen. Sie sind im Laufe der Zeit dermaßen polonisirt, daß sie sich von echten Polen kaum unterscheiden. Die Zahl der evangelischen Kassuben hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts schnell abgenommen. Wutstrack nennt in seiner Beschreibung von Vor- und Hinterpommern (Stettin 1793) S. 188 allein im Stolper Kreise noch 12 Kirchspiele, nämlich Garde, Rowe, Schmolsin, Glowitz, Zezenow, Stojentin, Schurow, Dammen, Lupow, Mickrow, Nossin und Budow, in welchen die meisten Einwohner kassubisch sprachen, weswegen die Prediger in diesen Kirchspielen ihre Predigten und übrigen Religionsvorträge sowohl in deutscher als kassubischer (resp. polnischer) Sprache halten mußten, allerdings so, daß schon damals in einigen Kirchen nur noch alle Vierteljahr bei Gelegenheit der Communion, den alten Kassuben zu Gefallen, in ihrer Sprache gepredigt wurde, während die jüngere Generation bereits der deutschen Sprache mächtig war. Daher hörte in mehreren Kirchen die kassubische Predigt bald ganz auf, so in Stojentin 1816. Länger wurde sie in Garde und Schmolsin beibehalten, und in beiden

Kirchspielen sind noch jetzt einige ältere Leute vorhanden, die kassubisch sprechen. In Zezenow fand noch am Anfang des vorigen Jahrzehnts jeden Sonntag kassubische Predigt oder Abendmahlsfeier Statt, doch betrug schon 1874 die Zahl der Theilnehmer nur 20, und 1876 nur noch 8 bis 10, so daß seit diesem Jahr die kassubische Predigt ganz aufhörte und jetzt nur noch einige alte Frauen das Abendmahl in kassubischer Sprache empfangen. In Glowitz wird noch jetzt alle 8 bis 10 Wochen kassubischer Gottesdienst abgehalten, und zwar Abendmahlsfeier vor, Predigt nach der deutschen Predigt; doch sind dazu höchstens einige zwanzig Kassuben versammelt, alte Leute, die, obwohl fast alle des Deutschen mächtig, doch an kassubischer Sprache und kassubischem Wesen festhalten. Ihr Hauptsitz ist Giesebitz, im Süden des Lebasees und gewissermaßen auf einer Insel im Lebamoor gelegen. Dies Dorf zählt über 950 Einwohner, unter denen sich einige zwanzig deutsche Familien befinden. Abgesehen von diesen sprechen alle Giesebitzer noch jetzt für gewöhnlich kassubisch, und nach einer Mittheilung, die mir Hr. Lehrer Rimz vor sechs Jahren machte, waren unter ihnen fünf Familien, Plotter, Bogadtke, Schimanke und zwei Gresens, die der deutschen Sprache überhaupt nicht mächtig waren. Doch von Jahr zu Jahr verliert die kassubische Sprache auch hier an Boden, und kassubische Eigenthümlichkeiten schwinden immer mehr. Nur die älteren Leute (Staremkassuben) tragen noch ihre frühere eigenthümliche Kleidung,*) während sie bei der jüngeren Generation schon außer Brauch ist. — Den Haß gegen die Deutschen theilen die Kassuben mit den übrigen Slaven, und wo es gilt, einem Deutschen einen Streich zu spielen, da steht die ganze Gesellschaft zusammen. — Ueber die schnelle Abnahme der kassubischen Bevölkerung im Kirchspiel Charbrow, Kreis Lauenburg, vgl. Balt. Studien 1883, S. 368—370. Auch im Bü-

*) Ihneu und besonders den Wasserpollacken im Bütowschen gilt der Spottvers: Wer seine Kopp recht bewoahrt,
Drecht de Klappmitz bat Himmelsoahrt.

towschen wird die kassubische Bevölkerung immer mehr von den Deutschen verdrängt. Von einem Panenadel ist nicht mehr die Rede; mancher kassubische Pan dient als Knecht, und „kleie Pahnk" gilt jetzt nur noch als Schimpfwort. Auch „Kaschub'" ist ein sehr häufiges Schimpfwort und bedeutet meistens so viel wie „Dietsch-verdarwer." Aehnlich heißt es in der Bütower Gegend: „Hei rädt, wenn dat ma vom Mul bullert, seggt de Pollack."

Beispiele rohen Aberglaubens bietet die Sammlung in Menge. Noch im Jahre 1883 öffnete ein Arbeiter in Woblanse (Kr. Rummelsburg) das Grab seiner verstorbenen Schwiegermutter, die er für einen Neuntödter hielt; doch kam es zum Abstechen des Kopfes nicht, da der Neuntödter sich nicht mehr rührte. Auch der Glaube an den Alf ist, wie die Sagen 159—164, 255, 288 u. a. zeigen, über den ganzen Regierungsbezirk verbreitet. Hier sei nur noch erwähnt, daß man in Cublitz bei Stolp von einem Bauer erzählte, er habe ein Männchen in seinem Besitz. Als nun der Bauerssohn sich vor einiger Zeit verheirathen wollte, fragte die Braut erst den Pastor, ob sie es auch thun dürfe. Als Curiosum sei noch angeführt, daß vor mehreren Jahren eine ganze Anzahl von evangelischen Bewohnern aus Dörfern am Lebamoor eine Wallfahrt zu der Wunderquelle in Sullenczin unternahm, um dort Heilung von körperlichen Leiden zu suchen. Natürlich kamen sie eben so krank wieder zurück, und auch all das mitgebrachte Wasser wollte nicht helfen.

Mancher Volksglaube und manche alte Erzählung haben sich nur noch in Sprüchwörtern, sprüchwörtlichen Redensarten und Reimen erhalten. In Wusseken sagt man: „Dem Dod' he Poar Schauh schenke," d. i. am Leben bleiben, von einer Krankheit genesen, und von einem Langsamen heißt es: „Dei is gaut nam Dod' tau schicken." In beiden Redensarten ist der Tod als persönliches Wesen gedacht. An die Todtentänze erinnert das folgende Räthsel: „Kam ein Mann von Elfenbein, riß den Müller von dem Stein,

den Ritter vom Roß, den König vom Schloß, den Bauer vom Pflug, kriegt' nimmer genug." In Rummelsburg sagt man: „Das ist auch einer von den Sieben, die den Schimmel verzehrt haben," ein Ueberrest der noch jetzt hier und da bestehenden Sitte des Schimmelumführens zu Weihnachten und Fastnacht. Ferner heißt es in Wusseken: „Dat di ma nich ne Ul passire ward," d. h. daß Du nur keinen Rüffel bekommst, weil die Eule der Unglücksvogel ist. Daher stammt auch die Redensart: „Rädt, rädt, de Ul is uck e Vagel!" Auch krähende Hühner bedeuten Unglück, daher der in Wusseken und auch sonst verbreitete Reim: „Deie Mäkes, dei piepe, u deie Heiner, dei kreige, mutt ma dat Gnick imdreige." Die Krähe als dämonisches Wesen erscheint in dem Reim: „Wi wi wauer, du ull Hauer, wi wi wer, du ull Her," mit dem die kleinen Hirten jene Vögel von ihren Pflegebefohlenen fortscheuchen.*) Auf dem Kinderglauben, daß der Storch die Kinder bringe, beruht die Redensart: „Wi sind a Poar Kirls, son' fingt (= findet) ma nich im Adboarsnest." Von kränklichen und bleichen Leuten und Kindern sagt man: „Hei sieht ut as e Hiemk, dat is e recht ull Hiemk," vgl. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen II. S. 80. Von einer lärmenden Kinderschaar sagt man: „Dat geht as de will Jagd," und in Wusseken heißt: „Inne wille Jagd finne," so viel als entbunden werden. Im Belgarder Kreise giebt es das Sprüchwort: „Wenn de Wulfsstaart baast (d. i. die Haut abstreift), bist du Wulfsdreck wiß naug." Es wird gebraucht, wenn sich jemand in einer kritischen Lage befindet, und es soll darin ausgesprochen werden, daß es ihm eben so schlimm ergehen könne, als jemandem, der einer Wölfin die Jungen wegnehmen wollte und dabei von dem Thiere betroffen würde. So nach einer mir gewordenen Mittheilung. Sollte nicht eher an den Werwolf zu denken sein? — Auch mancher andere im zweiten Theil der Samm-

*) Auch sonst wird die Krähe „ull Her" genannt.

lung mitgetheilte Aberglaube besteht jetzt nur noch als bloße Redensart.

Zu den Redensarten: „Ick schla di bi de Ohre, dat du nägen Dag' vom Diwel dreemst" (Wusseken) und „De geht, as wenn he na dem nägden Dag' söcht" (Belgard) vergleiche man, was Simrock Myth. S. 80 von der neuntägigen Woche sagt.*) In dem folgenden, bei einem Kinderspiel gesungenen Reim wird die Siebenzahl mythisch sein:

Ich trete auf die Kette, daß die Kette klingt;
Kennst Du einen Vogel, der so herrlich singt?
Singt so klar
Wie ein Haar,
Hat gesungen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um und um,
Jungfer (Lieschen) dreht sich um.

Auch den folgenden Räthseln und Abzählreimen liegen wohl mythologische Vorstellungen zu Grunde:

Es steht ein Baum am Graben fest,
Der hat nur 52 Nest,
Ein jedes Nest hat sieben Junge
Und jedes Junge seinen Namen (Jahr, Wochen, Tage).

Es kam ein Vogel Federlos
Und setzt sich auf den Baum Blätterlos;
Da kam der Junker Händelos
Und nahm den Vogel Federlos
Von dem Baum Blätterlos (Schnee, Erde, Sonnenschein).

---

*) Doch begegnet die Neunzahl auch sonst in Sprüchwörtern; so aus Wusseken: De erschte nägen (nämlich Seidel) sind de schlimmste. Fiew u drei is säwen, de Buck doartau is nägen, dat is ne richtig' Scheperräknung. Di mutte erscht nägen Felle afftrucke ware. Aus Belgard: Dei is ook nägnen to klauk.

Eins — — neun
Wie hoch ist unsre Scheun,
Wie hoch ist unser Haus?
Da tucken drei Jungfern heraus.
Die eine spinnt Seide,
Die andre kocht Kreide,
Die dritte näht Hemden,
Mir eins, dir eins, dem alten Jakob auch eins.

Eins — — neun
Wie hoch steht die Scheun
Voll Roggen und Weizen?
Wie soll das liebe Kindlein heißen?
Ene mene weiße Bahn,
Ene mene schwarze Bahn.
Engelland ist zugeschlossen,
Der Schlüssel ist entzwei gebrochen.
Hans, ich oder du, vier Pferde müssen jagen.

Auf dem Glauben, daß die Seelen ungetaufter Kinder als Irrlichter herumirren müssen, bis sie erlöst werden, beruht das folgende, von einem Schulmädchen in Wusseken niedergeschriebene Volkslied. Es lautet:

Es trieb ein Schäfer mit Lämmlein raus,
Er trieb wohl in den Wald hinein.
Begegnet ihm auf dem Wegelein
Ein kleines Kind so hübsch und fein.
„Ach Schäfer, nehmen Sie mich mit ins Dorf,
Heut wird meiner Mutter ihre Hochzeit sein!"
Er faßt das Kind wohl an die Hand
Und ging mit ihm vors Hochzeitshaus.
„Guten Tag, guten Tag, ihr Hochzeitsgäst,

Meine Mutter sitzt hinterm Tisch so fest!"
„Wie kann ich Deine Mutter sein?
Ich trag ein grünes Kränzelein."
„Wie kannst Du tragen ein grünes Kränzelein?
Denn Du hast erzeugt drei Kindelein,
Zwei hast Du im Wasser ersäuft und mich in den hohlen
Baum versteckt,
Mit Dornen und Disteln zugedeckt."
„Wie kann ich Deine Mutter sein?
Ich trag ein grünes Kränzelein.
Und wenn ich Deine Mutter (sollt) sein, so möcht ich, daß
der Kuckuck käm
Und mir den grünen Kranz abnähm."
Der Kuckuck aus der Hölle kam
Und ihr den grünen Kranz abnahm.

Auf Teufelssagen und Teufelsglauben, heidnischem und christlichem, beruhen die Sprüchwörter und Redensarten, in denen der Teufel genannt wird, dessen Namen man auszusprechen sich vielfach scheut und der deshalb oft nur mit „Hei" (= Er) oder „Dies' u jenn" bezeichnet wird. Ich habe in Hinterpommern folgende gesammelt:

Linkpot,*) schla de Diwel dot.
Mett (miß), wenn uck bat dem Diwel in't Ellerbrauk.**)
Wer väre Hell wahntl, mutt de Diwel tum Badderstahnen
nedige.
Wo Gild is, is de Diwel, wo keige is, doar is hei tweimal.
Wenn de Wiewer wasche u backe, hebbe sei de Diwel im Nacke.
Wenn ma de Diwel dat ganz Joahr hubback drecht u sett
em eige Mal unäwen hen, denn is alles vergäws.

*) D. h. einer, der die linke Hand (Pfote) statt der rechten gebraucht.
**) Weil man sich im Ellerbruch den Wohnort des Teufels dachte, vgl. Sagen 165.

De leiw Gott straft uck mal eis de Diwel.
Hei kann läse as he Esel u schriewe as he Diwel.
Ick schla di bi de Ohre, dat du nägen Dag' vom Diwel dreemst.
Hei is doarhinger as de Diwel hingerre Judeseel'.
Schmuck u riek schitt de Diwel nich togliek.
Ick bring Gotts Woort inne Schwung, säd de Diwel u schmeet de Bibel äwerre Tun.
Grot Geschrei u wenig Wull, seggt de Diwel u scheert de ull Säg.
Dat is dat Letzt (de Neig), säd de Diwel u scheet dat Hart ut.
Schla, Vader, schla! Schleest tehn Diwels ut, zwanzig wedder in.
Wo de Diwel Värmiddag in sitt, doar sitt hei uck Nahmiddag in.
Wat de Diwel fär Schauh drecht!*) (Wusseken).
In de Ogen „Gott grieß di!" hingerm Rigge „de Diwel hal di!"
Dat Krut kenn ick, fär de Diwel u ferr sick in de Nettel.
Du bist eie wungerliche Christ, fär de Diwel u faut dem Jure inne Boart.
Doa schla Gott de Diwel dot (Kr. Stolp).
Son' Herr, son' Karät, seggt de Düwel un föhrt upp de Brettschüpp**) (Kr. Belgard).
De Diwel kettle (kitzeln), sagt man in einigen Dörfern des Stolper Kreises, wenn der Hofmeister durch die Klapper die Tagelöhner zum Scharwerk ruft.
Räthsel: Woarim schlaug de Diwel sin Großmutter?
Wiel se kein Uträd' wiesd'.

In der Bublitzer Gegend und auch sonst sagt man: „Dat geht,

*) So sagt man in Wusseken zu jemand, der an andern stolz vorbeigeht.

**) Vgl. Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung VII. 53 f., VIII. 78.

as wett Düwel Dreck haspelt," eine Redensart, die auf dem von mir in Hinterpommern nicht mehr wahrgenommenen Glauben beruht, daß am Sonnabend Abend abgesponnen sein müsse, sonst haspele der Teufel am Sonntag.

Auf ein Volksmärchen scheint sich der folgende, aus Wussefen mitgetheilte Abzählreim zu beziehen:

Dat satt mal ne Kreih am Weg',
Dei wull geern Bibel läse.
Bibel läse kunn sei nich;
Kamm de Voß und u dreef sei weg,
Dreef sei in de Kenigskamer.
(Piff, paff, pu, aff bist du!)

Eulenspiegel, der auch in Pommern gewesen sein soll (Temme, Nr. 79), wird jetzt nur noch in Sprüchwörtern genannt. Im Belgarder Kreise sagt man: „Väl Geschrei un wenig Wull, seggt Ulenspegel u scheert upp de ull Sög los." Im Stolper Kreise heißt es: „Nu sind wi bawen upp, seggt de Ulespegel u satt ungre Tag'," und: „Väl Kepp, väl Sinn, seggt dei Ulespegel, as hei ne Sack vull Kumstkepp uppem Barg utschütt un as sei na alle Siere runge leipe; dei eie leip nam Kraug' u dem leip hei na." Auch ist Ulespegel ein gebräuchliches Schimpfwort — eben für einen Eulenspiegel.

Die Neigung zu Spott und Neckerei liegt im Charakter des Hinterpommers; ein Wort, eine dumme That giebt ihm bald Gelegenheit, seinem Nachbarn einen Ekelnamen anzuhängen, der ihm oft für sein ganzes Leben bleibt, oder seinen Namen in einen Spruch zu verflechten, der bald die Runde durch die umliegenden Dörfer macht. Ich habe eine große Menge solcher Sprüche gesammelt und werde sie in einer später erscheinenden Sammlung von Sprüchwörtern bringen. Auch die pommersche Geschichte ist reich an humoristischen Momenten. Bekannt sind die Spottnamen, mit denen man die Cösliner beehrt (Temme Nr. 123). Noch mehr haben

die Bewohner von Zanow unter dem Spott ihrer Nachbarn zu leiden (vgl. Sagen 196—204). Auf ihre Kosten werden allerhand Streiche erzählt, die aber auch von den Zelasenern und Darsikowern gelten, — allerdings sind sie auch sonst nicht unbekannt. In besonderem Verruf stehen die Darsikower, und ihr Dorf wird vom Volk kaum anders als „dumme Doarschk“ genannt. Von den Lebaern und Rowern erzählt man ähnliche Streiche.*) Was ich außer dem in den Sagen und Erzählungen Mitgetheilten noch an topographischem Volkshumor gesammelt habe, mag hier seine Stelle finden. Stolp ist als Kaschubenhauptstadt verschrieen, wie es denn auch eine Kassuberstraße aufzuweisen hat, und der Spottvers auf Stolp ist bekannt. Auch sagt man, in Stolp solle man nicht tanzen, weil man da mit Stolpern tanze. Von Zanow heißt es auch, dort danke der Nachtwächter des Morgens in Cöslin ab. Von Schivelbein heißt es: „In Schivelbein hewwens de Düwel seihn.“ In Ratzebuhr weiden die Bürger ihre Kühe auf dem Markt, und in Callies zieht der Bürgermeister nur am Sonntag die Stiefel an; auch ist dieser Ort wegen seiner Kartoffelbuddler verspottet. Im Bütower Kreise sagt man von einem Grobian: „Dei is ut Rabbazin, wo de Heiner melk**) ware.“ Rabbazin ist Gröbenzin. Von jemand, der, wie man zu sagen pflegt, eine schöne Handschrift singt, heißt es: „Dei singt as de Symbowsch' Kester.“ Von demselben Küster sagt man: „In Symbow kriggt de Kester twelf Schäpel Fichtschuschke tum Lohn, awer hei mutt se sick uck noch allein plicke; doartau hett hei fri Jagd inne Fichtzeppe.“ Eine

*) Von einem Fischer aus Rowe erzählt man, er sei einmal mit Fischen auf den Dörfern herumgegangen; in einem Hause habe er seine Lischke auf einen Herd gesetzt, und als er sie wieder auf seinen Rücken genommen, sei ihm eine Bratpfanne daran hängen geblieben. Wie er nun so geht, schlägt die Pfanne auf die Lischke auf; er läuft, aber immer schneller klopft es auf seinem Rücken, so daß er glaubt, der Teufel sitze ihm hinten auf der Lischke. Athemlos kommt er in Rowe an und läuft sogleich zum Pastor, damit der den Teufel vertreibe.

**) Aehnlich heißt es im Lauenburgischen: „Et es so gaut as e fresch-melkd' Heun.“

ähnliche Figur führt das liebe Pommerland III. S. 309 an. Ein Herr bittet einen Bauer um Feuer, und der erwidert: „Feuer sollst Du haben, wenn Du auch der Pastor aus Zizow bist.“ Von Ubedel bei Bublitz heißt es, daß dort die Hunde mit dem Schwanze bellen, und von einem andern Dorf, daß dort die Gänse barfuß laufen. In Quisbernow stött de Kiwit de Osse dot. In Buslar ätens dei Grütt mit dem Sugel. In Pribslaw nähmens de Mütz aff, in Wopersnow is't äwen so. In Zuche lehrt ma juche, und Gr. Tychow ist das Dorf, wohin man zum Frangen geht. Bekannt durch seine Eigenheit ist das Drenzigsche Ferkel: „Hei is so eigen as dem Drensch'sche Schwienheire sie Farke, dat namm sick upp u ging allein vom Fill na Hus.“ Und während die Rügenwalder Gänse wegen ihrer Dickköpfigkeit in Verruf sind, heißt es in Wusseken: „Uns' Gaus hett Minscheverstand; sei flog uppe See u kamm allein wedder runge.“ —

Simrock hat Myth. S. 270 angenommen, daß in der Fluchformel Dunnersaxen die Namen der Götter Donar und Saxnot verbunden seien. Das scheint unzweifelhaft zu sein, und die Formel ist dann sehr alt. Ein eben so hohes Alter beanspruchen dann aber auch die übrigen Fluchformeln. Da ist zunächst zu erwähnen Hellesaxe, oder wie man gewöhnlicher sagt, Hellesaxink. Die räumliche (christliche) Hölle kann nicht gemeint sein, wir haben hier vielmehr eine Zusammenstellung der Göttin Hel und des Saxnot. Ferner sind in den Formeln Dunnerwetter*) und Hellewetter Donar und Wodan einerseits, Hel und Wodan andrerseits verbunden, denn Wodan, der Wettergott, der wilde

*) Auffallend ist, daß in diesen Fluchwörtern nur die Form „Wetter“ erscheint, während sonst Wetter plattd. Wedder (Werre) ist. Als Personifikation des Wettergottes erscheint Wetter auch in folgenden Verwünschungsformeln: Di sall doch gliek dat Wetter hale! Doa sall doch gliek dat Wetter rin schlane! Wetter nich eis! Dat di dat Wetter! Dat di dat! Als bloßer Ausruf: Tastichtus, Tattidat! In Wusseken: Tatti dat grusnige, wo ging hei! Aus der Bublitzer Gegend: Di schaddat Wind un Wäre hale!

Jäger, und nicht Donar, ist gleich Wetter gesetzt, während in Dunnerdiwel nach Grimm Myth. 4. Aufl. S. 151 beidemal Donar genannt ist. Es bleiben noch zwei Formeln übrig, die noch nicht bekannt zu sein scheinen, nämlich Hinnesaxink und Hinnewetter, also eine Zusammenstellung von Hinne und Saxnot und von Hinne und Wodan. Wer ist nun Hinne? Für Helle kann Hinne nicht stehen, da z. B. in meinem Geburtsorte Carzin (Kr. Stolp) beide Formen neben einander gebraucht werden;*) auch mit den Hünen hat der Name nichts zu thun, diese heißen bei uns Heine. Und wenn in Wusseken, Kr. Bütow, Hiennerwetter und Hiennersaxing gesprochen wird, so erklärt sich der lange Vokal einfach aus der Neigung des Dialektes, kurze Vokale zu längen, und das r ist aus der Form Dunnerwetter hereingekommen, wie man denn in Carzin ganz deutlich Hinne spricht.

Nun wird in den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz (Leipzig 1848) unter Nr. 190 folgende Sage mitgetheilt: „Am Wege von Westerhausen nach Thale (bei Halberstadt) liegt gleich hinterm Dorf an einem mit Sandsteinklippen überdeckten Berg die Hinnemutterstube, eine Höhle im Stein. Darin sitzt die Hinnemutter, ein wildes Weib, aber wie sie hineingekommen, weiß kein Mensch. Einige sagen zwar, sie sei nicht mehr drin, aber die Kinder wissen das besser, denn wenn sie nicht artig sind, so sagt man: „Wart, die Hinnemutter wird gleich kommen und dich holen!“ und sie mögen noch so unartig sein, das hilft gewiß.“ Dazu bemerkt Kuhn S. 489: Der Name Hinnemutter erinnert an die Haulemutter. Wie nun diese wohl keine andere ist als Frau Holle, da ja die Haulemännerchen den nordischen Huldumen gleich stehen, so dürfen wir aus der Hinnemutter auf eine Frau Hinne

*) Allerdings können die Liquiden wechseln. In Carzin findet sich Hinne noch einmal, nämlich in Hinnenettel, die einjährige Nessel, anderwärts Hirrenettel, d. i. Hiddernettel, bei Cörlin Hinnenettel, im Bütower Kreise Hinnenettel, Hennenettel neben Hirrenettel, Hiddernettel.

schließen, und zwar wird dies keine andere als die als Mutter und Königin der Heimchen auftretende Berhta sein.

Die Identität mit Berhta, also auch mit Holle, geht auch aus anderen von Kuhn und Schwartz mitgetheilten Gebräuchen hervor. In Tilleda am Kyffhäuser, sowie in der ganzen Umgegend, läßt man, nachdem der Roggen abgemäht ist, eine Garbe unabgemäht stehen; die Aehren derselben werden darauf umgeknickt mit bunten Bändern unterwärts gebunden, so daß das Ganze die Gestalt einer Puppe mit einem Kopfe bekommt, und nachdem diese fertig ist, springen alle der Reihe nach darüber fort; das nennt man über schainichen springen. Wer anstößt, muß Strafe zahlen. In Hohlstädt sagt man: über schinnechen springen. In Buttstädt hatte man folgenden Brauch: War der Flachs ausgerauft, so ließ man noch ein Bündel stehen, band die Knoten oben zusammen und sprang darüber; das nannte man ein schainichen machen oder über schainichen springen. Im Altenburgischen sagt man eine Scheune bauen. Mit Recht glaubt Kuhn in den genannten Ausdrücken den Namen Hinne wiedergefunden zu haben, denn im thüringischen Dialekt wird s nach r im Anlaut zu sch, wie durch Beispiele aus Bechsteins thüringischen Sagen dargethan wird. Ueber schinnechen springen ist daher so viel wie übers hinnechen springen, und erst später, als man den Ausdruck nicht mehr verstand, bildete man die Ausdrücke schainichen machen und Scheune bauen. Daß aber an eine Scheune nicht zu denken ist, zeigt sowohl die Gestalt der Puppe als die Nebenform schinnichen.

Wie nun der „Alte", die Puppe, die man aus der letzten Garbe macht, der Gott selbst ist, so stellt auch in den angeführten Gebräuchen die Puppe, über die man hinwegsprang, die Göttin dar, die über der Ernte waltet. Das beweist auch ein anderer Gebrauch aus Buttstädt. Ehe der Flachs ins Wasser kam, wurde in einem Büschel ein Theil Flachs mit der Spitze nach oben, der andere mit

der Spitze nach unten gebunden und zu den übrigen Bündeln gelegt; wenn dann alles wieder aus dem Wasser herausgeholt wurde, hieß es von der Magd, welche jenes Bündel herauszog, sie habe die Flachskröte gekriegt. Diese Flachskröte ist die Flachsgöttin selbst, die blondhaarige Berhta, und das Hinnechen, Frau Hinne, ist nur eine andere Bezeichnung derselben. Wenn die Hinnemutter wieder als wildes Weib erscheint, mit dem man die Kinder erschreckt, so deckt sie sich auch hierin mit Berhta und Frau Holle. Auch in der pommerschen Sage erscheint ein altes spinnendes Weib und erschreckt die Vorübergehenden (Sage 31); denn daß das Summen ihres Rades von den Verständigen richtig als das Heruntersickern des Schnees oder Regens gedeutet wird, hebt die Sage selbst nicht auf. Und noch einmal erscheint ein solches Weib. Wenn in Wusseken die Kinder am Abend nicht still und artig sein wollen, so droht man ihnen, das Weib (oder das Ding) mit den langen, spillbaumenen Zähnen werde kommen. Es ist eben Frau Holle, die ja auch mit langen Zähnen erscheint. Ob der Name Hinne aus Hilde oder Holle (Hulle, Hülle) corrumpirt oder noch anders zu erklären sei, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls bezeichnet er dieselbe Göttin.

Ist nun die gegebene Deutung der Fluchformeln richtig, so haben wir in ihnen dieselben drei Götternamen, die wir schon in einer altsächsischen Abschwörungsformel zusammen finden, nämlich Donar, Wodan und Saxnot. Bei den Göttinnen fehlt allerdings die Dreizahl, doch war vielleicht Freia selbst die dritte, wie man aus der Formel Dunnersdag u Fridag schließen könnte, denn die Namen der Tage werden erst später für die Namen der Gottheiten selbst eingesetzt sein. Andere Formeln mögen bereits verloren sein. Von noch gebräuchlichen führe ich an: Dunnerwettstock, Dunnerjuchtink, Dunnerlichtink, Dunnermassink, Dunnermissink, Duckenmissink, — Corruptionen der früher genannten.

Die aus Falkenburg mitgetheilten Namen der Zwerge sind slavischen Ursprungs; ihre Deutung muß ich andern überlassen. —

Die Anordnung der Sammlung geschah in der Weise, daß der erste Theil die Sagen und Erzählungen, nach den einzelnen Kreisen geordnet, enthält, denn ein mythologisches Interesse hat den Sammler bei seiner Arbeit zunächst nicht geleitet; wenn jedoch auch die Mythologie hier und da etwas findet, was sie für sich verwerthen kann, soll's ihn freuen. Viel wichtiger erschien es, alles das schriftlich zu fixiren und dadurch vor dem Untergang zu schützen, was das Volk sich erzählte und noch erzählt. Auf dem Lande aufgewachsen und mit den Sitten des Volkes von Jugend auf bekannt, hatte der Sammler frühzeitig Gelegenheit, auch seine Sagen kennen zu lernen, und so konnte er, durch die Temme'sche Sammlung dazu angeregt, in kurzer Zeit eine große Anzahl von Sagen aufzeichnen. Den Stamm bilden die Sagen des Stolper Kreises, die der Sammler theils aus früherer Zeit kannte, theils während seiner Stellung als Hauslehrer in Stojentin im Verkehr mit den Landleuten aufzeichnete. Ebenso sind die meisten Sagen des Lauenburger Kreises nach mündlicher Erzählung aufgezeichnet; einige Nachträge lieferte später Hr. Lehrer Radiske in Belgard. Sehr eifrig betheiligten sich dann die Lehrer Dassow in Culsow (Kr. Stolp) und Archut in Wusseken (Kr. Bütow) an der Sammlung; dem ersteren verdanke ich eine große Anzahl von Sagen aus den Kreisen Stolp und Schlawe, der andere brachte viele Sagen aus Bütow und Rummelsburg. Beide Männer, aus dem Volke stammend und durch ihre Stellung und ihren Verkehr im Volke zum Sammeln wohl befähigt, haben, wo sie nicht ihnen schon Bekanntes referirten, ihre Aufzeichnungen meist nach der Erzählung älterer Leute gemacht, die vollen Glauben verdienen, so daß ein Zweifel an der Wahrheit ihrer Berichte ausgeschlossen ist. Erwähnen will ich, daß Hr. Dassow die Brunnensagen 97 und 100 nach dem Bericht seiner in Labuhn verstorbenen Eltern, Hr. Archut die Brunnensagen 15

Eins — — neun
Wie hoch ist unsre Scheun,
Wie hoch ist unser Haus?
Da tucken drei Jungfern heraus.
Die eine spinnt Seide,
Die andre kocht Kreide,
Die dritte näht Hemden,
Mir eins, dir eins, dem alten Jakob auch eins.

Eins — — neun
Wie hoch steht die Scheun
Voll Roggen und Weizen?
Wie soll das liebe Kindlein heißen?
Ene mene weiße Bahn,
Ene mene schwarze Bahn.
Engelland ist zugeschlossen,
Der Schlüssel ist entzwei gebrochen.
Hans, ich oder du, vier Pferde müssen jagen.

Auf dem Glauben, daß die Seelen ungetaufter Kinder als Irrlichter herumirren müssen, bis sie erlöst werden, beruht das folgende, von einem Schulmädchen in Wussefen niedergeschriebene Volkslied. Es lautet:

Es trieb ein Schäfer mit Lämmlein raus,
Er trieb wohl in den Wald hinein.
Begegnet ihm auf dem Wegelein
Ein kleines Kind so hübsch und fein.
„Ach Schäfer, nehmen Sie mich mit ins Dorf,
Heut wird meiner Mutter ihre Hochzeit sein!"
Er faßt das Kind wohl an die Hand
Und ging mit ihm vors Hochzeitshaus.
„Guten Tag, guten Tag, ihr Hochzeitsgäst,

Meine Mutter sitzt hinterm Tisch so fest!"
„Wie kann ich Deine Mutter sein?
Ich trag ein grünes Kränzelein."
„Wie kannst Du tragen ein grünes Kränzelein?
Denn Du hast erzeugt drei Kindelein,
Zwei hast Du im Wasser ersäuft und mich in den hohlen
Baum versteckt,
Mit Dornen und Disteln zugedeckt."
„Wie kann ich Deine Mutter sein?
Ich trag ein grünes Kränzelein.
Und wenn ich Deine Mutter (sollt) sein, so möcht ich, daß
der Kuckuck käm
Und mir den grünen Kranz abnähm."
Der Kuckuck aus der Hölle kam
Und ihr den grünen Kranz abnahm.

Auf Teufelssagen und Teufelsglauben, heidnischem und christlichem, beruhen die Sprüchwörter und Redensarten, in denen der Teufel genannt wird, dessen Namen man auszusprechen sich vielfach scheut und der deshalb oft nur mit „Hei" (= Er) oder „Dies' u jenn" bezeichnet wird. Ich habe in Hinterpommern folgende gesammelt:

Linkpot,*) schla de Diwel dot.
Mett (miß), wenn uck dat dem Diwel in't Ellerbrauk.**)
Wer väre Hell wahnt, mutt de Diwel tum Badderstahnen
nedige.
Wo Gild is, is de Diwel, wo keige is, doar is hei tweimal.
Wenn de Wiewer wasche u backe, hebbe sei de Diwel im Nacke.
Wenn ma de Diwel dat ganz Joahr hubback drecht u sett
em eige Mal unäwen hen, denn is alles vergäws.

*) D. h. einer, der die linke Hand (Pfote) statt der rechten gebraucht.
**) Weil man sich im Ellerbruch den Wohnort des Teufels dachte, vgl. Sagen 165.

De leiw Gott straft uck mal eis de Diwel.
Hei kann läse as he Esel u schriewe as he Diwel.
Ick schla di bi de Ohre, dat du nägen Dag' vom Diwel dreemst.
Hei is doarhinger as de Diwel hingerre Judeseel'.
Schmuck u riek schitt de Diwel nich toglief.
Ick bring Gotts Woort inne Schwung, säd de Diwel u schmeet de Bibel äwerre Tun.
Grot Geschrei u wenig Wull, seggt de Diwel u scheert de ull Säg.
Dat is dat Letzt (de Neig), säd de Diwel u scheet dat Hart ut.
Schla, Vader, schla! Schleest tehn Diwels ut, zwanzig wedder in.
Wo de Diwel Värmiddag in sitt, doar sitt hei uck Nahmiddag in.
Wat de Diwel fär Schauh drecht!*) (Wusseken).
In de Ogen „Gott grieß di!" hingerm Rigge „de Diwel hal di!"
Dat Krut kenn ick, sär de Diwel u serr sick in de Nettel.
Du bist eie wungerliche Christ, sär de Diwel u faut dem Jure inne Boart.
Doa schla Gott de Diwel dot (Kr. Stolp).
Son' Herr, son' Karät, seggt de Düwel un föhrt upp de Brettschüpp**) (Kr. Belgard).
De Diwel kettle (kitzeln), sagt man in einigen Dörfern des Stolper Kreises, wenn der Hofmeister durch die Klapper die Tagelöhner zum Scharwerk ruft.
Räthsel: Woarim schlaug de Diwel sin Großmutter?
Wiel se kein Uträd' wiesd'.

In der Bublitzer Gegend und auch sonst sagt man: „Dat geht,

*) So sagt man in Wusseken zu jemand, der an andern stolz vorbeigeht.
**) Vgl. Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung VII. 53 f., VIII. 78.

as wett Düwel Dreck haspelt,“ eine Redensart, die auf dem von mir in Hinterpommern nicht mehr wahrgenommenen Glauben beruht, daß am Sonnabend Abend abgesponnen sein müsse, sonst haspele der Teufel am Sonntag.

Auf ein Volksmärchen scheint sich der folgende, aus Wusseken mitgetheilte Abzählreim zu beziehen:

Dat satt mal ne Kreih am Weg',
Dei wull geern Bibel läse.
Bibel läse kunn sei nich;
Kamm de Voß und u dreef sei weg,
Dreef sei in de Kenigskamer.
(Piff, paff, pu, aff bist du!)

Eulenspiegel, der auch in Pommern gewesen sein soll (Temme, Nr. 79), wird jetzt nur noch in Sprüchwörtern genannt. Im Belgarder Kreise sagt man: „Väl Geschrei un wenig Wull, seggt Ulenspegel u scheert upp de ull Sög los.“ Im Stolper Kreise heißt es: „Nu sind wi bawen upp, seggt de Ulespegel u satt ungre Tag',“ und: „Väl Kepp, väl Sinn, seggt dei Ulespegel, as hei ne Sack vull Kumstkepp uppem Barg utschütt un as sei na alle Siere runge leipe; dei eie leip nam Kraug' u dem leip hei na.“ Auch ist Ulespegel ein gebräuchliches Schimpfwort — eben für einen Eulenspiegel.

Die Neigung zu Spott und Neckerei liegt im Charakter des Hinterpommers; ein Wort, eine dumme That giebt ihm bald Gelegenheit, seinem Nachbarn einen Ekelnamen anzuhängen, der ihm oft für sein ganzes Leben bleibt, oder seinen Namen in einen Spruch zu verflechten, der bald die Runde durch die umliegenden Dörfer macht. Ich habe eine große Menge solcher Sprüche gesammelt und werde sie in einer später erscheinenden Sammlung von Sprüchwörtern bringen. Auch die pommersche Geschichte ist reich an humoristischen Momenten. Bekannt sind die Spottnamen, mit denen man die Cösliner beehrt (Temme Nr. 123). Noch mehr haben

die Bewohner von Zanow unter dem Spott ihrer Nachbarn zu leiden (vgl. Sagen 196—204). Auf ihre Kosten werden allerhand Streiche erzählt, die aber auch von den Zelasenern und Darsikowern gelten, — allerdings sind sie auch sonst nicht unbekannt. In besonderem Verruf stehen die Darsikower, und ihr Dorf wird vom Volk kaum anders als „dumme Doarschk" genannt. Von den Lebaern und Rowern erzählt man ähnliche Streiche.*) Was ich außer dem in den Sagen und Erzählungen Mitgetheilten noch an topographischem Volkshumor gesammelt habe, mag hier seine Stelle finden. Stolp ist als Kaschubenhauptstadt verschrieen, wie es denn auch eine Kassuberstraße aufzuweisen hat, und der Spottvers auf Stolp ist bekannt. Auch sagt man, in Stolp solle man nicht tanzen, weil man da mit Stolpern tanze. Von Zanow heißt es auch, dort danke der Nachtwächter des Morgens in Cöslin ab. Von Schivelbein heißt es: „In Schivelbein hewwens de Düwel seihn." In Ratzebuhr weiden die Bürger ihre Kühe auf dem Markt, und in Callies zieht der Bürgermeister nur am Sonntag die Stiefel an; auch ist dieser Ort wegen seiner Kartoffelbuddler verspottet. Im Bütower Kreise sagt man von einem Grobian: „Dei is ut Rabbazin, wo de Heiner melk**) ware." Rabbazin ist Gröbenzin. Von jemand, der, wie man zu sagen pflegt, eine schöne Handschrift singt, heißt es: „Dei singt as de Symbowsch' Kester." Von demselben Küster sagt man: „In Symbow kriggt de Kester twelf Schäpel Fichtschuschke tum Lohn, awer hei mutt se sick uck noch allein plicke; doartau hett hei fri Jagd inne Fichtzeppe." Eine

*) Von einem Fischer aus Rowe erzählt man, er sei einmal mit Fischen auf den Dörfern herumgegangen; in einem Hause habe er seine Lischke auf einen Herd gesetzt, und als er sie wieder auf seinen Rücken genommen, sei ihm eine Bratpfanne daran hängen geblieben. Wie er nun so geht, schlägt die Pfanne auf die Lischke auf; er läuft, aber immer schneller klopft es auf seinem Rücken, so daß er glaubt, der Teufel sitze ihm hinten auf der Lischke. Athemlos kommt er in Rowe an und läuft sogleich zum Pastor, damit der den Teufel vertreibe.

**) Aehnlich heißt es im Lauenburgischen: „Et es so gaut as e frischmelk' Heun."

ähnliche Figur führt das liebe Pommerland III. S. 309 an. Ein Herr bittet einen Bauer um Feuer, und der erwidert: „Feuer sollst Du haben, wenn Du auch der Pastor aus Zizow bist." Von Ubedel bei Bublitz heißt es, daß dort die Hunde mit dem Schwanze bellen, und von einem andern Dorf, daß dort die Gänse barfuß laufen. In Quisbernow stött de Kiwit de Osse bot. In Buslar ätens bei Grütt mit dem Sugel. In Pribslaw nähmens de Mütz aff, in Wopersnow is't äwen so. In Zuche lehrt ma juche, und Gr. Tychow ist das Dorf, wohin man zum Franzen geht. Bekannt durch seine Eigenheit ist das Drenzigsche Ferkel: „Hei is so eigen as dem Drensch'sche Schwienheire sie Farke, dat namm sick upp u ging allein vom Fill na Hus." Und während die Rügenwalder Gänse wegen ihrer Dickköpfigkeit in Verruf sind, heißt es in Wusseken: „Uns' Gaus hett Minsche-verstand; sei flog uppe See u kamm allein wedder runge." —

Simrock hat Myth. S. 270 angenommen, daß in der Fluchformel Dunnersaxen die Namen der Götter Donar und Saxnot verbunden seien. Das scheint unzweifelhaft zu sein, und die Formel ist dann sehr alt. Ein eben so hohes Alter beanspruchen dann aber auch die übrigen Fluchformeln. Da ist zunächst zu erwähnen Hellesaxe, oder wie man gewöhnlicher sagt, Hellesaxink. Die räumliche (christliche) Hölle kann nicht gemeint sein, wir haben hier vielmehr eine Zusammenstellung der Göttin Hel und des Saxnot. Ferner sind in den Formeln Dunnerwetter*) und Hellewetter Donar und Wodan einerseits, Hel und Wodan andrerseits verbunden, denn Wodan, der Wettergott, der wilde

*) Auffallend ist, daß in diesen Fluchwörtern nur die Form „Wetter" erscheint, während sonst Wetter plattd. Wedder (Werre) ist. Als Personifikation des Wettergottes erscheint Wetter auch in folgenden Verwünschungsformeln: Di sall doch gliek dat Wetter hale! Doa sall doch gliek dat Wetter rin schlane! Wetter nich eis! Dat di dat Wetter! Dat di dat! Als bloßer Ausruf: Tastichtns, Tattidat! In Wusseken: Tatti dat grusnige, wo ging hei! Aus der Bublitzer Gegend: Di schabbat Wind un Wäre hale!

Jäger, und nicht Donat, ist gleich Wetter gesetzt, während in Dunnerdiwel nach Grimm Myth. 4. Aufl. S. 151 beidemal Donar genannt ist. Es bleiben noch zwei Formeln übrig, die noch nicht bekannt zu sein scheinen, nämlich Hinnesaxink und Hinnewetter, also eine Zusammenstellung von Hinne und Saxnot und von Hinne und Wodan. Wer ist nun Hinne? Für Helle kann Hinne nicht stehen, da z. B. in meinem Geburtsorte Carzin (Kr. Stolp) beide Formen neben einander gebraucht werden;*) auch mit den Hünen hat der Name nichts zu thun, diese heißen bei uns Heine. Und wenn in Wusseken, Kr. Bütow, Hiennerwetter und Hiennersaxing gesprochen wird, so erklärt sich der lange Vokal einfach aus der Neigung des Dialektes, kurze Vokale zu längen, und das r ist aus der Form Dunnerwetter hereingekommen, wie man denn in Carzin ganz deutlich Hinne spricht.

Nun wird in den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz (Leipzig 1848) unter Nr. 190 folgende Sage mitgetheilt: „Am Wege von Westerhausen nach Thale (bei Halberstadt) liegt gleich hinterm Dorf an einem mit Sandsteinklippen überdeckten Berg die Hinnemutterstube, eine Höhle im Stein. Darin sitzt die Hinnemutter, ein wildes Weib, aber wie sie hineingekommen, weiß kein Mensch. Einige sagen zwar, sie sei nicht mehr drin, aber die Kinder wissen das besser, denn wenn sie nicht artig sind, so sagt man: „Wart, die Hinnemutter wird gleich kommen und dich holen!" und sie mögen noch so unartig sein, das hilft gewiß." Dazu bemerkt Kuhn S. 489: Der Name Hinnemutter erinnert an die Haulemutter. Wie nun diese wohl keine andere ist als Frau Holle, da ja die Haulemännerchen den nordischen Huldumen gleich stehen, so dürfen wir aus der Hinnemutter auf eine Frau Hinne

*) Allerdings können die Liquiden wechseln. In Carzin findet sich Hinne noch einmal, nämlich in Hinnenettel, die einjährige Nessel, anderwärts Hirrenettel, d. i. Hiddernettel, bei Cörlin Hinnenettel, im Bütower Kreise Hinnenettel, Hennenettel neben Hirrenettel, Hiddernettel.

schließen, und zwar wird dies keine andere als die als Mutter und Königin der Heimchen auftretende Berhta sein.

Die Identität mit Berhta, also auch mit Holle, geht auch aus anderen von Kuhn und Schwartz mitgetheilten Gebräuchen hervor. In Tilleda am Kyffhäuser, sowie in der ganzen Umgegend, läßt man, nachdem der Roggen abgemäht ist, eine Garbe unabgemäht stehen; die Aehren derselben werden darauf umgeknickt mit bunten Bändern unterwärts gebunden, so daß das Ganze die Gestalt einer Puppe mit einem Kopfe bekommt, und nachdem diese fertig ist, springen alle der Reihe nach darüber fort; das nennt man über schainichen springen. Wer anstößt, muß Strafe zahlen. In Hohlstädt sagt man: über schinnechen springen. In Buttstädt hatte man folgenden Brauch: War der Flachs ausgerauft, so ließ man noch ein Bündel stehen, band die Knoten oben zusammen und sprang darüber; das nannte man ein schainichen machen oder über schainichen springen. Im Altenburgischen sagt man eine Scheune bauen. Mit Recht glaubt Kuhn in den genannten Ausdrücken den Namen Hinne wiedergefunden zu haben, denn im thüringischen Dialekt wird s nach r im Anlaut zu sch, wie durch Beispiele aus Bechsteins thüringischen Sagen dargethan wird. Ueber schinnechen springen ist daher so viel wie übers hinnechen springen, und erst später, als man den Ausdruck nicht mehr verstand, bildete man die Ausdrücke schainichen machen und Scheune bauen. Daß aber an eine Scheune nicht zu denken ist, zeigt sowohl die Gestalt der Puppe als die Nebenform schinnichen.

Wie nun der „Alte“, die Puppe, die man aus der letzten Garbe macht, der Gott selbst ist, so stellt auch in den angeführten Gebräuchen die Puppe, über die man hinwegsprang, die Göttin dar, die über der Ernte waltet. Das beweist auch ein anderer Gebrauch aus Buttstädt. Ehe der Flachs ins Wasser kam, wurde in einem Büschel ein Theil Flachs mit der Spitze nach oben, der andere mit

der Spitze nach unten gebunden und zu den übrigen Bündeln gelegt; wenn dann alles wieder aus dem Wasser herausgeholt wurde, hieß es von der Magd, welche jenes Bündel herauszog, sie habe die Flachskröte gekriegt. Diese Flachskröte ist die Flachsgöttin selbst, die blondhaarige Berhta, und das Hinnechen, Frau Hinne, ist nur eine andere Bezeichnung derselben. Wenn die Hinnemutter wieder als wildes Weib erscheint, mit dem man die Kinder erschreckt, so deckt sie sich auch hierin mit Berhta und Frau Holle. Auch in der pommerschen Sage erscheint ein altes spinnendes Weib und erschreckt die Vorübergehenden (Sage 31); denn daß das Summen ihres Rades von den Verständigen richtig als das Heruntersickern des Schnees oder Regens gedeutet wird, hebt die Sage selbst nicht auf. Und noch einmal erscheint ein solches Weib. Wenn in Wusseken die Kinder am Abend nicht still und artig sein wollen, so droht man ihnen, das Weib (oder das Ding) mit den langen, spillbaumenen Zähnen werde kommen. Es ist eben Frau Holle, die ja auch mit langen Zähnen erscheint. Ob der Name Hinne aus Hilde oder Holle (Hulle, Hülle) corrumpirt oder noch anders zu erklären sei, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls bezeichnet er dieselbe Göttin.

Ist nun die gegebene Deutung der Fluchformeln richtig, so haben wir in ihnen dieselben drei Götternamen, die wir schon in einer altsächsischen Abschwörungsformel zusammen finden, nämlich Donar, Wodan und Saxnot. Bei den Göttinnen fehlt allerdings die Dreizahl, doch war vielleicht Freia selbst die dritte, wie man aus der Formel Dunnersdag u Fridag schließen könnte, denn die Namen der Tage werden erst später für die Namen der Gottheiten selbst eingesetzt sein. Andere Formeln mögen bereits verloren sein. Von noch gebräuchlichen führe ich an: Dunnerwettstock, Dunnerjuchtink, Dunnerlichtink, Dunnermassink, Dunnermissink, Duckenmissink, — Corruptionen der früher genannten.

Die aus Falkenburg mitgetheilten Namen der Zwerge sind slavischen Ursprungs; ihre Deutung muß ich andern überlassen. —

Die Anordnung der Sammlung geschah in der Weise, daß der erste Theil die Sagen und Erzählungen, nach den einzelnen Kreisen geordnet, enthält, denn ein mythologisches Interesse hat den Sammler bei seiner Arbeit zunächst nicht geleitet; wenn jedoch auch die Mythologie hier und da etwas findet, was sie für sich verwerthen kann, soll's ihn freuen. Viel wichtiger erschien es, alles das schriftlich zu fixiren und dadurch vor dem Untergang zu schützen, was das Volk sich erzählte und noch erzählt. Auf dem Lande aufgewachsen und mit den Sitten des Volkes von Jugend auf bekannt, hatte der Sammler frühzeitig Gelegenheit, auch seine Sagen kennen zu lernen, und so konnte er, durch die Temme'sche Sammlung dazu angeregt, in kurzer Zeit eine große Anzahl von Sagen aufzeichnen. Den Stamm bilden die Sagen des Stolper Kreises, die der Sammler theils aus früherer Zeit kannte, theils während seiner Stellung als Hauslehrer in Stojentin im Verkehr mit den Landleuten aufzeichnete. Ebenso sind die meisten Sagen des Lauenburger Kreises nach mündlicher Erzählung aufgezeichnet; einige Nachträge lieferte später Hr. Lehrer Radiske in Belgard. Sehr eifrig betheiligten sich dann die Lehrer Dassow in Culsow (Kr. Stolp) und Archut in Wusseken (Kr. Bütow) an der Sammlung; dem ersteren verdanke ich eine große Anzahl von Sagen aus den Kreisen Stolp und Schlawe, der andere brachte viele Sagen aus Bütow und Rummelsburg. Beide Männer, aus dem Volke stammend und durch ihre Stellung und ihren Verkehr im Volke zum Sammeln wohl befähigt, haben, wo sie nicht ihnen schon Bekanntes referirten, ihre Aufzeichnungen meist nach der Erzählung älterer Leute gemacht, die vollen Glauben verdienen, so daß ein Zweifel an der Wahrheit ihrer Berichte ausgeschlossen ist. Erwähnen will ich, daß Hr. Dassow die Brunnensagen 97 und 100 nach dem Bericht seiner in Labuhn verstorbenen Eltern, Hr. Archut die Brunnensagen 15

und 220 nach dem Bericht verschiedener alter Leute aufgezeichnet hat. Die Sagen 63 und 221 sind in der mitgetheilten Form wohl nicht volksthümlich gewesen, doch ist mir 63 ohne den Schluß auch von anderer Seite erzählt worden. Erzählung 142 ist sicher volksthümlich und erst später im Kirchenbuch aufgezeichnet worden. Von den Sagen der übrigen Kreise ist nur ein geringer Theil von mir persönlich gesammelt worden. Zahlreiche Beiträge lieferten die Herren Seminarlehrer Häring in Cöslin, Oberpfarrer Plato in Falkenburg, Lehrer Rabe in Boissin, eine aus Persanzig stammende Dame u. a. Allen sei hiermit gebührender Dank abgestattet. Was von schriftlichen Quellen benutzt ist, ist bei den einzelnen Sagen angegeben. In zuvorkommender Weise gestattete Hr. Rittergutsbesitzer Treichel in Hoch-Paleschken den Abdruck einiger von ihm in der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder veröffentlichter Sagen, wie er mich auch sonst durch seinen Rath freundlichst unterstützte.

Der zweite Theil der Sammlung enthält Aberglauben und Gebräuche, zumeist aus den Kreisen Stolp und Bütow, von meinem Schwager Dassow, Hrn. Archut und mir selbst persönlich gesammelt. Einige Beiträge wurden von Freunden geliefert. Es sei daran erinnert, daß in Zezenow, das öfters erwähnt wird, noch jetzt Kassuben vorhanden sind, und Wusseken und die umliegenden Dörfer früher ebenfalls von Kassuben bewohnt waren. Was daher in diesem Theile gebracht wird, ist größtentheils kassubisches Eigenthum.

Der dritte Theil der Sammlung enthält eine Anzahl von Märchen, größtentheils von Hrn. Archut gesammelt. Ueber die Weise seines Sammelns schreibt er: „Ich habe zumeist ältere Leute zu einem Plauderstündchen in meine Wohnung geladen oder bin zu ihnen gegangen, und nachdem ich ihr Vertrauen erweckt, habe ich ihnen meine Bitte vorgelegt und mir die Sachen erzählen lassen, die ich entweder sogleich oder später aus dem Gedächtniß auf-

schrieb. Keiner der Erzähler, die sämmtlich der niederen Volksschicht angehören, hat nach seiner Aussage aus einem Buche geschöpft, jeder wollte die Märchen vielmehr in seiner Jugend von alten Leuten gehört, ja öfter gehört und so dem Gedächtniß eingeprägt haben. Diese Angaben habe ich um so weniger Grund zu bezweifeln, als in früherer Zeit derartige Unterhaltungen, besonders an den langen Winterabenden, an Sonntagen und in den Spinnstuben, mehr und besser gepflegt wurden als heutzutage, wo die jüngere Generation sich lieber die Zeit durch Kartenspielen und Schnapstrinken kürzt, wie denn auch fast bei keinem der jungen Gemeindemitglieder der Sinn für solche Erholung zu finden ist, was im Interesse einer gesunden Volkserziehung nur beklagt werden kann."

Den Vorwurf, leichtgläubig gewesen zu sein, muß der Sammler entschieden zurückweisen; er kennt seine Landsleute gut genug und weiß, wie viel es dort noch besonders an Erzählungen, Märchen und Gebräuchen zu sammeln giebt; und wenn er seine Sammlung schon jetzt der Oeffentlichkeit übergiebt, so geschieht das aus dem Grunde, weil er jetzt nicht mehr Gelegenheit zum persönlichen Sammeln hat. Eher möchte zu tadeln sein, daß er zu viel aufgenommen hat; aber darauf erwidert er, daß er eben alles hat aufnehmen *wollen*, was es an Sagen und volksthümlichen Erzählungen im Regierungsbezirk Cöslin noch giebt; er hofft, seiner Heimathsprovinz durch seine Sammlung keinen schlechten Dienst zu erweisen, und bedauert nur, daß er aus dem westlichen Theil des Regierungsbezirkes nicht mehr hat beibringen können. Im Uebrigen soll das Buch weiter nichts sein — als eine Sammlung, die wissenschaftliche Verwerthung des gebotenen Materials bleibt Anderen überlassen. Daher ist — mit einer Ausnahme, S. XIII ff. — auch auf mythologische Erörterungen verzichtet, obgleich solche vielen Lesern wohl erwünscht gewesen wären.

So sei denn diese Sammlung — mit freundlichem Gruß an alte Bekannte und alle, die in dem Buche von dem Ihrigen wiederfinden, — ganz besonders meinen hinterpommerschen Landsleuten bestens empfohlen. Für weitere Beiträge zur Vervollständigung unserer Sammlung werden wir dankbar sein.

Posen, am 20. April 1885.

A. Volkssagen und Erzählungen.

I. Kreis Bütow.

II. Kreis Lauenburg.

III. Kreis Stolp.

IV. Kreis Schlawe.

V. Kreis Rummelsburg.

VI. Kreis Bublitz.

Seite.

VII. Kreis Cöslin.

VIII. Kreis Colberg=Cörlin.

IX. Kreis Belgard.

X. Kreis Neustettin.

XI. Kreis Schivelbein.

XII. Kreis Dramburg.

B. Aberglauben und Gebräuche.

erkundigen, und so trat dieser durch die erste Thür in das Innere des unheimlichen Gebäudes. Dann öffnete er eine zweite Thür und nun stand er in einem hell erleuchteten Gemach, in dessen Mitte er an einem mächtigen, mit Papieren bedeckten Tische einen schwarzgekleideten Mann in emsiger Thätigkeit erblickte, den Rücken der Thür zugewandt. Der Gruß des Boten blieb ohne Erwiderung, ja der Mann am Tisch hielt es nicht einmal für nöthig, sich nach dem Eindringling umzuschauen. Da trat dieser schweigend an den Tisch und überreichte den Brief, welchen der Mann öffnete, las und sofort beantwortete. Der Bote nahm das versiegelte Antwortschreiben und machte sich dann auf den Rückweg. Ohne Gefahr erreichte er den Ausgang wieder, ward hinaufgezogen und erstattete den Harrenden getreuen Bericht. Was in dem Briefe gestanden, erzählt die Sage nicht.

9. Die Feuerkugeln.

Ein Schusterlehrling ging eines Abends auf der Straße zu Bütow spazieren, während ein altes Mütterchen hinter ihm her trippelte. Nachdem sie den Burschen eingeholt hatte, zog sie einen irdenen, mit Papier zugedeckten Topf unter der Schürze hervor und bat ihn, den Topf nach dem Hausflur eines Ackerbürgers, den sie ihm bezeichnete, zu tragen und dort niederzusetzen. Der Bursche war dazu bereit. Er war aber noch nicht 50 Schritt gegangen, als durch das beim Tragen beschädigte Papier zwei *langschweifige Feuerkugeln* drangen und hoch in die Luft stiegen. Vor Schreck ließ der Bursche den Topf fallen und lief mit furchtbarem Geschrei davon. Leute eilten herzu, sahen aber nur noch, daß die beiden Feuerkugeln in einem Schornstein verschwanden. Jeder glaubte, es sei der Teufel gewesen.

10. Die Jungfernmühle bei Bütow.

Die Jungfernmühle gehörte in früherer Zeit einem Müller, der mit irdischem Gut reich gesegnet war. Drei Töchter führten ihm die Wirthschaft. Man erzählt, daß diese ihren Vater ermordet hätten, weil sie von ihm nicht die Einwilligung zum Heirathen erhielten. Andere sagen, die Töchter seien mit dem Vater in einen Streit gerathen und hätten ihn, als er schlief, in den tiefen,

morastigen Mühlenteich gestürzt. Wegen dieses Frevels wurden die drei Töchter von einem Zauberer, der das Böse haßte, in drei Berge gebannt, welche das Jungfernthal und die Mühle in Form eines Dreiecks umgeben. Als Bedingung ihrer Erlösung wurde Folgendes bestimmt: Ein junger Mann solle es freiwillig unternehmen, in der Nacht, in welcher der Mord geschah, dreimal jeden Berg im Lauf zu umkreisen. Oft soll man dort in der Nacht ein lautes Rufen von anfeuernden Stimmen vernehmen, aber sobald es ein Uhr schlägt, ertönt ein lautes Wehgeschrei und die drei Schattengestalten verschwinden in den drei Bergen, um dort den Tag ihrer endlichen Erlösung zu erwarten.

11. Der verwünschte Geldkasten.

Ein Arbeiter aus Bütow ging einst mit einem Beile in der Hand in die Berge bei der Jungfernmühle, um Baumstöcke zu holen. Plötzlich sieht er in dem Gesträuch einen länglichen, mit eisernen Bändern beschlagenen Kasten stehen, der ganz mit Gold angefüllt war. Dieses Gold war für den Arbeiter bestimmt; hätte er den Kasten nach Hause getragen, oder hätte er ihn wenigstens mit dem Beile geöffnet, so wäre er zeitlebens ein reicher Mann gewesen. Aber nach einiger Ueberlegung eilte er nach Hause, um seinen armen Nachbar zu Hülfe herbeizurufen, meinend, sie hätten beide übergenug an dem Schatze. Er vergaß aber, den Fund zu bekreuzen und ihn dadurch an seinen Standort zu bannen. Als er nun mit seinem Begleiter zu der Stelle zurückkam, war der Glückskasten spurlos verschwunden; sie kehrten jeden Busch um und durchsuchten das ganze umliegende Feld. — Alles umsonst, der Kasten blieb verschwunden und hat sich seitdem nicht wieder gezeigt.

12. Der Steinkreis bei Bütow.

Nicht weit von Bütow liegen mehrere Steine im Kreise um einen größeren Stein herum. Man erzählt, daß dort einst eine Gerichtsversammlung stattgefunden habe; da die Richter aber sehr unrecht urtheilten, hätte ein Zauberer, der das Unrecht haßte, sie alle in Steine verwandelt. Der große Stein soll der oberste Richter sein, die kleineren die niedergestellten.

13. Gott abschwören.

Ein Gerichtsvollzieher kam eines Tages in einen Kathen bei Bütow, um den Leuten kraft seines Amtes die Sachen abzupfänden. In der Stube war niemand anwesend, dagegen bemerkte er durch die offene Kammerthür Folgendes: Eine Frau bleut einem Knaben wiederholt den Rücken, giebt ihm dann einen irdenen Topf in die Hände und befiehlt ihm, damit dreimal in der Kammer einen Rundgang zu machen und die Worte zu sprechen: „Ick glow an disse Pott u schiet inne leiwe Gott.“ Der Knabe sträubt sich, die Worte der unnatürlichen Mutter nachzusprechen, und sagt vielmehr umgekehrt. Bei einem der Rundgänge bemerkt der Knabe den Gerichtsvollzieher, läßt vor Freuden das Gefäß fallen und stürzt hinaus. Der Topf zerspringt in tausend Stücke, aber aus den am Boden liegenden Scherben sieht der erstaunte Zuschauer drei weiße Mäuse hervorkriechen und in einer Ecke verschwinden.

14. Das verwünschte Schloß in den Heischkuhlen.

Zwischen Wusseken und Borntuchen liegen die dem Forstfiskus gehörigen Heischkuhlen, ein herrliches Laubwäldchen, das von der Bütower Bürger-Ressource mehrmals im Sommer besucht wird. Das Wäldchen hat die Gestalt eines von Osten nach Südwesten sich ausdehnenden stumpfen Winkels, dessen Oeffnung nach Mittag zu liegt. In dem südwestlichen Theile der Heischkuhlen befindet sich ein kegelförmiger, oben platter Berg, vom Volke der „Schloßberg“ genannt, und zu seinen Füßen breitet sich ein kleiner See aus, den die Bütower „Herthasee“ nennen. In diesem See, so wird erzählt, hat man viele Jahre hindurch eine junge und schöne, schwarzgekleidete Jungfrau sich waschen sehen, offenbar in der Absicht, um von den Vorübergehenden bemerkt und angesprochen zu werden. Doch lange fand niemand den Muth dazu, bis sich endlich ein vierschrötiger Arbeiter, mit Namen Kramp, erkühnte, der Jungfrau die Tageszeit zu bieten und sie in ein Gespräch zu verwickeln. Dabei erfuhr er, daß sie eine Prinzessin sei, die vor undenklicher Zeit mit ihrem Schlosse verwünscht sei und noch immer vergeblich auf einen Erlöser harre. Bei ihren Klagen wurde dem Manne das Herz weich, und er erbot sich, das Er-

lösungswerk zu vollbringen. Die Jungfrau war erfreut darüber; solle aber das Vorhaben gelingen, sagte sie, so müsse er sie schweigend auf den Kirchhof von Wusseken tragen und dort niedersetzen; er dürfe sich aber auf dem Wege nicht umsehen, es möge vorgehen, was da wolle, denn wirklichen Schaden werde er nicht nehmen, selbst wenn es ihm scheinbar den Kopf abzureißen drohe; dagegen wolle sie ihn nach glücklich vollbrachter Erlösung fürstlich belohnen. Eine gute Strecke hatte der Mann bereits, die Jungfrau auf dem Rücken tragend, zurückgelegt, ohne sich auch nur im Geringsten um die Schaaren der Geister zu kümmern, die ihn verfolgten; als er aber nahe an den Kirchhof kam, entstand plötzlich ein so großer Sturm, daß ihm die Mütze vom Kopf gerissen wurde. In diesem Augenblick hatte er sein Versprechen vergessen und sah sich um. Da fuhr aber auch schon die Jungfrau in die Luft empor und rief weinend, daß sie nun nimmermehr erlöst werden könne.

Wenn die Knaben früher zu Johannis ihr Vieh am Schloßberge hüteten und in jugendlichem Uebermuth die Platte mit Laub und anderen Dingen verunreinigten, fanden sie die in der Mitte der Platte befindliche, ziemlich umfangreiche Oeffnung und deren Umgebung am Tage darauf wieder auf's Beste abgefegt und mit feinem, weißem Sande bestreut. Nach dem mißlungenen Erlösungsversuch ist jedoch die Platte mit Laub verschüttet und selbst jene Oeffnung kaum noch zu entdecken.

15. Der Brunnen bei Wusseken.

In dem nahe bei Wusseken gelegenen Haine, von dem jetzt nur noch wenige Bäume übrig sind, wollten die Menschen vor Zeiten einen Brunnen graben. Die Arbeit ging schnell von Statten, und schon war man an der Quelle angelangt, als diese zum größten Schrecken der Arbeiter so riesig stark und unaufhaltsam hervorsprudelte, daß dieselben sich nur mit knapper Noth auf den festen Boden retten konnten. Auf dem Wasser aber sah man eine weiße Gans schwimmen. Die am Rande des Haines liegenden Wiesen waren schon ganz und gar überschwemmt, und immer wollte es noch nicht gelingen, die Quelle zu verstopfen, obwohl man Erde, Steine und Holz in den ausgeworfenen Schacht des Brunnens warf. Bereits war durch den reißenden Strom ein

tiefer Graben am Bergabhange entstanden; da wandte man sich an einen weisen Mann und bat um seinen Beistand. Er rieth, einen schwarzen Bullen in den Brunnenschacht zu stürzen, da nur dadurch das Wasser zu stillen sei. Das geschah denn auch. Kaum war das Thier hineingeworfen, da versiegte der Quell augenblicklich, und das Loch wurde wieder verschüttet; der entstandene Graben ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

16. Der schwarze Mann.

Ein Mann aus Wusseken ging einst in einer mondhellen Nacht, das Gewehr auf dem Rücken, nach der königlichen Forst, um zu wildern. Sein Weg führte am Wusseker See vorbei, von wo er, rechts abbiegend, über den Sandberg und eine Wiesenfläche, der Diek genannt, zu den herrschaftlichen Fichten und dann auf ein freies Feld gelangte. Hier stand er still. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung von der königlichen Forst her Schlittengeläute, und zugleich sah er einen mit 4 schwarzen Pferden bespannten Schlitten daher sausen, dessen Insassen, Herr und Kutscher, ebenfalls ganz schwarz gekleidet waren. Vor dem Schlitten lief ein mächtiger, schwarzer Köter in großen Sätzen her. Nichts Gutes ahnend, zeichnete der Wilddieb in aller Eile einen Kreis, bekreuzte diesen und sich selbst und stellte sich in die Mitte. Wenige Minuten darauf jagte der Schlitten an ihm vorüber, immer einige Fuß über der Erde sich haltend, bis er in der Ferne verschwand. Dem Wilddieb aber war so bange geworden, daß er umkehrte.

17. Dreibeinige Hasen.

Einmal ging der Jäger aus Wusseken an die Wusseker Grenze bei den Heischkuhlen auf Anstand. Als er dort eine Weile gestanden hatte, sah er einen Hasen aus dem Walde herauskommen; er schlich sich näher, um ihn zu Schuß zu bekommen, doch der Hase stellte sich aufrecht und blickte ihn furchtlos an. Jetzt gewahrte er, daß es ein dreibeiniger Hase war. Bald darauf kamen noch zwei dreibeinige Hasen aus dem Walde heraus und alle drei spielten dort herum, ohne sich um den Jäger zu kümmern. Der Jäger machte nun, daß er nach Hause kam, denn er wußte, daß er den Hasen nichts anhaben konnte. Hätte er ein

silbernes Sechspfennigstück bei sich gehabt und in den Lauf geladen, so hätte er auf die Hasen schießen können; sie hätten sich dann in eine große Rauchwolke verwandelt und wären verschwunden gewesen.

18. Das Irrlicht und die wilde Jagd.

Es ist ein allgemeiner Glaube, daß ungeborne und ungetaufte Kinder nicht in den Himmel aufgenommen werden, sondern als Irrlichter so lange wandern müssen, bis sie erlöst werden. Deshalb wurden sie früher nicht mitten auf dem geweihten Kirchhof beerdigt, sondern mußten in einem Winkel an der Kirchhofsmauer eingescharrt werden. Die stille Bestattung ging in der Regel in der Abenddämmerung vor sich. Von der Erlösung eines solchen Irrlichtes wird in Wusseken Folgendes erzählt.

Um seine Familie zu ernähren, ging ein armer Tagelöhner den ganzen Winter hindurch in den Wald, um Holz zu fällen. In einer Nacht schien der Mond gar helle; der Mann erwachte und meinte, es sei schon Morgen. Er hieß deshalb seine Frau aufstehen, daß sie ihm das mitzunehmende Essen fertig mache. Als er sich dem Walde näherte, hörte er plötzlich die wilde Jagd herannahen, und nun merkte er erst, daß er sich noch in der Geisterstunde befinde. An Umkehren war nicht mehr zu denken. Im Nu zeichnete der fromme Mann einen großen Kreis um sich, bekreuzte ihn und sich und stellte sich dann in die Mitte desselben. Nicht lange währte es, da kam ihm ein Kindlein zwischen die Füße gerannt und bat ihn, er solle es doch nicht den ihm nacheilenden wilden Jägern herausgeben, denn wenn sie es in dieser Stunde bekämen, so wäre es auf ewig verloren; liefere er es aber nicht aus, dann sei es erlöst und werde in den Himmel aufgenommen. Dann erzählte es, daß seine Mutter eine Hure sei und es gleich nach der Geburt ersäuft habe. Kaum hatte das Kind geendet, da standen auch schon drei starke, schwarze Jägerhunde mit blitzenden, feuersprühenden Augen hart am Kreise, Mann und Kind eine geraume Weile schweigend anblickend und dann weiter trabend. Gleich darauf erschienen drei Jäger und verlangten die Herausgabe des Kindes, aber trotz aller Drohungen lehnte der Mann das ab. Da nahmen sie zu Versprechungen

ihre Zuflucht; einer von den Jägern hielt eine schwere Geldkatze empor und bot sie als Preis für die Auslieferung. Doch umsonst, der Arbeiter blieb allen Verlockungen gegenüber standhaft. Da fiel plötzlich dem Verfolger die Geldkatze aus der Hand und blieb in dem geweihten Kreise liegen. Sofort forderten die Jäger nun entweder das Kind oder die Geldkatze; aber der Tagelöhner antwortete, sie sollten ihr Geld nur selber nehmen, wenn sie es haben wollten, er hätte sie ja gar nicht darum gebeten. Das konnten sie aber nicht, und nachdem sie sich noch eine Weile mit dem Manne herumgezankt hatten, war ihre Zeit aus und sie mußten weichen. Das Kind war gerettet. Nachdem es seinem Beschützer gedankt, bat es ihn, die Augen zu schließen, da es jetzt fort müsse; aber der Mann meinte, da er es gerettet habe, müsse er nun auch sehen, wo es bleibe. Erst nach vielem Drängen entschloß sich der Mann, ihm nur mit einem Auge nachzuschauen. Und siehe, da that sich der Himmel auf, und das Kind ging ein in die Hütten des ewigen Friedens. Der Tagelöhner aber erblindete von dem Glanz der geschauten Herrlichkeit auf dem geöffneten Auge. Froh, ein gutes Werk gethan zu haben, hob er die Geldkatze auf und ging heim. Fortan war er ein reicher Mann und brauchte nicht mehr zum Holzschlagen zu gehen.

19. Das weinende Kind.

In Kroßnow hatte ein Dienstmädchen ein Kind bekommen. Um ihre Schande zu verbergen, erwürgte sie es gleich nach der Geburt und verscharrte die kleine Leiche in einem Torfschauer. An demselben Abend ging ein Mann an dem Torfgelaß vorüber und hörte dort jämmerliches Weinen. Anderen, die dieselbe Stelle passirten, erging es ebenso. Die Leute sagen, das arme Kind müsse so lange weinen, bis es ausgegraben und auf einem geweihten Gottesacker begraben werde.

20. Der betrogene Geizhals.

Es hat früher Geizhälse genug gegeben, die nicht nur beständig auf ihren gefüllten Geldsäcken lagen — das thun sie auch jetzt noch —, sondern die sogar den sorgfältig gehüteten Mammon vor ihrem Tode dem Bösen selbst zur Aufbewahrung übergaben, um

ihn dadurch vor der Verschwendung durch ihre lebenslustigen Erben zu schützen.

Einst lag ein solcher Mann auf dem Sterbebette; unter seinem Kopfkissen ruhte in Beuteln und Strümpfen der aufgespeicherte Reichthum. Seinen Neffen wollte er seinen Schatz nicht hinterlassen. Deshalb richtete er sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte im Bette empor, zog die mit Gold gefüllten Beutel und Strümpfe unter dem Kissen hervor, schleppte sich mühsam zum Kamin und verscharrte dort das Geld mit den Worten: „Da liege, bis dich meine Hände herauskratzen.“ Dann legte er sich nieder und starb. Einer der Neffen aber hatte sich unterdessen im Sterbezimmer des Alten verborgen gehalten und von seinem Verstecke aus alles beobachtet. Kaum war der alte Geizhals todt, da kroch auch der Jüngling aus dem Winkel hervor und ging zum Kamin, um sich in den Besitz der Hinterlassenschaft seines Onkels zu setzen. Aber soviel er auch in der Asche suchte, von dem Gelde war nichts zu finden. Da fielen ihm endlich die Worte des Alten ein. Schnell entschlossen trug er die Leiche nach dem Kamin, fing mit deren Hände an in der Asche zu scharren, und siehe, der Schatz lag ganz oben. Er behielt nun das Geld für sich und war ein reicher Mann, so lange er lebte.

Vom Geldluttern.
(21 — 22).

21. In den meisten Fällen verscharrten solche Geizhälse ihr Geld im Garten, besonders in der Nähe von Backöfen, oder auch auf dem freien Felde und in Wäldern. Hier muß es alle sieben Jahre einmal vom Bösen selbst geläutert und so vom Rost gereinigt werden, was stets in der Mitternachtsstunde zwischen 11 und 12 Uhr geschieht.

Einmal — es war in einer mondhellen Nacht — steht ein Dienstmädchen auf und will Feuer anmachen, meinend, daß es schon spät am Morgen sei. Sie kann aber keins anbekommen. Da erblickt sie durch das Fenster ein großes, bläulich schimmerndes Feuer bei ihrem Backofen, vor welchem ein riesiger,

*) Der in Hinterpommern dafür gebräuchliche Ausdruck lautet: „Dat luttert Gild.“

schwarzer Mann steht und eifrig mit der Schaufel hantirt. Daß es der leibhaftige Gottseibeiuns war, der dort das ihm anvertraute Geld läuterte, wußte sie nicht, sie geht deshalb hin und bittet um Kohlen. Der Mann giebt ihr auch welche, aber als sie sie auf den Herd wirft, sind sie erloschen. Sie geht zum zweiten und dritten Mal hin, da aber sagt ihr der Mann, sie solle nicht wieder kommen, denn sonst würde es ihr schlecht gehen. Da legt sie sich wieder schlafen und verschläft die Zeit. Am Morgen aber fand die Hausfrau auf dem Herde eine große Menge Dukaten, die sie sich aneignete. Auch das Mädchen hat nachher noch etwas gefunden.

22. In Wusseken hat man bisher drei solche Läuterungsstellen entdeckt, doch hat noch keiner der Hellseher gewagt, sein Glück bei dem Schwarzen zu versuchen. Eine vierte Stelle ist seit vielen Jahren auf der in der Nähe des Gartens belegenen Wurth eines Halbbauern aufgefunden, und zwar hat es hier stets am 3. Januar Abends gegen 9 Uhr geluttert. Sobald die Leute nach dem Erblicken des Feuers aber gesprochen, ist dieses augenblicklich verschwunden. In neuerer Zeit ist das Geldluttern trotz alles Aufpassens nicht wieder bemerkt worden.

23. Behexte Milch.

Eine Frau in Wusseken erzählte, jemand hätte einmal ihrer Kuh die Milch verdorben, so daß das Thier, obwohl frischmilchend, täglich höchstens ein Quart Milch gegeben. Die verschiedensten Mittel waren bereits angewandt, doch ohne Erfolg. Da räth ihr ein „kluger" Mann, die Kuh an drei auf einander folgenden Freitagen vor Sonnenaufgang zu melken, in diese Milch ihre Nothdurft zu thun, das Ganze gehörig durchzurühren und der Kuh noch in derselben Stunde einzugeben. So geschah es auch, und das Mittel wirkte; denn von da ab erhielt die Frau die volle Milch, während die Krankheit auf das Vieh des Missethäters (Hexenmeisters) überging. Doch rächte sich dieser auf eine andere Art. Denn als das Mittel am dritten Freitage der Kuh eingeflößt ward, blies den damit beschäftigten Mann ein unsichtbares Etwas so schrecklich kalt an, daß er sich zu Bett legen mußte und auch nicht wieder genas.

24. Milch abmelken.

Einem Manne in Wusseken fiel es auf, daß seine Kuh, die erst vor Kurzem gekalbt hatte, so wenig Milch gab. Er fragte hier und dort nach der Ursache und erhielt endlich von klugen Leuten zur Antwort, daß eine andere Person im Dorfe die Milch von seiner Kuh einheimse. Der Mann konnte sich aber nicht denken, daß dies möglich wäre, da er den Stall beständig verschlossen hielt. Bald darauf ging er zu seinem Nachbar, um ein Stück Handwerkszeug zu leihen. Die Stubenthür stand offen, und so konnte er beobachten, wie die Nachbarsfrau vor einem mit einer Schürze bedeckten Bretterstuhle saß, einen Milcheimer zwischen den Beinen haltend, und an den Stuhlfüßen herumhantirte, als hätte sie eine wirkliche Kuh vor sich. Und was das Wunderlichste war: die Milch floß in dickem Strahl aus den Stuhlfüßen, bis der Eimer voll war. Unbemerkt schlich sich der Mann davon, er wußte jetzt genug.

25. Hei kiekt as de Hund na Jakob'.

So sagt man in Wusseken, wenn jemand sehnsüchtig nach etwas ausschaut. Die Zeit von Johannis bis Jakobi (24. Juni bis 25. Juli) ist eine hungrige Zeit auf dem Lande, denn die alten Vorräthe an Korn und Kartoffeln sind aufgebraucht, und nicht nur die Menschen, sondern auch die Hausthiere, und unter ihnen besonders die Hunde, kriegen schmal zu beißen, daher alles sich nach Jakobi sehnt, wo es wieder vom „Neuen" giebt. So ist das Sprüchwort entstanden. In Wusseken erzählt man aber: Vor vielen Jahren hatte hier einmal ein Wirth, Namens Schulz, schon vor Jakobi Roggen gemäht. Die Stiegen standen in nächster Nähe des Dorfes und wurden von den Sperlingen hart mitgenommen. Zu ihrer Vertreibung band Schulz seinen Hund an eine der Stiegen, ohne ihn jedoch nach bestimmter Frist zu befreien. Dem Hunde fing der Magen endlich an schief zu hängen, und er erhob ein klägliches Geheul, das einem langgezogenen „Jakooob" ähnelte. Die Leute hörten das und meinten: „De Hund seggt: Is dat noch nich ball Jakooob?" Daraus entstand dann später die Redensart: „Hei kiekt as de Hund na Jakob'."

26. Der unsichtbare Pathenzettel.

Die Ablehnung einer Taufpathenstelle gilt hier zu Lande als eine so schwere Sünde, daß die Leute glauben, sie könne nicht vergeben werden. Deshalb kommt es auch nicht vor, daß eine solche Bitte abgelehnt wird. Es wird ferner geglaubt, daß man auf dem Gange zum Gevatterstehen sich des Wassers nicht entledigen dürfe, ohne während der Zeit den Pathenzettel einem andern zu übergeben, denn sonst leide das Kind an Bettnässen. — Ein Mann aus Kroßnow, Namens Meseck, war einst zu einem in Wusseken wohnenden Verwandten zum Gevatterstehen eingeladen. Als er, den Pathenzettel mit dem üblichen Pathengelde in der Tasche, nach Wusseken ging, kam ihm plötzlich unterwegs — es war in einem kleinen Buchenwäldchen — ein Bedürfniß an. Er legte deshalb den Pathenzettel in geringer Entfernung von sich nieder, aber als er weitergehen wollte, war derselbe spurlos verschwunden und trotz alles Suchens nicht zu finden. Mißmuthig ging er weiter und trat mit einem derben Fluch bei den Verwandten ein, denen er sein Mißgeschick erzählte. Mit vier Männern machte er sich nun gleich wieder auf den Weg, und die fanden das Verlorene auf derselben Stelle, wo der Mann es hingelegt hatte. Der Pathenzettel war seinen Augen unsichtbar geworden.

27. Der Teufel unter dem Tisch.

In Borntuchen saßen einmal mehrere Männer am Spieltisch, tranken, spielten und fluchten drei Tage und drei Nächte hindurch ohne Aufhören. Endlich fiel dem einen Spieler eine Karte herunter, und als er sich bückte, um sie aufzuheben, gewahrte er unter dem Tisch den Teufel in leibhaftiger Gestalt. Mit einem Schrei sprang er auf und lief nach der Ofenbank; dort lag ein alter Kalender, den ergriff er und sang in höchster Angst den Liedervers: Ihr Höllengeister, packet euch u. s. w. Als auch der Böse da noch nicht weichen wollte, stürmten die Spieler alle zum Hause hinaus. Seit der Zeit haben sie nie wieder eine Karte berührt.

28. Todter kommt wieder.

In dem Kirchdorfe B. bei Bütow lag ein Mann auf dem Sterbebette und bat seine Frau, daß sie ihm den Pastor holte,

der ihm das Nachtmahl reichen sollte; denn er müsse bald Abschied nehmen von dieser Welt. Die Frau eilte sogleich zum Geistlichen und bat ihn flehentlich, den letzten Wunsch ihres sterbenden Mannes zu erfüllen. Doch der geistliche Herr erklärte ihr, er brauche kein Abendmahl, da er nie die Kirche besucht habe. So ließ er die Frau heimgehen. Der Kranke aber starb bald und wurde begraben. Wenige Tage darauf saß der Pastor in seinem Schlafzimmer und wollte sich eben zur Ruhe begeben, als ein leises Geräusch an sein Ohr schlug. Er schaute um sich und erblickte den Verstorbenen, der ihn mit finsteren Blicken betrachtete. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" stammelte der Geistliche. „Ich auch!" tönte es dumpf zurück. „Was ist dein Begehr?" fragte der Pastor. „Du weißt es, folge mir!" befahl der Geist. Dem Pastor schwindelte es vor den Augen, er mußte aber folgen. Der Geist führte ihn auf den Gottesacker, und zwar an das Grab der Verstorbenen. Hier machte er Halt und befahl dem Pastor, das Abendmahl auszutheilen. Zitternd erhob der Pastor seine Hände und gab dem Geiste das Abendmahl. Als die heilige Handlung vorüber war, verschwand der Geist und ist seitdem nicht wieder gesehen.

29. Die wilde Jagd.

Die alte Anna, eine Bettlerin aus Morgenstern, hatte gehört, daß man viel Geld erhalte, wenn man der wilden Jagd bellen helfe. Einmal geht sie auf einer Betteltour den Richtsteig durch den Wald, da hört sie die Hunde der wilden Jagd bellen. Sie läßt sich's gelüsten und bellt einmal mit. Wie sie aber aufhört, kommen die Hunde hinter ihr her und sind ihr, so sehr sie sich auch ängstet und läuft, mit furchtbarem Gekläff stets auf den Fersen, bis sie erschöpft im nächsten Orte anlangt. Nun hat sie sich vorgenommen, nie wieder mitzubellen, und hat auch Wort gehalten.

30. Die Glocken im Piochensee.

Zwischen Groß-Tuchen und Moddrow liegt der Piochensee. Von ihm erzählt man, daß jeden Ostermorgen zwei Kirchenglocken an seiner Oberfläche erscheinen, deren Geläute weithin hörbar sein

soll. Diese Glocken flogen vor vielen Jahren, als die Kirche zu Groß=Tuchen abbrannte, in den See, und es ist nicht gelungen, sie an ihren früheren Platz zurückzuschaffen. Einmal hatte man sie schon eingefangen und wollte sie in die Kirche zu Damsdorf überführen. Als man aber auf der Grenze anlangte, versank der Wagen in dem sonst trockenen und festen Erdboden, und die Glocken flogen wieder zurück in den See, wo sie noch jetzt ruhen.

31. Spinnende Frau.

Bei Groß=Tuchen oder Zemmen (der Erzähler wußte den Ort nicht genau anzugeben) befindet sich an einem Wege ein Loch, welches die Räuberhöhle genannt wird. In demselben soll um 12 Uhr in der Nacht eine alte Frau sitzen und spinnen. Andere meinen, das, was man für das Schnurren des Spinnrades halte, sei blos das Heruntersickern von Regen oder Schnee.

32. Spukender Baum.

Bei dem Kirchhofe zu Trzebiatkow ist es nicht recht richtig, denn wenn man dort in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr vorbeigeht, hängt sich einem ein Mann in Gestalt eines Baumes auf den Nacken und läßt sich eine Strecke fortschleppen.

33. Roßkäfer im Brot.

Ein Besitzer in Trzebiatkow war in der Roggenernte; eine bekannte Familie schickte ihm die Tochter zur Hülfe. Als man sich zum Vespern niedersetzte, und die Hausfrau das Brot austheilte, griff eine Dirne voreilig nach dem Kanten. Die Bauersfrau aber rief, den solle Caroline — so hieß das Mädchen — haben. Diese nahm den Kanten und sagte: „Na, denn help leiw Gott, Herr Jesu Christ, dat ick dat ball upkrieg'!" In demselben Augenblick flog ein Roßkäfer aus dem Stück Brot, und das Mädchen warf der Bauersfrau den Kanten an den Kopf, indem es sagte, bei einer alten Hexe wolle es nicht arbeiten. Damit ging es nach Hause.

34. Der Hexensee bei Trzebiatkow.

Zwischen Krämersbruch und Trzebiatkow, hart an der Grenze

von Westpreußen, liegt ein kleiner See, der Hexensee genannt. Von ihm wird berichtet, daß die, welche sich in ihm baden, Zauberkraft empfangen. Etwas Eigenthümliches hat der See allerdings, denn trotz seiner hohen und schroffen Ufer ist er rings von Morästen umgeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden dieses See's wegen, da mehrere Weiber beschuldigt wurden, in ihm sich gebadet zu haben und Zauberei zu treiben, so unruhige Auftritte, daß die Behörden einzuschreiten sich genöthigt sahen.

v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens u. s. w. S. 251. vergl. Cramer, Geschichte S. 315.

35. Die Orgel in Bernsdorf.

Nachdem am 20. Oktober 1640 der Bischof Matthias Lubienski von Cujavien die Stadt Bütow zum Katholicismus zurückgeführt, wenigstens die evangelische Kirche auf's Neue zum katholischen Gottesdienste geweiht hatte, kamen auch die Landkirchen zu Bernsdorf, Damsdorf, Damerkow, Kathkow, Stübnitz, Groß-Tuchen und Borntuchen mit allen ihren Gütern durch gewaltsame Vertreibung der evangelischen Prediger in die Gewalt des cujavischen Bischofs.*) Von der Kirche in Bernsdorf und ihrer Orgel geht eine Sage, welche an dies Unrecht erinnern soll. Die Kirche war wüste und wurde neu gebaut. Die dazu bestimmte neue Orgel versank bei der Einfahrt in der Nähe des Dorfes und bildete fortan einen grundlosen See, aus dessen Tiefe von Zeit zu Zeit wehmüthige Orgeltöne erklangen. Wie der Aberglaube berichtet, sollen, so lange der Gesang in der Kirche währt, so lange die Orgeltöne aus der Tiefe des See's noch heute erklingen.

Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I, S. 275.

36. Die beiden Seen bei Bernsdorf.

Außer diesem musikalischen See befinden sich in der Nähe von Bernsdorf noch zwei Seen, die durch eine unter einem Moore hinfließende Strömung zusammenhängen. Etwa in der Mitte desselben ist ein kleines, kesselförmiges Loch, welches nie austrock-

---

*) Nur die adlige Kirche zu Gr. Pomeiske und ihre Filiale zu Jassen blieben evangelisch.

net und dessen Ränder, obwohl rings von den üppigsten Gräsern umgeben, nie bewachsen. Die Sage berichtet, daß einst einige Waidmänner, die sich am Sonntage mit der Jagd vergnügt, als sie an dieser Stelle gerastet, plötzlich versunken wären. Noch jetzt will man des Nachts ihre Gestalten dort sehen und das Bellen der Hunde vernehmen.

v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens u. s. w. S. 254.

37. Das versteinerte Ehepaar bei Damsdorf.

Bei Damsdorf befinden sich zwei Steine, fast ganz gleich, von Mannes Höhe und etwa 2 Gewende von einander entfernt. Sie haben fast ganz menschliche Gestalt, Kopf und Schultern zeichnen sich kennbar ab. Es wird berichtet, daß dies zwei Eheleute aus der Gegend waren, die im Hader mit einander sich gegenseitig zu Steinen verwünscht hätten, und deren Verwünschung sofort in Erfüllung gegangen sei. Die Farbe der Steine ist grau, aber wenn man sie mit einem scharfen Werkzeuge ritzt, erscheinen sie blutroth.*)

v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens u. s. w. S. 251.

Der verwünschte Stein bei Damsdorf.
(38—40.)

38. Auf dem Felde von Damsdorf hüteten einmal zwei Schwestern die Schweine; die eine wollte nur stille stehen und stricken, während die andere beständig die zügellose Heerde kehren sollte. Dessen wurde sie aber mit der Zeit überdrüssig und voll Unmuth rief sie der Schwester zu: „Steh' Du, daß Du den Stein ausstehst!“ Sofort verwandelte sich die Strickerin in einen Stein, der noch heute auf dem Damsdorfer Felde, am Wege von Damsdorf nach Damerkow, steht. Es wird erzählt, man habe den Stein sprengen wollen, um ihn beim Bau eines Hauses zu verwenden, aber schon bei dem ersten gegen ihn geführten Schlag habe er geblutet, weshalb man von dem Vorhaben Abstand genommen. Später wollte man ihn ausgraben und an eine andere Stelle bringen, aber auch das gelang nicht, denn je tiefer man ihn

*) Von diesen beiden Steinen konnte ich jetzt nichts mehr erfahren.

untergrub, desto tiefer sank er in die Erde. Der Stein ist manns-hoch und an der einen Seite glatt, auf der andern befinden sich mehrere Erhöhungen, die als Knie, Bauch und Busen angesehen werden können. Am Fußende ist er rundlich breit, nach oben hin spitzt er sich zu. Früher sollen sogar noch die Knittstöcke (Strick-nadeln) zu sehen gewesen sein. — Es muß früher doch recht schlimm gewesen sein, fügte die Erzählerin hinzu, als die Leute noch so verwünschen konnten.

39. Andere erzählen die Geschichte anders. Eine Mutter hütete mit ihrer Tochter auf dem Felde die Gänse. Da die Mutter schon schwach war, und die Gänse immer wieder ins Korn liefen, mußte die Tochter beständig auf den Beinen sein. Schließlich verdroß es sie und sie widersetzte sich dem Befehl der Mutter. Darüber ergrimmte diese und rief: „Daß Du doch zu Stein würdest!“ Sogleich ward das ungehorsame Kind in einen Stein verwandelt und steht noch jetzt Ungehorsamen zur Warnung da.

40. Im Jahre 1804 sollte die alte katholische Kirche zu Borntuchen wegen Altersschwäche abgebrochen und ein neues Gotteshaus gebaut werden. Die Gemeinde bestand damals schon zur Hälfte aus evangelischen Bewohnern, und in Folge dessen entspann sich über das Bau- und Besitzrecht der neuen Kirche ein heftiger Streit unter den Gemeindemitgliedern. Endlich nahm der Schulze die Sache in die Hand und lud sämmtliche Ortsangehörige zu einer Berathung im Gasthofe des Dorfes ein. Das Resultat derselben war: „Diejenige Confession, welche zuerst den Grundstein oder das Fundament der neuen Kirche legen wird, soll auch das Eigenthumsrecht an derselben erworben haben.“ Nun ging's seitens der Evangelischen an ein Spendiren, so daß bald alle Katholiken total betrunken unter dem Tisch lagen und vorauszusehen war, daß an ein Erwachen derselben vor Anbruch des nächsten Tages nicht zu denken sei. Diesen Umstand benutzend, begaben sich die Evangelischen auf den Bauplatz und vollendeten noch in derselben Nacht das Fundament der neuen Kirche. Am Morgen kamen auch die Katholiken zum Bauplatz, zogen aber unter Fluchen und Schimpfen davon, als sie sahen, daß sie von ihren Gegnern überlistet waren; die Evangelischen aber freuten sich des Erfolges und arbeiteten rüstig weiter. Am nächsten Morgen mußten sie jedoch

zu ihrem größten Leidwesen die Wahrnehmung machen, daß in der Nacht grade der beste Eckstein aus dem Fundament verschwunden war. Eine Haussuchung bei den Katholiken blieb resultatlos. Schon dämmerte der Abend, und noch war keine Spur des vermißten Steines gefunden. Die Evangelischen waren rathlos. Da meldete ein Bote, daß der Stein auf derselben Stelle stehe, von wo man ihn hergeholt hatte. Sogleich machte man sich auf, um ihn zu Wagen vom Damsdorfer Felde wieder herbeizuschaffen. Er wurde aufs Neue eingemauert, aber am nächsten Morgen war er zum zweiten Male verschwunden. Abermals eilt man nach Damsdorf und findet ihn auf seiner alten Stelle; nichts deutet an, daß er jemals von diesem Fleck fort gewesen. Da ergreift die Arbeiter heilige Scheu; viele fürchteten sich und meinten, in dem Steine säße nichts Gutes. Andere behaupteten, es sei ein verwünschter Stein oder gar eine verwünschte Prinzessin, die, wenn der Stein zum dritten Mal eingemauert würde, erlöst sein und das Dorf Borntuchen zum Königreich erheben würde. Keiner aber fand den Muth, zum dritten Mal Hand anzulegen, und so blieb der Stein bis zum heutigen Tage auf seiner Stelle, zum Bedauern vieler Alten, die noch jetzt in dem Stein eine verwünschte Prinzessin erblicken.

41. Knaben probiren das Köpfen.

In Damsdorf hüteten vor vielen Jahren mehrere Knaben das Vieh auf dem Felde. An einem Sonntagmorgen früh überfiel den Bauer Bruhnke plötzlich eine unerklärliche Angst, und er eilte aufs Feld, um zu sehen, was die Hirten machten. Kaum war er aus dem Dorf heraus, da begegnete ihm ein kleines Männchen, das erkundigte sich, wohin er wolle. Bruhnke sagte es ihm, aber das Männchen erwiderte, es sei eben an den Knaben vorbeigegangen, die sich die Zeit durch Spielen vertrieben. Bruhnke beruhigte sich; als er sich aber von dem Männchen trennte, bemerkte er, daß dies einen Hühnerfuß hatte. So schnell als ihn seine Füße nur tragen wollten, eilte er nach dem Hüteplatz, doch zu spät, denn der Kopf des einen Hirten tanzte bereits am Boden. Die Knaben hatten nämlich versuchen wollen, wie das Köpfen ginge; dazu hatten sie eine regelrechte Guillotine erbaut

und als eigentliches Fallbeil ein altes Messer von einer Häckselade oben am Gerüst befestigt. Alle hatten nun probirt, als man aber den letzten auf dem Block befestigt hatte, kam ein dreibeiniger Hase dahergehumpelt, dem eilten die Knaben nach, Kameraden und Vieh vollständig vergessend. Der Gefesselte suchte sich seiner Bande zu entledigen, aber durch das heftige Rütteln hatte sich das Messer gelöst, und der Unglückliche büßte den Scherz mit dem Tode.

42. Mäuse im Kohl.

Zu einer Bauersfrau in D. kam ein Bettelweib und sprach sie um eine Gabe an. Die Bäuerin hatte Kohl gekocht und nöthigte die Frau freundlich, nur tüchtig zuzulangen. Diese ließ sich das nicht zweimal sagen, sprach aber, bevor sie den Löffel in die Schüssel tauchte: „Help, leiw Gott, Herr Jesu Christ, ick hebb in dissem Joahr uck noch keine Kohl gäte!" Als sie das sagte, liefen drei nackte Mäuse aus der Schüssel heraus. Sofort warf die Bettlerin die Schüssel hin und lief davon.

43. Die Haarklumpen.

Ein Kolonistenhofsbesitzer aus Piaschen fuhr mit seinem Knechte Dung nach seinem auf der Zemmener Feldmark liegenden Acker. Gewöhnlich machten sie dann bei einem befreundeten Bauern in Zemmen Rast und verzehrten dort ihr Mittagsbrot; auch bewirthete der Bauer zuweilen seine Gäste, es durfte sich dann aber niemand eher am Tische niederlassen, als bis er das Tischgebet gesprochen und das Zeichen des Kreuzes über den Schüsseln geschlagen hatte. Der Bauer hatte mehrere Töchter, mit denen der Knecht nach Art junger Leute oftmals herumschäkerte. Als der Knecht nun einmal wieder Dung fuhr und der Bauer grade nicht zu Hause war, reichte die Frau dem Knechte, der mit den Mädchen seine Späße trieb, Flinzen, die er aber nicht gleich verzehrte, sondern in die Tasche steckte. Draußen zeigte er sie seinem Herrn, und als sie eine Flinze entzweibrachen, fanden sie in der Mitte einen Klumpen fest zusammengeballter Haare, die Aehnlichkeit mit einer Klatte (Weichselzopf) hatten. Deshalb wurde das Geschenk fortgeworfen. — Später kaufte der Vater des Kolonisten das Grundstück des Bauern. Als das alte Wohnhaus ab-

gebrochen wurde, fand man in jeder Wand des Fachwerks bis zur Giebelspitze hinauf solche Haarklumpen.

44. Der Diamant im Jassener See.

Auf dem See bei Jassen fischten einstmals die Fischer über Nacht. Ihr Netz muß wohl gefüllt gewesen sein, denn alle ihre Kräfte reichten nicht aus, es vom Seegrunde zu heben. Mit der letzten Anstrengung jedoch gelingt es ihnen, und oben auf der Netzfläche erblicken sie einen großen, blinkenden Gegenstand, dessen Schein sie dermaßen erschreckt, daß sie die Hand vom Netze lassen, welches selbst mit allem, was darauf, sogleich in den Grund zurücksinkt, indem sie des Glaubens sind, daß sie es mit dem Bösen zu thun haben. Später haben sie in Erfahrung gebracht, daß jenes blinkende Etwas nur ein Diamant habe sein können, und sich über ihre Angst sehr geärgert, welche sie hatte Geister sehen lassen, wo keine waren. Weitere Versuche, wenn nicht nochmals den Diamanten, so doch wenigstens das verlorene Netz zu gewinnen, sind aber mißlungen.

Hr. Treichel in der Zeitschrift des histor. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder.

45. Die verdorrte Hand.

Auf dem Kirchhofe zu Jassen steht eine sehr alte Kiefer. Ihr Gipfel ist vertrocknet und trägt fünf Spitzen, ähnlich den fünf Fingern einer Hand. Es wird erzählt, diese Kiefer sei auf das Grab eines Sohnes gepflanzt worden, der seinen Vater geschlagen habe, und zur Strafe sei die Hand des Kindes, die sofort steif und starr blieb, durch den Sarg aus dem Grabe gewachsen. Die fünf verdorrten Zweige der Kiefer sollen die Finger der verdorrten Hand darstellen. Man erzählt auch, daß die Kiefer, sobald sie angeschnitten wurde, geblutet habe, doch geschieht das jetzt nicht mehr, da sie durch das viele Anschneiden bereits des Blutes beraubt ist.

Der Mahrt.

(46—50.)

46. In Alt-Hütten bei Klein-Massowitz lebte ein Besitzer, Namens Köhler, der viel vom Mahrt (Moart) gedrückt wurde.

Als es ihn einmal in der Nacht wieder so plagte, griff er zu und bekam einen Knäuel Wolle zu halten. Das schloß er in seine Lade, ließ aber den Schlüssel drin stecken. Als er am Morgen den Kasten öffnete, fand er eine Frauensperson darin; er ließ sie erst los, als sie ihm das Versprechen gegeben hatte, ihn nie wieder zu belästigen.

47. In Kl. Massowitz wohnte vor mehr als 20 Jahren ein Mann, Schacht geheißen. Er hatte als Soldat in Jülich gestanden und sich dort mit einer reichen Kaufmannstochter versprochen, welcher er vorgeschwindelt hatte, er sei daheim Besitzer zweier großer Güter. Nach Ableistung seiner Militärzeit kam er nach Hause, übernahm die beiden halben Bauerhöfe, die ihm gehörten, und verheirathete sich bald mit einer andern Person. Von Jülich aus kamen Briefe an ihn, die er aber nicht beantwortete. Nach und nach hörten jedoch die Briefe auf, dafür aber wurde der meineidige Mann unausgesetzt vom Mahrt geplagt, sobald er zu schlafen versuchte. In Folge davon begann er ein wüstes Leben, verbrachte die beiden Grundstücke und mußte sich zuletzt mit einer kleinen Stube begnügen, in welcher er mit seiner Familie und einem Dienstmädchen eingepfercht war. Dies Mädchen erzählte, wie Schacht sofort kläglich zu wimmern begann, wenn er sich hinlegte, und wie ein Rasender um sich schlug, wenn er Luft bekam. Als er sich eines Abends wieder niederlegte und das Drücken begann, ermannte er sich, ergriff einen Knüppel und schlug damit in allen Ecken und Winkeln herum, so daß der bedrängte Mahrt sich schließlich unter die Küchlein versteckte. Doch auch in dieses Versteck sauste der Knüppel, Mahrt und Küchlein zugleich zerschmetternd. Seit der Zeit hörte die Plage auf.

48. Vor etwa 12 Jahren hatte der Besitzer Much in Tangen einen Soldaten als Einquartirung bekommen. Gleich in der ersten Nacht fing dieser plötzlich an zu wimmern und wimmerte so lange, bis der noch wachende Wirth ihn bei seinem Namen rief. Sofort verließ ihn der Plagegeist. Nachher stellte es sich heraus, daß der Soldat sich unterwegs in einem Quartier mit einem Mädchen zu tief eingelassen hatte, das ihn nun als Mahrt verfolgte.

49. Der Postillon Karl Maschke, ein bejahter Mann, kam einmal von Bütow nach Berent gefahren. Nachdem er die Pferde

26. Der unsichtbare Pathenzettel.

Die Ablehnung einer Taufpathenstelle gilt hier zu Lande als eine so schwere Sünde, daß die Leute glauben, sie könne nicht vergeben werden. Deshalb kommt es auch nicht vor, daß eine solche Bitte abgelehnt wird. Es wird ferner geglaubt, daß man auf dem Gange zum Gevatterstehen sich des Wassers nicht entledigen dürfe, ohne während der Zeit den Pathenzettel einem andern zu übergeben, denn sonst leide das Kind an Bettnässen. — Ein Mann aus Kroßnow, Namens Meseck, war einst zu einem in Wusseken wohnenden Verwandten zum Gevatterstehen eingeladen. Als er, den Pathenzettel mit dem üblichen Pathengelde in der Tasche, nach Wusseken ging, kam ihm plötzlich unterwegs — es war in einem kleinen Buchenwäldchen — ein Bedürfniß an. Er legte deshalb den Pathenzettel in geringer Entfernung von sich nieder, aber als er weitergehen wollte, war derselbe spurlos verschwunden und trotz alles Suchens nicht zu finden. Mißmuthig ging er weiter und trat mit einem derben Fluch bei den Verwandten ein, denen er sein Mißgeschick erzählte. Mit vier Männern machte er sich nun gleich wieder auf den Weg, und die fanden das Verlorene auf derselben Stelle, wo der Mann es hingelegt hatte. Der Pathenzettel war seinen Augen unsichtbar geworden.

27. Der Teufel unter dem Tisch.

In Borntuchen saßen einmal mehrere Männer am Spieltisch, tranken, spielten und fluchten drei Tage und drei Nächte hindurch ohne Aufhören. Endlich fiel dem einen Spieler eine Karte herunter, und als er sich bückte, um sie aufzuheben, gewahrte er unter dem Tisch den Teufel in leibhaftiger Gestalt. Mit einem Schrei sprang er auf und lief nach der Ofenbank; dort lag ein alter Kalender, den ergriff er und sang in höchster Angst den Liedervers: Ihr Höllengeister, packet euch u. s. w. Als auch der Böse da noch nicht weichen wollte, stürmten die Spieler alle zum Hause hinaus. Seit der Zeit haben sie nie wieder eine Karte berührt.

28. Todter kommt wieder.

In dem Kirchdorfe B. bei Bütow lag ein Mann auf dem Sterbebette und bat seine Frau, daß sie ihm den Pastor holte,

II. Kreis Lauenburg.

51. Der König vom Kassubenlande.

Nahe bei Lauenburg liegt ein Berg, in welchem sich im Jahre 1596 eine große Kluft befand. Der Rath hatte damals grade zwei Missethäter zum Tode verurtheilt. Er schenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß sie den Abgrund untersuchten. Hinabgefahren erblickten sie auf dem Grund einen schönen Garten, darinnen ein Baum mit lieblich weißen Blüthen stand; doch durften sie daran nicht rühren. Ein Kind, das im Garten war, führte sie über eine weite, blumige Matte zu einem Schlosse, aus dem mancherlei Saitenspiel ertönte. In demselben aber saß ein König, — das war der alte König vom Kassubenlande, — auf einem hohen, silbernen Thronsessel, mit einem goldenen Scepter in einer und einem Briefe in der andern Hand. Das Kind mußte den Brief nehmen und den beiden Missethätern überreichen. Diese nahmen den Brief und überbrachten ihn dem Rath; sie erlangten Gnade und Freiheit.

v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, S. 248; Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, I. S. 238.

52. Der Schatz in Lauenburg.

In Lauenburg braute sich früher jeder sein Bier selbst; die Dienstmädchen hatten dann gewöhnlich die Brauerei zu besorgen. Nun war da auch eine Herrschaft, die sehr strenge war, ein Kaufmann und seine Frau. Das Mädchen wurde sehr früh geweckt, aber das Feuer ist ausgegangen und sie weiß nicht, woher sie

welches nehmen soll, denn ihren Herrn will sie nicht wecken, da sie weiß, daß es dann wieder Schläge und Schelte giebt. Da sieht sie auf dem Markt ein Feuer, um das herum mehrere Männer sitzen. Sie faßt sich ein Herz, geht hin und bittet um Feuer. Sie gaben ihr auch eine Schaufel voll Kohlen, aber als sie sie auf den Herd wirft, sind sie erloschen. Noch einmal geht sie hin und zum dritten Mal. Da aber sagen ihr die Männer, sie solle nicht wieder kommen. Nun muß sie doch ihre Herrschaft wecken, der erzählt sie in ihrer Unschuld, was vorgefallen ist. Diese merken aber gleich, was es mit dem Feuer für eine Bewandniß hat, und sagen ihr deshalb, daß sie sich nur wieder zu Bett legen solle. Sie wundert sich zwar darüber, gehorcht aber doch. Der Kaufmann geht nun in die Küche und findet auf dem Herde viel Gold. Als das Mädchen am Morgen in der Asche rührt, findet sie auch noch etwas, aber wenig, von dem andern haben sie ihr nichts gegeben. Sie erzählt die Geschichte weiter und erfährt nun, daß die Kohlen lauter Gold gewesen seien. Wegen ihres Plauderns wird sie aber fortgejagt. Der Kaufmann ist so zwar sehr reich geworden, doch hat er von dem unrecht erworbenen Gut keinen Segen gehabt, denn sein Schwiegersohn hat das ganze Geld durchgebracht, und der Kaufmann und sein Weib sind zur Strafe als Bettler gestorben.

53. Der große Stein bei dem Jägerhof.

Beim sog. Jägerhof in der Nähe von Lauenburg liegt im Walde ein großer Stein. Die alten Leute behaupten, daß sich unter demselben ein verwünschtes Schloß befinde, und nur alle 100 Jahre werde jemand geboren, der es erlösen könne.

Hr. Treichel in der Zeitschrift des hist. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder.

Der Schloßberg zu Belgard.

(54—61.)

Dicht vor Belgard liegt, wenn man die Chaussee von Vietzig kommt, zur linken Hand der Schloßberg, auf dem vor langen Jahren die weiße Burg lag, einst eins der mächtigsten Schlösser in Pomerellen. Jetzt ist von derselben nichts mehr übrig, denn

der aus verwitterten Ziegelsteinen bestehende Schutthaufen war schon vor mehreren Jahren bis auf einen geringen Rest von dem Besitzer des Schloßberges, dem Gastwirth Zissow, zur Bedüngung des Ackers abgetragen. Auf der nördlichen Seite fällt der Schloßberg ziemlich stark zum Mühlenbache und zum Mühlenteiche ab. Früher war er mit Gesträuch bedeckt, und in der Mitte befand sich eine weite Vertiefung, die wohl von eingefallenen Kellerräumen herrührte. Von diesem Schloßberge werden mehrere Sagen erzählt.*)

54. Auf dem Schloßberge hat ein Schloß gestanden, das später verwünscht worden ist. Mit demselben sind auch drei Prinzessinnen verwünscht worden. Am Abend hat man öfter drei schwarzgekleidete (nach andern weißgekleidete) Frauen aus dem Berge hervorkommen und nach dem am Fuß des Berges sich befindenden Mühlenbach gehen sehen, wo sie sich wuschen und badeten. Eine Frau ist ihnen einmal begegnet, sie gingen aber schweigend weiter, nur das Rauschen ihrer Kleider hat sie gehört.

55. Mitten auf dem Berge war ein Steig, obwohl da niemand ging; ebenso führte ein Steig nach dem Mühlenteiche hinunter. Hier ist den drei Frauen einst ein Mann begegnet, den hat die eine gebeten, er solle sie schweigend dreimal um den Schloßberg (oder um den Kirchhof) herumtragen, dann würde sie erlöst sein; er solle sich nur nicht fürchten, da ihm nichts geschehen werde. Der Mann ist auch dazu bereit gewesen, aber als er den dritten Rundgang machte, werden ihm die Kleider ausgezogen (nach andern wird ihm nur die Mütze abgerissen), und hinter sich hört er ein furchtbares Rauschen und Krachen und verschiedene Laute und Stimmen. Da bekommt er Angst, sieht sich um und alles ist verschwunden, und er befindet sich allein am Abhang des Berges.

56. Ein anderer Erlösungsversuch, den einer aus Belgard unternommen hatte, ist auch mißglückt. Auf dem Gange ins

*) Vgl. über das Schloß zu Belgard Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, I. S. 142. Die Sagen, nach mündlichem Bericht aufgezeichnet, sind im „Urdsbrunnen“ Bd. II. S. 86 f. abgedruckt. Nr. 56 und 58 fügte Herr Lehrer Radiske in Belgard hinzu.

Schloß, dessen Eingang auf der westlichen Seite des Schlosses war, da, wo noch vor mehreren Jahren ein dichter Eichbusch stand, hatte der Mann seine Mütze verloren, und im Gange hatte er verschiedene häßliche Thiere küssen müssen, aber zuletzt weigerte er sich vor Furcht und Schreck, eine große, häßliche Kröte zu küssen. Das war aber die Besitzerin des Schlosses selbst, die nun nicht erlöst werden konnte.

57. Ein Knecht, Johann Schwichtenberg, träumte einst, er solle auf den Kirchhof gehen; dort werde er eine Schlange finden, die ein Bund Schlüssel im Munde trage. Das solle er ihr mit seinem Munde fortnehmen und sich dann eiligst aus dem Staube machen. Der Traum hat sich noch zweimal wiederholt. Leute, denen er denselben erzählt hat, haben ihm gerathen, das Schloß zu erlösen, doch aus Furcht hat er sich dazu nicht entschließen können.

58. Nach anderer Erzählung soll die Vertiefung in der Mitte des Berges der Eingang zu dem unterirdischen Schlosse gewesen sein. In derselben soll sich eine sehr große Schlange (ein Drache) aufgehalten haben, welche den Eingang zum Schlosse bewachte. Ein früherer Lehrer in Belgard, George Siemon, hat sich einmal in Gegenwart mehrerer Bauern aus dem Dorfe an einem Tau in die Oeffnung hinabgelassen, um dieselbe zu untersuchen. Doch mußte er sich nach kurzer Zeit wieder in die Höhe ziehen lassen, da ihm die Schlange mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen entgegenkroch. Seitdem hat sich niemand mehr in die Oeffnung gewagt.

59. Aus jener Vertiefung kam zur Weihnachtszeit oder zu andern festlichen Gelegenheiten ein Kessel hervor, ganz blank gescheuert. Einige sagen, daß ein Quast darin lag. Wollte nun jemand Bier brauen, so holte er sich dazu den Kessel. Das darin gebraute Bier war von besserer Eigenschaft als das andere. Nach der Benutzung mußte er ihn schweigend und ohne sich umzusehen, wieder zurücktragen. Zum Dank wurden in einer dazu vorhandenen Kanne einige Quart Bier in den Kessel gestellt und ein gutes Brot dazu gelegt. Dies geschah regelmäßig und war zur Sitte geworden. Einst wurde ein Mädchen hingeschickt, um den Kessel zu holen. Da hört sie im Berge eine Stimme, die ihr zu-

ruft, daß sie den Kessel bald wieder zurückbringen solle. Aber aus Furcht hat sie es nachher nicht thun wollen; da hat es der Knecht gethan; der aber trinkt das Bier aus und verunreinigt den Kessel. Da ist er mit einem großen Knall verschwunden und seitdem nicht wieder gekommen.

60. Von andern — nicht in Belgard — wird erzählt, ein Bauer habe aus Geiz verabsäumt, die sonst übliche Dankesgabe in den Kessel zu legen, vielmehr in wahnwitzigem Uebermuth denselben verunreinigt. Jetzt war das gute Einvernehmen mit dem Berggeist gestört. Bei der nächsten Ausrichtung fehlte der Kessel. Nun kam die Unthat des Bösewichts ans Licht. Die ganze Einwohnerschaft rückte vor sein Haus, und er empfing als Lohn eine tüchtige Tracht Prügel. Doch der Kessel kam nicht wieder zum Vorschein, und die Bauern waren genöthigt, selbst einen anzuschaffen.*)

61. Früher sagte man auch, daß man nicht am Berge graben dürfe; wer es thue, der müsse gleich sterben.

Die schwarze Jägerin.

(62—67.)

62. Nach einer alten Chronik hatte der große Suantepolk eine Schwester oder Tochter Margaretha, die an den dänischen König Christoph I. (seit 1252) verheirathet war. Sie hauste auf der weißen Burg, dem Schlosse zu Belgard an der Leba. Sie liebte leidenschaftlich die Jagd. Während Suantepolk mit den Herzögen von Cujavien und Masovien, mit den heidnischen Preußen und den Kreuzrittern heftige Kriege führte und den Feinden seines Landes Furcht und Schrecken einjagte, jagten Margaretha und ihr Oheim Ratibor, der Bruder Suantepolks, im Gebiet der weißen Burg die Hasen und Rehe. An dem Abhange der Höhen-

*) Hr. Lehrer Radiske theilt mit: „Die ältesten Leute in Belgard behaupten, daß das Vorhandensein des Kessels auf Wahrheit beruhe; sie vermuthen aber, daß die ganze Sache ein Betrug der damals hier wohnenden katholischen Priester gewesen sei, die für sich einen Vortheil gewinnen und zugleich die Leute im Aberglauben erhalten wollten.“ Die Verunreinigung des Kessels geschah also wohl von einem evangelischen Belgarder, der den Betrug durchschaut hatte.

züge der Leba nach dem Lebabruch bei Crampe hatte sie ihr Jagdschloß, das noch heute an der Umwallung kennbar ist, und belustigte sich mit der Jagd in den Dünen. Wegen ihrer Lieblingsbeschäftigung hieß Margaretha nach dem Zeugniß der polnischen Schriftsteller „die schwarze Jägerin“, und nach den dänischen Berichten „die rossetummelnde Margareth“, auch „Margaretha Sprenghengst“. Nach einer alten Sage, die durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt ist, jagt noch bis auf diese Stunde in nächtlicher Weile auf Fünens Heiden die pomerellische schwarze Jägerin, und ihr nach in den weißflüchtigen Dünen ihr Gefolge, der wendische und deutsche Adel im Gebiet der weißen Burg, die Enkel und Urenkel der rossetummelnden Margareth. Unseren Dünen ist jedes Andenken an jene kühne Jägerin verschwunden; nur im Simelbach, der aus den Wällen von Margareths Jagdschloß bei Crampe quillt und über geglättete Steine zum Lebastrome rieselt und rollt, hört man in der Mitternachtsstunde des ihr geweihten Tages ein kläglich Wimmern, wo klagend fleht um Ruhe die „rossetummelnde Margareth“.

Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I. S. 20 f.

63. Die schwarze wilde Jägerin, Margarethe geheißen, lebte früher in der weißen Burg zu Belgard; auf dem Cramper Burgwall im jetzigen Bauernholz, unfern der Grenze des Dorfes Gans, hatte sie ein Jagdschloß. Sie liebte die Jagd leidenschaftlich, entweihte bei derselben Sonn- und Festtage und durchschoß einst in frevlem Uebermuth das Herz der heiligen Jungfrau, deren Bild am Kreuzwege aufgestellt war. Zur Strafe dafür mußte sie nach ihrem Tode immer jagen. Schrecklich ist das Getöse, welches das Gefolge der wilden Jägerin verursacht. In der Nacht vor dem St. Margarethentage (18. Juli) jammert und winselt die unglückliche Jägerin um Erlösung. Einst kam ein Bauer, der im Roßgarten (jetzt Roßgars) ein Geschäft zu besorgen hatte, heim. Da erblickte er am Simelbache eine verschleierte Frauengestalt. Diese bat ihn jammernd, daß er sie über den Bach trage. Der Bauer, welcher Mitleid mit der Jammernden hatte, bückte sich, um sie auf seine Schultern zu nehmen; da erhielt er die Warnung, sich nicht umzusehen, wenn auch noch so Schreckliches sich hinter seinem Rücken ereigne. Er versprach, es

nicht zu thun. Kaum hatte er jedoch seinen Fuß ins Wasser gesetzt, als sich hinter ihm ein Getöse erhob, das immer wilder und lauter wurde. Er vernahm das Geschrei der Jäger, das Gekläff der wilden Meute, das Gewimmer des geängstigten, verfolgten Wildes. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er blieb stehen und sah sich um, seines Versprechens und der Warnung vergessend. Mit einem verzweiflungsvollen Schrei glitt die Last von seinen Schultern und verschwand. Nur allmählich konnte sich der Bauer von seinem Schreck erholen. Als das Getöse der wilden Jagd sich in der Ferne verloren hatte, untersuchte er das Bett des Baches, wo die Gestalt verschwunden war; aber er fand keinen Abgrund, wie er gedacht hatte, das Wasser bespülte kaum die Kieselsteine, die im Bache lagen. Zitternd und bleich kam er zu Hause an und erzählte seiner Frau sein Abenteuer. Die aber rief erschreckt und zornig: „Du hast die wilde schwarze Jägerin getragen, die Sonn- und Festtage durch ihre Jagd entweiht und das Herz der heiligen Jungfrau durchschossen hat; Du hast die Gebannte auf Deinen Schultern getragen, nun bist auch Du vom Banne umfangen.“ Doch sie wußte Rath. Sie zog ihren zitternden Mann unter das Muttergottesbild, das in einer Nische an der Wand hing. Dort kniete sie nieder und betete laut, da der Mann nicht im Stande war, die Lippen zu bewegen; dann bekreuzten sich beide und besprengten sich mit Weihwasser, beruhigt, daß sie den Bann von sich abgeschüttelt hatten.

Mitgetheilt vom pens. Bürgermeister Herrn Sassenhagen in Leba.

64. Auch nach anderem Bericht betreibt die wilde schwarze Jägerin die wilde Jagd. In weißen Kleidern und auf schwarzem Rosse, begleitet von mehreren Jägern und einer Anzahl von Hunden, die ein furchtbares Gekläff hören ließen, ist sie von dem Vater eines Bauern aus Belgard und von anderen des Nachts gesehen worden, wie sie von Crampe aus, wo ihr Jagdschloß gestanden, durch das Thal von Gans über das Belgarder Plebaniemoor dahinzog. Auch heute noch gilt die Stelle auf der Grenze von Belgard und Gans als ein besonderer Spukort.

65. Nach einer andern Sage ist die weiße Schloßfrau gleichsam ein Schutzgeist für Belgard gewesen und hat sich nur gezeigt, wenn dem Orte ein besonderes Ereigniß bevorstand.

66. Auf der Strecke vom Belgarder Plebaniemoor bis zum Vietziger Wegweiser soll öfters eine verschleierte Frau den dort Gehenden den Weg versperren. Vor einigen Jahren ging ein Mann aus Belgard nach Vietzig. Als er am Abend zwischen 11 und 12 dort ankam, trat ihm an dem genannten Wegweiser plötzlich eine Frau in den Weg. Er wollte ausweichen, doch vergebens, sie ließ nicht von ihm ab. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als umzukehren. Als er mit einem Begleiter zurückkam, war die Frau verschwunden. — Einem Manne aus Gans ist früher dasselbe dort passirt.

67. Ebenso soll auch am Ganser Wegweiser öfter eine Frau ohne Kopf gesehen worden sein. Der Sohn eines früheren Wirthschafters in Gans kam dort einmal vorbei; da trat ihm die Gestalt entgegen; er wollte ihr ausweichen und verließ den Weg, den er, durch ein plötzlich erscheinendes Licht geblendet, nicht wieder auffinden konnte. Er irrte die ganze Nacht auf dem Felde umher und später war er nicht wieder zu bewegen, diesen Weg zu gehen.

68. Der gespenstische Leichenzug.

Am Plebaniemoor ist in früherer Zeit von den Pferdehütern oft ein Leichenzug gesehen worden. Ein alter Bauer aus Belgard erzählte darüber: An dem Abhange zum Ganser Thal versammelte sich zunächst eine Anzahl von Gestalten in schwarzen Kleidern, kurz darauf brachten sechs Männer, gleichfalls schwarz gekleidet, einen Sarg mit einer Leiche aus dem Moore südlich von der Chaussee, und um diesen stellten sich dann die auf der Anhöhe harrenden schwarzen Gäste. Darauf setzte sich der geheimnißvolle Zug nach dem Belgarder Plebaniemoor (nördlich von der Chaussee) in Bewegung, einen unheimlichen, unverständlichen Gesang anstimmend.

69. Das gestohlene Meßgewand.

Aus der Zeit, wo den evangelischen Einwohnern Belgard's von dem Bischof Matthias Lubienski von Cujavien Kirche und Kircheneigenthum genommen wurde, hat sich in Belgard folgende Sage erhalten. Dem katholischen Priester war sein Meßhemde

— er hatte nur das eine —, das zum Trocknen ausgehängt war, verschwunden. Er glaubte, es sei ihm von den Evangelischen gestohlen worden, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Darauf ließ er bekannt machen, daß derjenige, der es ihm gestohlen habe, durch ein geheimes Mittel (Zauberei) gezwungen werden solle, es ihm wiederzubringen; er müsse dann aber zugleich sterben. Es verging ein halbes Jahr, ohne daß jemand das Meßhemde brachte. Der Bulle im Stalle des Priesters aber wurde von Tag zu Tag magerer und kränker, und man ließ ihn deshalb in's Freie, damit er sich vertreten sollte. Er schwankte einer Pfütze auf dem Hofe zu und hob mit den Hörnern das vermißte Hemde empor, stürzte aber dabei um und verendete. Der Bulle, der noch vor einem halben Jahr stark und muthig gewesen war, hatte das Meßhemd auf seinen Hörnern in die Pfütze getragen und mußte nun durch den Zauberspruch des Priesters dafür sterben.

70. Die Glocken zu Belgard.

Von der früheren katholischen Kirche in Belgard sind nur noch die drei Glocken übrig, die an einem hölzernen, mit Dach versehenen Gestell angebracht sind. Die größte derselben, welche in der Mitte hängt, trägt die Jahreszahl 1609. — Alte Leute in Belgard erzählen, die Katholischen in Lauenburg hätten nach der Contrareformation die größte Kirchenglocke von Belgard nach Lauenburg entführt. Die Glocke soll sich wirklich in der Lauenburger katholischen Kirche befinden. Bei der Entführung des Nachts kamen sie jedoch zunächst nicht weiter, wie bis außerhalb des Dorfes; die Glocke soll plötzlich ein solches Gewicht bekommen haben, daß 4 bis 6 Pferde sie nicht von der Stelle bringen konnten, dagegen hatte sie zurück nach der alten Kirche wieder ihr natürliches Gewicht. Erst nach verschiedenen Gebetsformeln eines Priesters ist es den Lauenburgern gelungen, die Glocke zu entführen.

71. Der schwarze See im Lebamoor.

In dem zu Rettkewitz gehörenden Theil des Lebamoores, welcher das schwarze Moor genannt wird, liegt der schwarze See (Gesorke). Derselbe ist, wie erzählt wird, grundlos. Das soll

untergebracht und die Postsachen abgegeben hatte, legte er sich zur Ruhe, wurde aber nach wenigen Minuten durch den Mahrt gestört. Morgens um 4 Uhr trat er die Rückfahrt nach Bütow an. Als er an den bewaldeten Steinberg kam, sah er einen Siebrand vor seinem Wagen herlaufen; er stieg vom Wagen, band die Pferde an einen Baum und hieb mit der Peitsche auf den Siebrand los. Doch das Ding wollte nicht umfallen. Da erkannte der Postillon, daß es gewiß der Mahrt sei, der ihn vorhin gedrückt hatte; deshalb drehte er die Peitsche um und fing an, mit dem Peitschenstock herzhafter auf den Rand loszuhauen; der drehte sich aber nur noch schneller, bis er endlich durch einen kräftigen Seitenhieb zu Fall gebracht wurde. Im Nu aber war er wieder empor und rannte mit Windeseile querfeldein, dem Postillon zurufend: „Lick mi im M . . . .!“ Seitdem hat er nie wieder etwas vom Mahrt gehört.

50. Ein ältlicher Wanderer kehrte einmal zur Winterszeit bei einem Tagelöhner ein und bat um Nachtherberge, die ihm auch gewährt wurde. Ungefähr um 1 Uhr in der Nacht hörte der Wanderer, wie die beiden jungen Töchter des Tagelöhners aufstanden und aus dem Hause schlichen; nach etwa 2 Stunden kamen sie wieder zurück. Da sagte die eine: „Mein Gott, wie schmerzen mich doch alle Glieder! Ich mußte auf einem Zaune reiten, von dem ich jeden Augenblick herunterfiel, und dabei habe ich mich ganz und gar zerstoßen.“ Die zweite sagte: „Mir erging es noch schlimmer; ich mußte einen Dornstrauch reiten, in den ich immerfort hineinfiel, und dabei habe ich mich ganz und gar zerstochen!“ Dann sagten beide: „Könnte uns doch ein Mensch von dieser Last befreien!“ Eine Stunde später erwachte der Tagelöhner und wollte die Mädchen wecken; aber der Wanderer wehrte ihm und sagte: „Wenn Ihr wüßtet, wie Eure Töchter sich haben die Nacht quälen müssen, während Ihr schnarchtet, dann würdet Ihr sie nicht stören.“ Und nun erzählte er, was er gehört hatte, und rieth dem Vater, andere Pathen zu nehmen und die beiden Mädchen noch einmal taufen zu lassen, denn die alten Pathen wären Schuld daran. So geschah es denn auch, und die Mädchen waren die Plage los.

II. Kreis Lauenburg.

51. Der König vom Kassubenlande.

Nahe bei Lauenburg liegt ein Berg, in welchem sich im Jahre 1596 eine große Kluft befand. Der Rath hatte damals' grade zwei Missethäter zum Tode verurtheilt. Er schenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß sie den Abgrund untersuchten. Hinabgefahren erblickten sie auf dem Grund einen schönen Garten, darinnen ein Baum mit lieblich weißen Blüthen stand; doch durften sie daran nicht rühren. Ein Kind, das im Garten war, führte sie über eine weite, blumige Matte zu einem Schlosse, aus dem mancherlei Saitenspiel ertönte. In demselben aber saß ein König, — das war der alte König vom Kassubenlande, — auf einem hohen, silbernen Thronsessel, mit einem goldenen Scepter in einer und einem Briefe in der andern Hand. Das Kind mußte den Brief nehmen und den beiden Missethätern überreichen. Diese nahmen den Brief und überbrachten ihn dem Rath; sie erlangten Gnade und Freiheit.

v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, S. 248; Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, I. S. 238.

52. Der Schatz in Lauenburg.

In Lauenburg braute sich früher jeder sein Bier selbst; die Dienstmädchen hatten dann gewöhnlich die Brauerei zu besorgen. Nun war da auch eine Herrschaft, die sehr strenge war, ein Kaufmann und seine Frau. Das Mädchen wurde sehr früh geweckt, aber das Feuer ist ausgegangen und sie weiß nicht, woher sie

welches nehmen soll, denn ihren Herrn will sie nicht wecken, da sie weiß, daß es dann wieder Schläge und Schelte giebt. Da sieht sie auf dem Markt ein Feuer, um das herum mehrere Männer sitzen. Sie faßt sich ein Herz, geht hin und bittet um Feuer. Sie gaben ihr auch eine Schaufel voll Kohlen, aber als sie sie auf den Herd wirft, sind sie erloschen. Noch einmal geht sie hin und zum dritten Mal. Da aber sagen ihr die Männer, sie solle nicht wieder kommen. Nun muß sie doch ihre Herrschaft wecken, der erzählt sie in ihrer Unschuld, was vorgefallen ist. Diese merken aber gleich, was es mit dem Feuer für eine Bewandniß hat, und sagen ihr deshalb, daß sie sich nur wieder zu Bett legen solle. Sie wundert sich zwar darüber, gehorcht aber doch. Der Kaufmann geht nun in die Küche und findet auf dem Herde viel Gold. Als das Mädchen am Morgen in der Asche rührt, findet sie auch noch etwas, aber wenig, von dem andern haben sie ihr nichts gegeben. Sie erzählt die Geschichte weiter und erfährt nun, daß die Kohlen lauter Gold gewesen seien. Wegen ihres Plauderns wird sie aber fortgejagt. Der Kaufmann ist so zwar sehr reich geworden, doch hat er von dem unrecht erworbenen Gut keinen Segen gehabt, denn sein Schwiegersohn hat das ganze Geld durchgebracht, und der Kaufmann und sein Weib sind zur Strafe als Bettler gestorben.

53. Der große Stein bei dem Jägerhof.

Beim sog. Jägerhof in der Nähe von Lauenburg liegt im Walde ein großer Stein. Die alten Leute behaupten, daß sich unter demselben ein verwünschtes Schloß befinde, und nur alle 100 Jahre werde jemand geboren, der es erlösen könne.

Hr. Treichel in der Zeitschrift des hist. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder.

Der Schloßberg zu Belgard.
(54—61.)

Dicht vor Belgard liegt, wenn man die Chaussee von Vietzig kommt, zur linken Hand der Schloßberg, auf dem vor langen Jahren die weiße Burg lag, einst eins der mächtigsten Schlösser in Pomerellen. Jetzt ist von derselben nichts mehr übrig, denn

der aus verwitterten Ziegelsteinen bestehende Schutthaufen war schon vor mehreren Jahren bis auf einen geringen Rest von dem Besitzer des Schloßberges, dem Gastwirth Zissow, zur Bedüngung des Ackers abgetragen. Auf der nördlichen Seite fällt der Schloßberg ziemlich stark zum Mühlenbache und zum Mühlenteiche ab. Früher war er mit Gesträuch bedeckt, und in der Mitte befand sich eine weite Vertiefung, die wohl von eingefallenen Kellerräumen herrührte. Von diesem Schloßberge werden mehrere Sagen erzählt.*)

54. Auf dem Schloßberge hat ein Schloß gestanden, das später verwünscht worden ist. Mit demselben sind auch drei Prinzessinnen verwünscht worden. Am Abend hat man öfter drei schwarzgekleidete (nach andern weißgekleidete) Frauen aus dem Berge hervorkommen und nach dem am Fuß des Berges sich befindenden Mühlenbach gehen sehen, wo sie sich wuschen und badeten. Eine Frau ist ihnen einmal begegnet, sie gingen aber schweigend weiter, nur das Rauschen ihrer Kleider hat sie gehört.

55. Mitten auf dem Berge war ein Steig, obwohl da niemand ging; ebenso führte ein Steig nach dem Mühlenteiche hinunter. Hier ist den drei Frauen einst ein Mann begegnet, den hat die eine gebeten, er solle sie schweigend dreimal um den Schloßberg (oder um den Kirchhof) herumtragen, dann würde sie erlöst sein; er solle sich nur nicht fürchten, da ihm nichts geschehen werde. Der Mann ist auch dazu bereit gewesen, aber als er den dritten Rundgang machte, werden ihm die Kleider ausgezogen (nach andern wird ihm nur die Mütze abgerissen), und hinter sich hört er ein furchtbares Rauschen und Krachen und verschiedene Laute und Stimmen. Da bekommt er Angst, sieht sich um und alles ist verschwunden, und er befindet sich allein am Abhang des Berges.

56. Ein anderer Erlösungsversuch, den einer aus Belgard unternommen hatte, ist auch mißglückt. Auf dem Gange ins

*) Vgl. über das Schloß zu Belgard Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, I. S. 142. Die Sagen, nach mündlichem Bericht aufgezeichnet, sind im „Urdsbrunnen“ Bd. II. S. 86 f. abgedruckt. Nr. 56 und 58 fügte Herr Lehrer Radiske in Belgard hinzu.

Schloß, dessen Eingang auf der westlichen Seite des Schlosses war, da, wo noch vor mehreren Jahren ein dichter Eichbusch stand, hatte der Mann seine Mütze verloren, und im Gange hatte er verschiedene häßliche Thiere küssen müssen, aber zuletzt weigerte er sich vor Furcht und Schreck, eine große, häßliche Kröte zu küssen. Das war aber die Besitzerin des Schlosses selbst, die nun nicht erlöst werden konnte.

57. Ein Knecht, Johann Schwichtenberg, träumte einst, er solle auf den Kirchhof gehen; dort werde er eine Schlange finden, die ein Bund Schlüssel im Munde trage. Das solle er ihr mit seinem Munde fortnehmen und sich dann eiligst aus dem Staube machen. Der Traum hat sich noch zweimal wiederholt. Leute, denen er denselben erzählt hat, haben ihm gerathen, das Schloß zu erlösen, doch aus Furcht hat er sich dazu nicht entschließen können.

58. Nach anderer Erzählung soll die Vertiefung in der Mitte des Berges der Eingang zu dem unterirdischen Schlosse gewesen sein. In derselben soll sich eine sehr große Schlange (ein Drache) aufgehalten haben, welche den Eingang zum Schlosse bewachte. Ein früherer Lehrer in Belgard, George Siemon, hat sich einmal in Gegenwart mehrerer Bauern aus dem Dorfe an einem Tau in die Oeffnung hinabgelassen, um dieselbe zu untersuchen. Doch mußte er sich nach kurzer Zeit wieder in die Höhe ziehen lassen, da ihm die Schlange mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen entgegenkroch. Seitdem hat sich niemand mehr in die Oeffnung gewagt.

59. Aus jener Vertiefung kam zur Weihnachtszeit oder zu andern festlichen Gelegenheiten ein Kessel hervor, ganz blank gescheuert. Einige sagen, daß ein Quast darin lag. Wollte nun jemand Bier brauen, so holte er sich dazu den Kessel. Das darin gebraute Bier war von besserer Eigenschaft als das andere. Nach der Benutzung mußte er ihn schweigend und ohne sich umzusehen, wieder zurücktragen. Zum Dank wurden in einer dazu vorhandenen Kanne einige Quart Bier in den Kessel gestellt und ein gutes Brot dazu gelegt. Dies geschah regelmäßig und war zur Sitte geworden. Einst wurde ein Mädchen hingeschickt, um den Kessel zu holen. Da hört sie im Berge eine Stimme, die ihr zu-

ruft, daß sie den Kessel bald wieder zurückbringen solle. Aber aus Furcht hat sie es nachher nicht thun wollen; da hat es der Knecht gethan; der aber trinkt das Bier aus und verunreinigt den Kessel. Da ist er mit einem großen Knall verschwunden und seitdem nicht wieder gekommen.

60. Von andern — nicht in Belgard — wird erzählt, ein Bauer habe aus Geiz verabsäumt, die sonst übliche Dankesgabe in den Kessel zu legen, vielmehr in wahnwitzigem Uebermuth denselben verunreinigt. Jetzt war das gute Einvernehmen mit dem Berggeist gestört. Bei der nächsten Ausrichtung fehlte der Kessel. Nun kam die Unthat des Bösewichts ans Licht. Die ganze Einwohnerschaft rückte vor sein Haus, und er empfing als Lohn eine tüchtige Tracht Prügel. Doch der Kessel kam nicht wieder zum Vorschein, und die Bauern waren genöthigt, selbst einen anzuschaffen.*)

61. Früher sagte man auch, daß man nicht am Berge graben dürfe; wer es thue, der müsse gleich sterben.

Die schwarze Jägerin.

(62—67.)

62. Nach einer alten Chronik hatte der große Suantepolk eine Schwester oder Tochter Margaretha, die an den dänischen König Christoph I. (seit 1252) verheirathet war. Sie hauste auf der weißen Burg, dem Schlosse zu Belgard an der Leba. Sie liebte leidenschaftlich die Jagd. Während Suantepolk mit den Herzögen von Cujavien und Masovien, mit den heidnischen Preußen und den Kreuzrittern heftige Kriege führte und den Feinden seines Landes Furcht und Schrecken einjagte, jagten Margaretha und ihr Oheim Ratibor, der Bruder Suantepolks, im Gebiet der weißen Burg die Hasen und Rehe. An dem Abhange der Höhen-

*) Hr. Lehrer Radiske theilt mit: „Die ältesten Leute in Belgard behaupten, daß das Vorhandensein des Kessels auf Wahrheit beruhe; sie vermuthen aber, daß die ganze Sache ein Betrug der damals hier wohnenden katholischen Priester gewesen sei, die für sich einen Vortheil gewinnen und zugleich die Leute im Aberglauben erhalten wollten." Die Verunreinigung des Kessels geschah also wohl von einem evangelischen Belgarder, der den Betrug durchschaut hatte.

züge der Leba nach dem Lebabruch bei Crampe hatte sie ihr Jagdschloß, das noch heute an der Umwallung kennbar ist, und belustigte sich mit der Jagd in den Dünen. Wegen ihrer Lieblingsbeschäftigung hieß Margaretha nach dem Zeugniß der polnischen Schriftsteller „die schwarze Jägerin", und nach den dänischen Berichten „die rossetummelnde Margareth", auch „Margaretha Sprenghengst". Nach einer alten Sage, die durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt ist, jagt noch bis auf diese Stunde in nächtlicher Weile auf Fünens Heiden die pomerellische schwarze Jägerin, und ihr nach in den weißflüchtigen Dünen ihr Gefolge, der wendische und deutsche Adel im Gebiet der weißen Burg, die Enkel und Urenkel der rossetummelnden Margareth. Unseren Dünen ist jedes Andenken an jene kühne Jägerin verschwunden; nur im Simelbach, der aus den Wällen von Margareths Jagdschloß bei Crampe quillt und über geglättete Steine zum Lebastrome rieselt und rollt, hört man in der Mitternachtsstunde des ihr geweihten Tages ein kläglich Wimmern, wo klagend fleht um Ruhe die „rossetummelnde Margareth".

Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I. S. 20 f.

63. Die schwarze wilde Jägerin, Margarethe geheißen, lebte früher in der weißen Burg zu Belgard; auf dem Cramper Burgwall im jetzigen Bauernholz, unfern der Grenze des Dorfes Gans, hatte sie ein Jagdschloß. Sie liebte die Jagd leidenschaftlich, entweihte bei derselben Sonn- und Festtage und durchschoß einst in frevlem Uebermuth das Herz der heiligen Jungfrau, deren Bild am Kreuzwege aufgestellt war. Zur Strafe dafür mußte sie nach ihrem Tode immer jagen. Schrecklich ist das Getöse, welches das Gefolge der wilden Jägerin verursacht. In der Nacht vor dem St. Margarethentage (18. Juli) jammert und winselt die unglückliche Jägerin um Erlösung. Einst kam ein Bauer, der im Roßgarten (jetzt Roßgars) ein Geschäft zu besorgen hatte, heim. Da erblickte er am Simelbache eine verschleierte Frauengestalt. Diese bat ihn jammernd, daß er sie über den Bach trage. Der Bauer, welcher Mitleid mit der Jammernden hatte, bückte sich, um sie auf seine Schultern zu nehmen; da erhielt er die Warnung, sich nicht umzusehen, wenn auch noch so Schreckliches sich hinter seinem Rücken ereigne. Er versprach, es

nicht zu thun. Kaum hatte er jedoch seinen Fuß ins Wasser gesetzt, als sich hinter ihm ein Getöse erhob, das immer wilder und lauter wurde. Er vernahm das Geschrei der Jäger, das Gekläff der wilden Meute, das Gewimmer des geängstigten, verfolgten Wildes. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er blieb stehen und sah sich um, seines Versprechens und der Warnung vergessend. Mit einem verzweiflungsvollen Schrei glitt die Last von seinen Schultern und verschwand. Nur allmählich konnte sich der Bauer von seinem Schreck erholen. Als das Getöse der wilden Jagd sich in der Ferne verloren hatte, untersuchte er das Bett des Baches, wo die Gestalt verschwunden war; aber er fand keinen Abgrund, wie er gedacht hatte, das Wasser bespülte kaum die Kieselsteine, die im Bache lagen. Zitternd und bleich kam er zu Hause an und erzählte seiner Frau sein Abenteuer. Die aber rief erschreckt und zornig: „Du hast die wilde schwarze Jägerin getragen, die Sonn- und Festtage durch ihre Jagd entweiht und das Herz der heiligen Jungfrau durchschossen hat; Du hast die Gebannte auf Deinen Schultern getragen, nun bist auch Du vom Banne umfangen.“ Doch sie wußte Rath. Sie zog ihren zitternden Mann unter das Muttergottesbild, das in einer Nische an der Wand hing. Dort kniete sie nieder und betete laut, da der Mann nicht im Stande war, die Lippen zu bewegen; dann bekreuzten sich beide und besprengten sich mit Weihwasser, beruhigt, daß sie den Bann von sich abgeschüttelt hatten.

Mitgetheilt vom pens. Bürgermeister Herrn Sassenhagen in Leba.

64. Auch nach anderem Bericht betreibt die wilde schwarze Jägerin die wilde Jagd. In weißen Kleidern und auf schwarzem Rosse, begleitet von mehreren Jägern und einer Anzahl von Hunden, die ein furchtbares Gekläff hören ließen, ist sie von dem Vater eines Bauern aus Belgard und von anderen des Nachts gesehen worden, wie sie von Crampe aus, wo ihr Jagdschloß gestanden, durch das Thal von Gans über das Belgarder Plebaniemoor dahinzog. Auch heute noch gilt die Stelle auf der Grenze von Belgard und Gans als ein besonderer Spukort.

65. Nach einer andern Sage ist die weiße Schloßfrau gleichsam ein Schutzgeist für Belgard gewesen und hat sich nur gezeigt, wenn dem Orte ein besonderes Ereigniß bevorstand.

66. Auf der Strecke vom Belgarder Plebaniemoor bis zum Vietziger Wegweiser soll öfters eine verschleierte Frau den dort Gehenden den Weg versperren. Vor einigen Jahren ging ein Mann aus Belgard nach Vietzig. Als er am Abend zwischen 11 und 12 dort ankam, trat ihm an dem genannten Wegweiser plötzlich eine Frau in den Weg. Er wollte ausweichen, doch vergebens, sie ließ nicht von ihm ab. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als umzukehren. Als er mit einem Begleiter zurückkam, war die Frau verschwunden. — Einem Manne aus Gans ist früher dasselbe dort passirt.

67. Ebenso soll auch am Ganser Wegweiser öfter eine Frau ohne Kopf gesehen worden sein. Der Sohn eines früheren Wirthschafters in Gans kam dort einmal vorbei; da trat ihm die Gestalt entgegen; er wollte ihr ausweichen und verließ den Weg, den er, durch ein plötzlich erscheinendes Licht geblendet, nicht wieder auffinden konnte. Er irrte die ganze Nacht auf dem Felde umher und später war er nicht wieder zu bewegen, diesen Weg zu gehen.

68. Der gespenstische Leichenzug.

Am Plebaniemoor ist in früherer Zeit von den Pferdehütern oft ein Leichenzug gesehen worden. Ein alter Bauer aus Belgard erzählte darüber: An dem Abhange zum Ganser Thal versammelte sich zunächst eine Anzahl von Gestalten in schwarzen Kleidern, kurz darauf brachten sechs Männer, gleichfalls schwarz gekleidet, einen Sarg mit einer Leiche aus dem Moore südlich von der Chaussee, und um diesen stellten sich dann die auf der Anhöhe harrenden schwarzen Gäste. Darauf setzte sich der geheimnißvolle Zug nach dem Belgarder Plebaniemoor (nördlich von der Chaussee) in Bewegung, einen unheimlichen, unverständlichen Gesang anstimmend.

69. Das gestohlene Meßgewand.

Aus der Zeit, wo den evangelischen Einwohnern Belgard's von dem Bischof Matthias Lubienski von Cujavien Kirche und Kircheneigenthum genommen wurde, hat sich in Belgard folgende Sage erhalten. Dem katholischen Priester war sein Meßhemde

— er hatte nur das eine —, das zum Trocknen ausgehängt war, verschwunden. Er glaubte, es sei ihm von den Evangelischen gestohlen worden, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Darauf ließ er bekannt machen, daß derjenige, der es ihm gestohlen habe, durch ein geheimes Mittel (Zauberei) gezwungen werden solle, es ihm wiederzubringen; er müsse dann aber zugleich sterben. Es verging ein halbes Jahr, ohne daß jemand das Meßhemde brachte. Der Bulle im Stalle des Priesters aber wurde von Tag zu Tag magerer und kränker, und man ließ ihn deshalb in's Freie, damit er sich vertreten sollte. Er schwankte einer Pfütze auf dem Hofe zu und hob mit den Hörnern das vermißte Hemde empor, stürzte aber dabei um und verendete. Der Bulle, der noch vor einem halben Jahr stark und muthig gewesen war, hatte das Meßhemd auf seinen Hörnern in die Pfütze getragen und mußte nun durch den Zauberspruch des Priesters dafür sterben.

70. Die Glocken zu Belgard.

Von der früheren katholischen Kirche in Belgard sind nur noch die drei Glocken übrig, die an einem hölzernen, mit Dach versehenen Gestell angebracht sind. Die größte derselben, welche in der Mitte hängt, trägt die Jahreszahl 1609. — Alte Leute in Belgard erzählen, die Katholischen in Lauenburg hätten nach der Contrareformation die größte Kirchenglocke von Belgard nach Lauenburg entführt. Die Glocke soll sich wirklich in der Lauenburger katholischen Kirche befinden. Bei der Entführung des Nachts kamen sie jedoch zunächst nicht weiter, wie bis außerhalb des Dorfes; die Glocke soll plötzlich ein solches Gewicht bekommen haben, daß 4 bis 6 Pferde sie nicht von der Stelle bringen konnten, dagegen hatte sie zurück nach der alten Kirche wieder ihr natürliches Gewicht. Erst nach verschiedenen Gebetsformeln eines Priesters ist es den Lauenburgern gelungen, die Glocke zu entführen.

71. Der schwarze See im Lebamoor.

In dem zu Rettkewitz gehörenden Theil des Lebamoores, welcher das schwarze Moor genannt wird, liegt der schwarze See (Gesorke). Derselbe ist, wie erzählt wird, grundlos. Das soll

daher kommen, daß das ganze Lebomoor früher ein Meer gewesen ist, und es wird behauptet, daß noch jetzt die Moorschicht auf Wasser ruhe.

72. Der Lindwurm im Lebamoor.*)

Eine Lehrerwittwe aus Grünhof bei Chotzlow erzählte, daß der Lindwurm den Bewohnern von Rettkewitz, Wobensin, Chotzlow und Viteröse besonderen Schaden zugefügt habe; Vieh, auch Menschen soll er geraubt haben. Einmal hat er ein Fräulein aus dem Rettkewitzer Schloß auf ihrem Spaziergange erwischt und ist mit ihr in dem nahen See verschwunden. In dem See befindet sich eine kleine Insel. Dort soll man noch jetzt in der Nacht öfter ihre ängstliche Stimme hören.

73. Die Liebenden am Lebamoor.

Ein Jüngling, der auf der Stolper Seite des Lebamoores wohnte, hatte seine Geliebte drüben im Lauenburgischen. Jeden Abend wanderte er zu ihr hinüber. Eine Lampe vor ihrem Fenster diente ihm als Wegweiser. Einmal erlischt die Lampe und der Jüngling findet seinen Tod in den Untiefen des Moores. — Es soll auch eine Ballade darüber gegeben haben, doch war Näheres nicht zu erfahren.

74. Der katholische Edelmann am Lebamoor.

Als nach dem Tode des letzten pommerschen Fürsten das Land Lauenburg wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt werden sollte, wurde auch ein Edelmann katholisch, dessen Gut am Lebamoor, welches damals noch Meer war, lag. Dem Gut gegenüber lag eine Insel. Der Edelmann wollte nun alle seine evangelischen Unterthanen tödten lassen, wenn sie nicht das zwischen seinem Gut und der Insel liegende Meer austrockneten. Auf ihr Gebet verlief sich das Wasser, und der Edelmann konnte so sein Besitzthum vergrößern. Ein anderes Mal hat er

*) Vergl. Nr. 127.

von den Evangelischen verlangt, daß sie einen Berg, der ihm im Wege war, versetzen sollten. Auf ihr Gebet ist der Berg mit großem Krachen versunken.*)

75. Die von Pirch.

Das alte Geschlecht der Pirch, das zuerst 1340 auftritt, ist aus Böhmen eingewandert. Die Pirch, welche sich auch Pioch von Pirch oder Pirch von Pioch nennen, führen als Wappen im blauen Schilde eine silberne Karausche, rings um den Schild Morgenstern, Streitaxt, Fahnen, Lanzen und Standarten, und auf der dreizackigen Krone drei Reiherbüschel mit zwei verschlungenen Schlüsseln. Die Pirch, welche sich schlechthin von Pirch nennen, führen auf der dreizackigen Krone drei Reiherbüschel mit zwei verschlungenen Schlüsseln, doch den Schild senkrecht getheilt und ohne Waffen, nur mit dem Heroldsmantel umgeben, im rechten blauen Felde eine silberne Karausche und im linken, silbernen Felde eine purpurne, unbekleidete Jungfrau, die zwischen ihren Beinen einen Fuchs beim Schwanz faßt, endlich am innern Rande des Wappens die Umschrift: „Pfui Teufel wie rasen die Flöhe." Nach einer mündlichen Ueberlieferung soll einst an einem fürstlichen Hofe ein Junker von Pirch das Herz der Kammerjungfrau, die beim Fürsten in hoher Gunst stand, gewonnen und zur Erinnerung an sein Abenteuer in der Liebe vom Kaiser das Recht erlangt haben, jene purpurne Jungfrau mit dem Fuchs und der wunderlichen Devise in sein Wappen aufzunehmen. Dies Wappen wird noch jetzt geführt. Nach einer andern Sage soll einst ein General von Pirch bei einem deutschen Kaiser, seinem Kriegsherrn, in Ungnade gefallen sein, weil er eine in kaiserlicher Gunst stehende Kammerzofe eine liederliche Dirne gescholten habe, demnächst aber wieder die Gunst des Kaisers gewonnen und sich als besondere Gnade das wunderliche Wappen erbeten haben.

Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I. S. 311 f.

---

*) In dieser Sage hat das Volk die Macht der evangelischen Lehre über den Katholicismus zum Ausdruck gebracht. Polnische Wirthschaft und Katholicismus stehen übrigens in Hinterpommern in schlechtem Andenken.

Die Nikolai-Kirche zu Lebamünde.
(76—78.)

76. Die Sturmfluth vom 11. bis 13. Januar 1558 hatte das westlich von dem jetzigen Leba gelegene Städtchen Lebamünde vernichtet. Die Ueberbliebenen suchten das noch vorhandene Baumaterial zu ihrer neuen Ansiedelung (Leba) zu verwenden. Es war besonders die höher gelegene Nikolai-Kirche, welche Steine und Holz zum Neubau der Lebaer Kirche lieferte. Auch die Glocken sollten nach der neuen Kirche gebracht werden, doch bei der Fahrt versanken sie in den Strom. Sonntagskinder können noch jetzt ihren Klang vernehmen, wenn sie die Betstunde läuten.

77. Neben der „alten Mauer," dem Ueberrest der alten Nikolai-Kirche, befand sich noch vor etwa 20 Jahren ein Loch, welches in den Boden hinabführte, vielleicht ein Gewölbe. Es ist jetzt verschüttet. Warf man einen Stein in das Loch hinab, so vernahm man ein Poltern, als ob er von Stufe zu Stufe fiele, und dann einen dumpfen Schall, als schlüge er auf einen metallenen Kasten auf. Einige behaupteten, es seien Särge da unten, andere meinten, es stehe da ein metallener Geldkasten. Manche sollen es auch heimlich gewagt haben, in das Loch hinabzusteigen. Einst holte ein Mann sich auch von dort einen Sack voll Geld, und der Böse half ihm dabei; doch gab er dem Manne die Warnung, sich nicht von ihm irre leiten zu lassen und ihm nicht zu folgen; thue er das, so wolle er ihn holen. Der Mann begab sich nach Hause und ermüdet legte er sich auf den Heuboden, um zu schlafen. Plötzlich vernahm er ein Pochen an der Thür und die Bitte, doch anzuspannen und zum Doktor zu fahren. Der Fremde stellte sich als ein Mann vom Lande, dessen Frau eben niedergekommen sei; es war aber kein anderer als der Teufel selbst. Der Mann spannte auch an, und der Teufel hatte gewonnen. Er riß ihn sammt dem Gelde fort, und am nächsten Morgen fand man an allen Ecken Blut, so grausam war der Teufel mit seinem Opfer umgegangen.

78. Einst wurde dem unheimlichen Fürsten der Teufel ein

Kasten mit Geld aus seinem Keller in den Sanddünen entwendet. Er war grade abwesend gewesen; dafür aber schickte er nun einen seiner Diener, der die Menschen beunruhigte. Dieser zeigte sich oft in Gestalt einer rothen Frau, welche die Leute, die sich auf der Stelle befanden, wo die alte Stadt gestanden, belästigte; ja sie verfolgte die vom Baden Heimkehrenden. Doch konnte sie nicht weiter als bis zum Lebastrom, dann kehrte sie zurück und verschwand. Man sagte, daß sie nicht an den Netzen vorbei könnte, die zum Trocknen am Ufer des Stromes aufgehängt waren, denn die Knoten, mit denen die Maschen des Netzes geknüpft waren, waren sogenannte Kreuzknoten, und das Kreuz fürchtet der Böse.

79. Der Krieg zwischen den Lebaern und Uhlingern.

Zwischen den Lebaern und den Uhlingern brach einmal ein sehr harter Krieg aus. Auf beiden Seiten wurde gerüstet. Die Lebaer führte der Burgemeister, der auf einer Kuh dem Zuge voranritt. Beide Parteien kämpften tapfer. Da plötzlich flog dem Burgemeister eine Mistbunke gegen die Stirn, und ohnmächtig fiel er von der Kuh herunter, indem er glaubte, er sei von einer feindlichen Kugel getroffen worden. In demselben Augenblick blieb auch die Kuh stehen, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und dabei überschüttete sie den betäubt zu ihren Hinterfüßen liegenden Burgemeister. Davon erwachte er und schrie aus Leibeskräften: „Kinder, rettet mich, verbindet mich! Ich ersticke in meinem eigenen Blut.“ Als nun die Lebaer sahen, daß ihr Anführer vom Todesstrahl getroffen war, ergriffen sie die Flucht, und die Uhlinger gewannen die Schlacht. Seit der Zeit aber ist es nicht rathsam, einen Lebaer nach seinem Burgemeister zu fragen.

80. Die sieben Lebaer im Himmel.

Sieben Einwohner Lebas kommen nach ihrem Tode an die Himmelsthür; Petrus, der Thürhüter ist nicht anwesend, und seinen Vertreter wissen sie durch ihr unschuldiges Auftreten zu täuschen, so daß sie in den Himmel eingelassen werden. Kaum

sind sie jedoch eingetreten, so zeigen sie ihren wahren Charakter, sie skandaliren und toben, so daß alle Himmelsbewohner darob in die größte Aufregung gerathen. Petrus ist nun in großer Sorge, wie er diese wilden Gesellen wieder los werden soll. Da meldet sich bei ihm einer aus einem Dorfe in der Nähe von Leba, vielleicht aus Uhlingen, und bittet um Einlaß; als aber Petrus von Leba hört, verweigert er ihm unter Hinweis auf das Betragen der schon dort vorhandenen Lebaer den Eintritt. Der Betreffende versichert jedoch, daß er anderen Sinnes sei, und sagt, wenn Petrus ihn einlasse, wolle er ihn von den groben Lebaern befreien. Darauf geht Petrus ein. Er öffnet ein wenig die Thür, der Mann steckt seinen Kopf hinein und ruft mit lauter Stimme: „Schep an Strand, Schep an Strand!“ Die sieben Lebaer stürzen auf diesen Ruf sofort heraus, um nach dem Strande zu laufen und das gestrandete Schiff zu berauben.

81. Der Untergang von Glewitz.

Das Dorf Glewitz soll am östlichen Ende des Sarbsker Sees in einiger Entfernung von der Mündung des Chaustbaches in denselben gelegen haben. Dieser Ort hat mit Lebamünde dasselbe Schicksal gehabt, doch kann heute nicht mehr genau die Stelle angegeben werden, wo er gestanden. Ueber seinen Untergang wird Folgendes erzählt: In Glewitz wohnten viele und reiche Bauern. Einst heirathete der Sohn des Schulzen die einzige Tochter eines Bauern. Der Sitte gemäß wurde eine große Hochzeit veranstaltet, zu der alle Familien des Dorfes eingeladen waren. Am Morgen des Festtages versammelten sich alle Gäste in dem Hochzeitshause und fuhren dann nach Sarbske zur Kirche. Nachdem die Trauung vorbei war, begab sich der ganze Zug in den Krug, wo sie bei Trunk und Tanz den Nachmittag zubrachten. Während die Alten tranken und würfelten, belustigte sich das junge Volk durch Tanz und Gesang. Endlich mahnte der Festordner zum Aufbruch. Schon war die Dämmerung eingebrochen, und man hatte nicht bemerkt, wie die Wolken sich schwarz am Himmel aufthürmten und der Sturm zu toben anfing. Der Zug ordnete sich, und da die Gemüther aufgeregt waren, begann eine tolle Wettfahrt; jeder Rosselenker wollte es dem andern zuvorthun. Schon bei der Abfahrt

hatte es geregnet, jetzt fiel ein Platzregen, der die Bäche und Gräben bald anfüllte und über die Ufer treten ließ. Besonders der wilde Chaustbach ergoß sein Wasser weit über die sumpfigen Wiesen und schwemmte Brücken und Stege fort. Bald kam die lärmende Hochzeitsgesellschaft bei dem Bach an; doch bei der Finsterniß und dem strömenden Regen und der stürmischen Fahrt merkte niemand, daß das Wasser die Brücke fortgerissen hatte. Die Pferde stürzen in die Fluthen, verwickeln sich in die Geschirre und reißen Wagen und Insassen mit sich fort. So gingen fast alle Bewohner des Ortes unter; nur einige alte Leute und Kinder waren daheim geblieben. Diese zogen aber später weiter ins Land; die Wohnungen zerfielen, die Felder blieben unbebaut und der Dünensand deckte allmählich alles zu wie mit einem Leichentuch.

Vergl. das liebe Pommerland IV. S. 217 f.

82. Woiwod und Starost.

In Neuhof, nahe am Sarbsker See, stand vor Zeiten ein Raubschloß, in dem ein Starost mit seinem Diener Woiwod hauste. Der Starost besaß aber noch ein anderes Schloß in dem Dorfe Roschütz. Dies Dorf soll von dem „Raubschützen“, plattdeutsch Rooffschütz, seinen Namen erhalten haben. In Neuhof kann man noch deutlich den Wallgraben erkennen, und ebenso weiß man in Roschütz, wo das alte Schloß gestanden hat. Man behauptet nun, daß beide Schlösser durch einen unterirdischen Gang verbunden waren, da man beim Abräumen des alten Schlosses in Neuhof auf einen ausgemauerten Gang stieß. Auf diesen beiden Schlössern hauste der Starost. Als im Lande die Räuber verfolgt wurden, wurde er in seinem Roschütz aufgejagt und floh mit seinem Diener nach Neuhof. Auch hier verfolgte man ihn. Er floh auf seinem Rosse, das ihn über den Sarbsker See trug. Sein Diener Woiwod vermochte nicht so schnell zu folgen, da man ihm das eine Bein abgeschossen hatte; doch erreichte er das Land, legte sich seinem Herrn zu Füßen und verschied. Der Starost rettete sich in die Dünen zwischen dem Sarbsker See und der Ostsee und entkam später nach Westpreußen. In der Kirche zu Roschütz ist ein altes Gemälde, welches den Tod Woiwods darstellt. — So berichtete Seminarist Woyczeschke aus Schönehr.

83. Der Schatz in Schönehr.

In Schönehr lebte auf einem Bauerhofe die Familie Martschenke. In ihrer Scheune hörten die Leute einst beim Dreschen unter der Tenne einen dumpfen Ton. Allmählich wurde der Ton heller und deutlicher, und nach einigen Jahren erklang es ganz dicht unter der Tenne. Da der Ton Aehnlichkeit mit dem Klingen eines Kessels und dem Klappern des Geldes hatten, kamen die Drescher auf den Gedanken, es müsse dort Geld sein, welches an die Oberfläche kommen und „luttern" wollte, und es wurde beschlossen, den Schatz zu heben. Beim dem Heben des Geldes darf nun kein Wort gesprochen werden, der Böse aber, der immer bei solchen Sachen betheiligt ist, versucht alles, um den Schatzgräber zum Sprechen zu bewegen. Während die Leute sich also abmühten, die Tenne aufzubrechen, kam der Teufel; er hatte vier Hähne vor einen Pflug gespannt und riß die Tenne mit Leichtigkeit auf. Trotzdem die Hebenden es sich fest vorgenommen hatten, nicht zu sprechen, konnte der Sohn des Martschenke es doch nicht unterlassen, seine Verwunderung über diese Erscheinung auszudrücken, und sich vergessend rief er aus: „Kiek, Vader, wi quäle uns, dat uns de Schwitz längs de Rügge leppt, und dei ritt de Däl mit sine poar Hahns upp." Dies hatte der Teufel nur gewollt, und sofort flog er mit dem Kessel durch die Luft und versenkte ihn am Pracherbusch, einem kleinen Eichbusche, der am Steige vom Dorf nach dem Vorwerk liegt. Die Leute sahen es aber und machten sich sofort daran, den Schatz hier zu heben. Als sie den Kessel bald oben hatten, sahen sie ein altes Weib kommen, und da rief einer aus: „Wo führt de Düwel sin Großmutter hier her!" Sofort flog der Kessel den Johanniswiesen zu und verschwand dort unter einem Stein, der in der sogenannten Hütung liegt. Als man ihn dort heben wollte, erscholl eine Stimme unter dem Stein hervor, die rieth den Leuten, den Schatz dort ruhen zu lassen, denn sonst würde ihr Vieh in der Hütung stets in Gefahr schweben. Darum gab man weitere Versuche auf. Der Stein liegt noch dort und darf weder gesprengt noch sonst fortgeschafft werden. Man nennt ihn den „Düwelstein."

84. Der Fuhrmannsstein zu Koppalin.

Im Gemenge mit anderen, mehr oder minder großen Steinen in der Nähe des Podwakeinica genannten Sees zu Koppalin, befindet sich ein umfangreicher, alle andern an Größe überragender Stein, offenbar ein erratischer Block. Alte Leute behaupten, es liege unter diesem Stein ein verwünschtes Schloß, und nur alle 100 Jahre werde jemand geboren, der es erlösen könne. Andere erzählen: Ein Bauer, der furchtbar gottlos war, suchte den lieben Gott auf jede Art herauszufordern. Eines Sonntags Vormittags fuhr er Heu ein, blieb aber damit im Sumpfe stecken und stieß darob die furchtbarsten Verwünschungen und Gotteslästerungen aus, anstatt ruhig zu bleiben und in Gelassenheit sich zu berathen, auf welche Weise er am besten das Fuhrwerk wieder herausbekäme. Gott ist zwar barmherzig, aber auch furchtbar in seinem gerechten Zorn. Augenblicklich wurde daher der Bauer, wie auch das ganze Fuhrwerk in einen großen Stein verwandelt, der noch heute zum warnenden Beispiel an der Stelle steht, wo das Fuhrwerk im Sumpf zu ertrinken drohte. Kopf und Hände des Fuhrmanns, selbst die Peitsche, sollen noch ganz deutlich auf dem Stein zu sehen sein.

Hr. Treichel in der Zeitschrift des hist. Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder.

85. Die verzauberte Kapelle.

Westlich von Labehn liegt ein kleiner, bewaldeter Hügel, Bollwerk genannt. Auf demselben soll in früherer Zeit eine Kapelle gestanden haben, die nachher verzaubert worden ist. Mit dieser Kapelle wurden gleichzeitig auch drei Jungfrauen verzaubert, die sich noch jetzt in der Neujahrsnacht in dem nahen Teiche baden sollen.

86. Der böse See.

Zwischen Garzigar und Labehn liegt ein kleiner See, der böse See genannt. Nach Aussage des Volkes befindet sich hier der Eingang zur Hölle. In einer Chaise soll der Teufel in der Nacht um 12 Uhr auf dem Wege zwischen Garzigar und Labehn fahren und diejenigen, die er zu so später Zeit antrifft, in sein Reich schleppen.

87. Die steinerne Braut.

Nahe an der Chaussee, welche von Zelasen nach Neustadt in Westpreußen führt, steht auf Mersiner Grunde ein Stein, etwa 2 Meter hoch, dem verschiedene Einschnitte und Aussprünge Aehnlichkeit mit einer Frau verleihen. An diesen Stein knüpft sich folgende Sage: Ein Hochzeitszug befand sich auf dem Wege zur Kirche. Schon zu wiederholten Malen war die Braut von der Seite ihres Bräutigams fortgeeilt, um ein Bedürfniß zu befriedigen. Als sie ihn nun bei Mersin wieder verlassen hatte, rief er ungeduldig aus: „Ich wollte, daß du ein Stein würdest.“ Sofort wurde sie in einen Stein verwandelt und steht nun so da zur Warnung und harrt auf ihre Erlösung.*)

Streiche der Zelasener.
(88—90.)

88. Die Zelasener sahen einst einen Storch in ihrem Flachs, und da sie fürchteten, er werde denselben zertreten, wollten sie ihn heraustreiben. Der aber, welcher den Storch verjagen sollte, durfte auch nicht hinein. Deshalb setzten sie ihn auf eine Bahre, zwei nahmen sie auf und gingen in den Flachs. Da trieb er mit einer langen Peitsche den Storch heraus. Nachher wunderten sich die Zelasener, daß der Flachs doch zertreten war.

89. Ein anderes Mal behauten die Zelasener einen Mühlstein auf einem Berge. Als er fertig war, wußten sie nicht, wie sie ihn herunterbringen sollten. Da schlug „Schultmatzke“, der kluge Schulzensohn, vor, er wolle den Kopf in das Loch stecken und dann den Stein langsam hinunterrollen. Als der Stein aber ins Rollen kam, flog er pfeilschnell den Berg herab, riß Schultmatzken den Kopf ab und fiel in den Mühlenteich. Verwundert betrachteten die Leute den kopflosen Leichnam und konnten sich nicht

*) Auch von Herrn Treichel mitgetheilt in der Zeitschrift des histor. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder. Dort wird noch erzählt, daß in größerer Entfernung rings um den Stein nicht das mindeste Pflanzenwachsthum herrsche; das soll von dem nächtlichen Tanze des Gefolges um die steinerne Braut, eine Prinzessin, herrühren.

klar machen, wo der Kopf geblieben wäre. Endlich rief einer: „De Kopp ward en sin Sündagsmetz senne!“ Jetzt suchten sie den Kopf in Schultmatzken seiner Sonntagsmütze.

90. Als Schultmatzke noch lebte, wollten die Zelasener einst die Aeste einer Eiche behauen. Alle holten sich ihre Beile und gingen daran, den Baum zu beputzen. Dabei fingen sie von unten an und hauten nach oben. Als sie alle oben waren, war der Baum kahl, und sie konnten nicht herunter. Da sagte Schultmatzke: „Holt ma still, eck war bawen anfate un ju fate mi an de Feit um so einer dem andre.“ Als sie nun alle so hingen, rief Schultmatzke: „Wacht ma bät, eck war mi en de Händ spie!“ Er ließ los, um sich in die Hände zu spucken, und — bauz — lagen alle auf ein Mal unten und krabbelten im Grase. Nun konnten sie jedoch ihre Beine nicht herausfinden; sie riefen deshalb einen grade vorübertreibenden Hirten an, er solle ihnen doch ihre Beine aussuchen helfen. Der nicht faul, schlug mit der Peitsche unter sie; da fanden sie ihre Beine wieder.

91. Der Milchgraben.

Nahe bei der Zelasener Mühle befindet sich ein tiefer Graben, der vom Regenwasser ausgerissen ist. Es wird aber erzählt, das Milchmädchen sei einst, als es mit der Milch nach Hause ging, gestolpert und gefallen; die Milch floß den Berg hinab und riß den Graben, der deshalb noch heute Milchgraben oder Mletschnarow heißt.

92. Der verwünschte Heuhaufen.

Nahe bei Kl. Borkow befindet sich am Rande einer Wiese im Walde ein Stein, von dem Folgendes erzählt wird: Einmal ging ein Mann aus dem Dorfe mit seiner Frau auf die Wiese, um das Heu in Haufen zu bringen. Plötzlich bedeckte sich der Himmel mit Wolken, und der Wind fing an, die trockenen Halme emporzutreiben. Es war also große Eile nöthig, aber doch wollte dem Manne die Arbeit nicht recht von den Händen gehen; besonders der eine Köbs machte ihm viele Mühe, es rutschte immer wieder etwas ab. Ungeduldig rief der Mann deshalb aus: „Ick wünschd', dat du eie

Stein mügst wäre.“ Und sogleich ging der Wunsch in Erfüllung; der Heuhaufen wurde in einen Stein verwandelt, und das herabgerutschte Heu liegt als Steinplatte daneben.

93. Der Sackstein bei Gr. Boschpol.

Unweit der Station Gr. Boschpol befindet sich ein Stein in aufrechter Stellung, ähnlich einem Sacke, der oben zugebunden ist. An diesen Stein knüpft sich die Sage, irgend ein Mann habe einen Sack mit Korn tragen müssen; da er ihm aber zu schwer geworden, habe er gewünscht, daß der Sack zu Stein werden möge. Dieser Wunsch ist sofort in Erfüllung gegangen.

Hr. Treichel in der Zeitschrift des hist. Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder.

94. Der versteinerte Mehlsack.

Unmittelbar am Wege, welcher von Osseken nach der Wittenberger Mühle führt, liegt ein Stein von der Größe und Form eines gefüllten Mehlsackes. Derselbe soll auf folgende Weise entstanden sein. Ein Müllerknecht fuhr einen mit gefüllten Mehlsäcken beladenen Wagen von der Mühle fort. Wiederholt war ihm ein Sack vom Wagen gefallen, und mit Mühe hatte er ihn wieder an seinen Platz gebracht. Als er nun wieder herunterfiel, sagte der Knecht, den Sack verwünschend: „Ich möchte wünschen, daß du ein Stein würdest!“ Sogleich ging der Wunsch in Erfüllung, und der Knecht mußte ohne ihn weiterfahren.

III. Kreis Stolp.

95. Das Holzenthor in Stolp.

Das Holzenthor, welches 1610 mitten in der Nacht abbrannte, aber wieder aufgebaut und nun vor mehreren Jahren abgerissen wurde, soll seinen Namen von einem geizigen Bürger, Namens Holz oder Holst gehabt haben, welcher zwei Scheffel hatte, einen großen zum Einkauf und einen kleinen zum Verkauf. Deshalb mußte er zur Strafe den Theil der Stadtmauer vom Thor bis an den damaligen Gefangenenthurm bauen. Bei diesem Thurm sollen aber auf der Mauer in den beiden Rundungen die beiden Scheffel zum Andenken eingemauert worden sein.

Wutstrack, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern. S. 684.

96. Der Christoph in Stolp.

Am Mühlenthor in Stolp befindet sich ein großer, sehr dicker und unschmieriger*) Kerl, der Christoph genannt. Er ist der Schrecken aller Kinder, die zum ersten Mal vom Lande in die Stadt kommen. Alle Tage, so erzählen unterwegs die Eltern ihren Kindern, wird er mit Erbsen und frischem Schweinefleisch gefüttert, und zwar gebraucht er zu jeder Mahlzeit eine große Mulde voll. Da er von dem vielen und fetten Essen stets den Durchfall hat, ist er fortwährend von oben bis unten beschmutzt. Diesen schmutzigen Gesellen nun müssen die Kinder auf eine gewisse Stelle küssen oder gar ganz rein lecken. Sind sie aber erst über die Mühlenbrücke gekommen, ohne daß der Christoph sie bemerkt, so ist alle Gefahr vorüber, denn dann hat der Christoph nicht mehr des Recht, jene Arbeit von ihnen zu verlangen. Auch in der Bütower Gegend hat man einen Christoph.

*) d. h. schmutzig, sich beschmutzend, besonders von Kindern.

97. Der Goldbrunnen.

Südlich von Stolp, etwa eine halbe Meile von der Stadt, liegt die Walkmühle. Diese Mühle bekommt den größten Theil ihres Wassers aus dem sogenannten „Guldborn", einem großen Quell, der in starken Stößen den schönsten, weißen Sand nach oben bringt.*) In demselben lagen noch vor etwa 20 Jahren große Steine, die von dem dort wohnenden Müller — denn früher war die Walkmühle noch eine einfache Mühle — hineingeworfen sein sollen. Ganz oben drauf lag damals ein alter abgenutzter Mühlstein. Später ließ der Walkmüller Steingräber jene Steine zum Theil mit großen Zangen ausfischen, um mehr Wasser zum Mühlenbetrieb zu erhalten, und um Unglück zu verhüten, ließ er über dem Quell einen großen, quadratförmigen Kasten bauen. Früher soll einmal, so wird erzählt, ein Mann mit zwei Pferden vor dem Wagen darin ertrunken sein.

Dieser Brunnen soll früher viel größer gewesen sein, ja das Wasser soll so stark aus dem großen Kessel gekocht haben, als wenn sich in demselben ein großes, schwarzes Pferd wälzte. Dieses Kochen und Wüthen des Wassers wurde immer stärker, und eines Tages kam aus der Unterwelt — denn anders, als daß dies Wasser aus der Unterwelt komme, können die alten Leute es sich nicht denken, und darum wird auch das Folgende für gewisse Wahrheit gehalten — ein Schwan geschwommen, gleichzeitig quoll das Wasser mit solcher Macht aus dem Brunnen, daß die Mühle bald fortgeschwemmt worden wäre. Der Müller und die Nachbarn eilten herbei und warfen Holz, Busch und Steine hinein, aber alles wollte nichts verschlagen, und erst nach langem Bemühen gelang es, das Wasser zu bändigen. Jene vorhin erwähnten Steine sollen damals hineingeworfen sein.

98. Der reiche Schäfer in Bessin.

Früher waren die Schäfer bis spät in den Abend hinein mit den Schafen draußen auf der Weide. Der Schäfer aus Bessin sah nun einmal, wie es auf dem Felde Geld lutterte. Er

*) Man nennt solche Quellen bei uns Kochbrunnen (Kakborn.)

ging hinzu und rührte mit dem Stock darin, da soll es auf einmal verschwunden gewesen sein. Der Schäfer ist aber darauf ein wohlhabender Mann geworden und hat immer Geld gehabt. Die Leute erzählen sich deshalb, das Geld sei nicht verschwunden, sondern er habe es sich nachher geholt. Er hat der Kirche auch zwei Leuchter geschenkt, die von dem gehobenen Schatz bezahlt sein sollen.

99. Das Schloß in der Stolpe bei Lossin.

Bei Lossin führt eine Brücke über die Stolpe. Oberhalb derselben liegt auf dem rechten Ufer des Stromes ein hoher, kuppelförmiger Berg, auf welchem in früherer Zeit ein Schloß gestanden haben soll, das wegen einer Frevelthat seiner Bewohner in die Stolpe verwünscht worden ist. Holzflößer wollen zuweilen das eiserne Gitterthor, das zum Schlosse führt, am Grunde des Stromes gesehen haben, ja einer soll es sogar einmal mit einem Kexhaken an die Oberfläche des Wassers gezogen haben; als er aber seine Genossen zur Hülfe rief, verschwand es plötzlich in die Tiefe und war seitdem nicht mehr zu finden.

Das Schloß kann aber erlöst werden. Einmal kam ein Jüngling dort vorbei, dem trat eine Jungfrau entgegen und bat ihn, ihr aus Stolp ein Paar Schuhe mitzubringen, da ihr einer fehle; doch solle er von dem geforderten Preise nichts abhandeln, sondern das Geldstück bezahlen, welches sie ihm gab. Er handelte jedoch etwas ab, und die Jungfrau verschwand, indem sie sagte, daß sie nun noch 100 Jahre auf ihre Erlösung warten müsse.

100. Der Brunnen in Labuhn.

Der Halbbauer Wegner in Labuhn, der vor vielen Jahren den jetzt Klix'schen Hof besaß, wollte auf seinem Hofe einen Brunnen graben lassen. Lange aber war kein Wasser zu bekommen. Nachdem der Brunnenmacher sehr tief eingedrungen war, kam er auf einen sehr festen Untergrund, und wenn er mit dem Spaten darauf stieß, klang es so hohl, als ob er auf eine Tonne stieße. aber Wasser kam nicht. Da that er noch einen Spatenstich und — das Wasser quoll mit solcher Gewalt hervor, daß der Brunnengräber sich nicht zu retten vermochte. Auf der Oberfläche des

Wassers aber schwamm eine weiße Ente. Schon stand der ganze Hof unter Wasser, und alle Nachbarsleute mußten kommen und Steine, Holz u. s. w. herbeibringen, um das Wasser zu beruhigen. Aber es half alles nichts. Da wurde dem Bauer gesagt, daß man solch' unterirdisches Wasser nur beruhigen könne, wenn man ein ganz schwarzes Thier hineinwerfe. Der Bauer hatte grade ein schwarzes Kalb, das warf er in den Brunnen, und das Wasser sank wieder zurück.

101. Der Schimmelreiter in Labuhn.

Früher war es Sitte, daß das junge Volk in der Christnacht mit dem Schimmel durchs Dorf zog. Dabei ging es denn oft toll genug her. Ein Schimmelreiter in Labuhn ist vor längerer Zeit für sein böses Treiben dabei gar hart bestraft worden. Derselbe hatte sich tüchtig Muth getrunken und betrug sich nun während des Umzuges bei den Leuten, wo eingekehrt wurde, sehr unziemlich. Als er gegen 12 Uhr nach Hause kam und sich nach seinem Stall zur Ruhe begeben wollte, sah er zu seinem großen Schreck vor der Stallthür einen Reiter, der sich eben so toll geberdete, wie er selbst es gethan, und ihn trotz aller Anstrengung nicht in den Stall ließ. Da ging er durch eine Nebenthür hinein, aber kaum hatte er sich auf sein Bett gelegt, als der Reiter wieder vor ihm stand, um ihn von Neuem zu plagen. Am nächsten Morgen blieb der Knecht krank zu Bett liegen und am dritten Tage war er eine Leiche, nachdem er noch vorher die Mahnung ausgesprochen hatte, es möge ja niemand mehr den Schimmel reiten. Seitdem hat dieser Brauch in Labuhn aufgehört. In anderen Dörfern besteht er noch.

Der Schloßberg bei Zirchow.

(102—103).

102. Zwischen Zirchow und Cunsow befindet sich ein kleines Wäldchen von etwa 10—15 Morgen, welches das Schloßwäldchen oder Bergel genannt wird; in demselben liegt ein Berg, der Schloßberg genannt. In dem Schloßberg sollen vor vielen hundert Jahren zwei Ritter gehaust haben, und zwar in der Erde, damit sie nicht von den Räubern ergriffen würden. Rund um

diesen Schloßberg war tiefes Bruch und viel Sumpf. Diese beiden Ritter haben das Dorf Zirchow erbaut und die Kirche angelegt. Dann zogen sie nach Stolp und legten die Stadt Stolp an.

103. Der frühere Pastor Hertel in Zirchow hatte ein Dienstmädchen aus Cunsow, Namens Topel. Dieselbe sah längere Zeit hindurch in dem Bergel des Abends ein Licht brennen. Eine Zeitlang schwieg sie, dann aber erzählte sie es den Töchtern des Pastors, und diese sagten es dem Vater. Der sagte nun zu dem Mädchen, er wolle ihr ein Büchlein geben und sie ein Gebet lehren. Wenn sie das Licht wieder bemerke, solle sie nach dem Bergel gehen, das Büchelchen ins Feuer legen und den Vers herbeten, dann werde sie alle Schätze, die dort verborgen lägen, heben können; sie solle sich nur von ihrem Vorhaben durch nichts abhalten lassen, denn es werde ihr nichts geschehen, weder an Leib noch an Seele. Als sie das Licht wieder erblickte, ging sie hin. Am Fuße des Berges angekommen, rief ihr eine Stimme zu: „Geh nicht!“ Sie ging aber doch, und die Stimme sagte immer öfter und immer bittender jene Worte. Endlich ließ sich das Mädchen bewegen umzukehren, aber sie hat seit jenem Tage nie wieder etwas gesehen.

104. Die Unterirdischen in der hohlen Fuhrt.

Zwischen Cunsow und Veddin befindet sich ein Thal, welches von einem Bache durchflossen wird. Ehe man von Cunsow aus in dasselbe gelangt, kommt man durch einen Hohlweg, „bei holl Fuhrt“ genannt. Hier sollen früher Zwerge (Ungerirdschkes) gewohnt haben, und viele wollen sie dort beobachtet haben. Einst kam ein Hochzeitsbitter durch die hohle Fuhrt geritten. Als er in die Nähe derselben kam, sah er, daß das kleine Volk dort ganz vergnügt umhersprang, alle in festlichen Gewändern; sie feierten eine Hochzeit. Behutsam ritt er näher, und da hörte er, daß der Hochzeitsbitter der Zwerge die kleinen Gäste zur Tafel nöthigte. Obgleich er sich verborgen halten wollte, platzte er doch mit der Frage heraus: „Die Reitenden auch?“ und sofort waren nicht nur Tische und Bänke und Schüsseln, sondern auch das kleine Volk verschwunden, und niemand hat sie seitdem dort wieder gesehen.

105. Die Böhns in Pommern.

Die Familie der von Böhn stammt wahrscheinlich aus Westfalen. Wann sie nach Pommern eingewandert, darüber sind sichere Nachrichten nicht vorhanden, doch wird schon 1279 Johannes de Bone als Zeuge in einer Urkunde genannt. Die pommersche Familie (auf Culsow und Sagerke) führt als Wappen im rothen Schilde drei von links nach rechts über einander laufende silberne Bracken. Daran knüpft sich folgende (von G. Hesekiel poetisch bearbeitete) Familiensage: Ein alter Herr von Böhn in Westfalen entläßt seinen jungen Sohn nach Polen; er giebt ihm nichts weiter als ein Schwert, ein Roß und drei weiße Hunde, flüchtiger noch als der flüchtigste Wind. Der Vater trägt dem Sohn auf, diese Hunde ganz besonders in Ehren zu halten. Er gelangt nach Polen. In einem Walde trifft er den Herzog auf der Jagd, der mißmuthig darüber, daß er noch nichts gefangen, bereits von der Jagd abstehen will; doch mit Hülfe seiner Hunde gelingt es dem Jüngling, einen Hirsch von 16 Enden aufzutreiben, den der Herzog erlegt. Diesem gefällt der schmucke Jüngling, und er nimmt ihn zum Jäger an.

Bald darauf gelingt es den Feinden des Herzogs, diesen durch List zu fangen und fortzuschleppen. Seine Tochter, die schöne Siegelind, für die der Jüngling in Liebe entbrannt ist, entbietet das ganze Hofgesinde zur Befreiung des Vaters. Aber niemand weiß, wohin die Feinde sich gewandt haben. Da naht sich der Jäger der Herzogstochter und schwört ihr, daß noch vor Beginn der Nacht der Vater frei sein solle. Mit den besten Streitern des Herzogs zieht er aus; bald haben die Hunde den Feind erspürt; es entbrennt ein harter Kampf, und obgleich der Jüngling manche Wunde empfängt, gelingt es ihm doch, den Herzog zu befreien. Zum Lohn für seine ritterliche Tapferkeit ertheilt der Herzog am nächsten Tage dem Jüngling den Ritterschlag; in das Wappen aber, das ihm zugleich verliehen wird, nimmt er die drei weißen Hunde auf, und endlich wird auch Siegelind des jungen Helden Weib. Sie ist die Stammmutter der pommerschen Böhns.

A. von Böhn, Studien zu einer Geschichte des Geschlechts derer von Böhn. 1875.

106. Die wilde Jagd bei Culsow.

Im Walde zwischen Culsow und Cunsow treibt der wilde Jäger sein Wesen. Gewöhnlich jagt er in der Abend- und Morgendämmerung, wo man das Bellen seiner Hunde und das Halloh seines Gefolges hören kann. In früherer Zeit wurden in dem Walde oft Kohlen geschwält. So lag einst ein Mann — er soll Rosin geheißen haben — neben dem schwälenden Haufen; da sah er zwei Mädchen, im Alter von etwa 20 Jahren, daherkommen. Die eine sagte zur andern: „Heut' bekommt er uns nicht, denn er hat sich noch nicht gewaschen." Schnell eilten sie dann dem Moore zu, das sich östlich vom Walde ausbreitet. Nach etwa 20 Minuten kam in derselben Richtung ein schwarzer Reiter angetrabt, und zwei zusammengekoppelte Hunde liefen vor ihm. Er fragte den Köhler, ob er nicht zwei Mädchen gesehen hätte. Der bejahte es und der Reiter fragte dann, was sie gesprochen hätten. Der Mann gab ihm Bescheid, und der Reiter jagte fort. Nach wieder 20 Minuten kam er zurück und hatte die beiden Mädchen mit den Füßen zusammengeknüpft und übers Pferd geworfen, so daß die Köpfe fast zur Erde reichten. Jene beiden Mädchen sollen solche gewesen sein, die ihre unehelichen Kinder ermordet hatten und hinter denen der wilde Jäger deshalb bis an den jüngsten Tag jagt. — Ein Dienstmädchen erzählte, der Reiter hätte nicht den Köhler, sondern zwei Jungen getroffen, die habe er gefragt, ob sie nicht zwei Hasen gesehen hätten. Die Jungen sagten: „Zwei Hasen nicht, aber zwei Mädchen", und sie erzählten auch, was die Mädchen gesprochen. Da zog der Reiter schnell einen Becher hervor und schickte die Jungen nach Wasser; darin wusch er sich und jagte nun den Mädchen nach. Bald kam er wieder zurück und hatte die Mädchen mit den Haaren zusammengebunden und über das Pferd geworfen. — Auch am Mittag hat man im Walde die zusammengeketteten Hunde gesehen.

107. Das Irrlicht.

Südlich von Culsow liegt die Culsower Mühle, früher eine Wassermühle, jetzt nur noch eine Pachtung, die den Namen führt. Zu der Zeit, als die Mühle noch im Gange war, fuhr ein Mann aus Cunsow noch spät nach der Mühle, um Mehl zu holen.

Als er nach Hause zurückkehrte, ging plötzlich ein Rad vom Wagen, und als er näher zusah, bemerkte er, daß er einen Linsestangen verloren hatte. Er ließ den Wagen stehen und ging dem Geleise nach. Da ging vom Wagen ab ein Licht das Geleise entlang, bis dahin, wo der Linsestangen lag; dort stand es still. Der Mann nahm das Verlorene und sagte: „Dat betal di de leiw Gott!“ Da klatscht sich etwas in die Hände und sagt: „Gott sei Dank, daß ich endlich erlöst bin. Ich habe so viele Jahre als Irrlicht umherirren müssen, endlich hast Du mich zu Gnaden gebracht.“

108. Die große Kirchenglocke zu Quakenburg.

Die große Kirchenglocke in Quakenburg ist die schönste der Umgegend, ja sie klingt noch schöner als die Stolper großen Glocken. Daher wollten die Kirchenbehörden in Stolp dieselbe mit der großen Glocke in der Altstädter Kirche vertauschen. Sie wurde auf einen Wagen geladen und sollte auf der Chaussee nach Stolp gefahren werden. Bis an die Grenze ließ sie sich auch bringen; zwei Pferde zogen sie mit Leichtigkeit. Auf der Grenze aber sanken die Räder des Wagens in den Grund; man spannte 4, 8, ja 12 Pferde vor, aber je mehr Pferde vorgespannt wurden, desto tiefer sanken die Räder ein. Es blieb daher nichts weiter übrig, als die Glocke wieder nach Quakenburg zurückzubringen. Die Ursache ist nach der Meinung der alten Leute die: Die Glocke ist in der Kirche zu Quakenburg getauft, und darum wollte sie auch nur dort zur Ehre des Herrn klingen.

109. Die Burg auf dem Muttrinberg.

Auf dem Muttrinberge stand in alter Zeit eine Burg. In derselben befand sich ein großer, eiserner Stier. Der Besitzer der Burg hielt sich mehrere Knechte, mit denen er den Handelsleuten, die die Landstraße passirten, auflauerte. Er nahm auch den Leuten das Vieh weg und führte die Besitzer gefangen mit auf das Schloß. Widersetzten sich die Gefangenen, so wurden sie auf dem eisernen Stier, der innen hohl war, befestigt; dann wurde Feuer in den Stier gelegt, und die Gefangenen mußten so eines elenden Todes sterben. Als der Burgherr sein Ende heran-

nahen fühlte, ließ er sich einen silbernen Sarg machen und befahl, daß man ihn nach seinem Tode in denselben hineinlege. Ferner sollten ihm auch alle seine Schätze mitgegeben werden. Auf seinen Wunsch wurde der Sarg im Schlosse in die Erde versenkt. Man hat versucht, den Sarg an die Oberfläche zu befördern, doch ist das bis jetzt noch nicht gelungen.

110. Der Eichberg bei Budow.

Nicht weit von Budow liegt ein Hügel, der mit niedrigem Buschwerk bewachsen ist und „Eichberg" genannt wird. Ueber diesen Hügel zieht sich von der einen Seite zur andern eine Stelle hin, die nie mit Haidekraut oder Strauch zuwächst. Der Sage nach soll hier an einem Sonntag Vormittag ein Elternpaar mit seinen Kindern nach Nüssen gegangen sein, sie wurden aber zur Strafe in Steine verwandelt. Später ließ der Besitzer von Budow die Steine auf seinen Hof holen, wo sie von einem Steinmetzen in Kegel umgestaltet wurden, die eine Höhe von mehreren Fuß haben. Diese Kegel ließ er dann vor den Eingang seines Hauses stellen. Wie man erzählt, sollen sie bei der Bearbeitung geblutet haben.

111. Das verwünschte Schloß bei Budow.

In der Nähe der jetzigen Budower Mühle soll früher ein Schloß gestanden haben, welches von einem mächtigen Zauberer in die Erde verwünscht worden ist. Der Sage nach führte von diesem Schlosse ein unterirdischer Gang nach dem eine Meile entfernt liegenden Ritterschlosse in Muttrin. Als den Eingang zu dem Schlosse bei Budow bezeichnet man eine Erdöffnung, welche so groß ist, daß ein Mann in dieselbe hineinzusteigen vermag. Mit dem Schlosse soll gleichzeitig auch eine Prinzessin verwünscht worden sein. Dieser war es vergönnt, dreimal die Erde zu betreten, damit sich ihr Gelegenheit zur Erlösung biete; doch konnte sie nur durch eine unverheirathete, männliche Person erlöst werden, welche die Jungfrau stillschweigend und ohne sich umzusehen um die Kirche tragen würde. Aber die Geister, welche die Jungfrau gebannt hielten, suchten die Erlösung zu hintertreiben; auf unsichtbare Weise umschwebten sie den, der den Erlösungsver-

such unternahm, und traten ihm überall hindernd in den Weg. Es wird erzählt, die Jungfrau habe, als sie zum letzten Mal die Erde betrat, einen Jüngling gebeten, doch ja alle Kraft zu ihrer Erlösung aufzuwenden. Dieser versprach es; zweimal kam er auch glücklich um die Kirche herum, als er aber zum dritten Mal ging und bald am Ziele war, da stieß ihm ein Zweig an den Hut, so daß er vom Kopfe fiel. Indem er darnach griff, sah er sich um; die Jungfrau verschwand unter lautem Wehklagen und hat sich seitdem nicht wieder gezeigt.

In späterer Zeit ist ein Hund in die Oeffnung des Berges gelassen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Nun sagt man, daß die unterirdischen Geister jedes lebende Wesen, das ihr Schloß betritt, bannen. Die Leute fürchten sich deshalb, in die Oeffnung hinabzusteigen.

112. Das verwünschte Schloß bei Wundichow.

Einige hundert Schritt östlicher liegt ein Kamp, wo sich ebenfalls ein verwünschtes Schloß befunden haben soll. Die Stelle kann man nicht mehr angeben, doch soll es auf Wundichower Grunde gestanden haben. Die Schloßbewohner verkehrten mit den Gutsbesitzern von Kl. Nossin und Wundichow. Zu Familienfesten liehen sich die Gutsbesitzer von Wundichow Küchengeschirr von ihnen, doch mußte dasselbe immer zur bestimmten Stunde zurückgebracht werden. Unter den Gebannten befanden sich auch zwei Jungfrauen; diese gaben den Damen aus Kl. Nossin öfter das Geleite; doch durften sie nur bis zu einer bestimmten Stelle gehen, von wo aus sie beide Schlösser sehen konnten. Zur bestimmten Zeit mußten sie wieder im Schlosse sein.

113. Die wilde Jagd bei Budow.

In dem Thale, welches die beiden Schloßfräulein durchstreifen mußten, nahe am Mühlenteiche, soll die wilde Jagd gehaust haben. Unter derselben stellen sich die abergläubischen Leute den Teufel vor, der mit seinen Gesellen auf verschiedenen wilden Thieren dahinreitet. Als die gebräuchlichsten Reitthiere werden Ziegen-

bock und Eber*) angesehen. Die Leute glauben sich nur dadurch vor der wilden Jagd schützen zu können, daß sie sich ein Mal und in dasselbe ein Kreuz machen, dann kann sie ihnen nichts anthun. Läßt sich aber jemand aus dem Male locken, so wird er von den Geistern zu Tode geritten. Viele sind auch der Meinung, daß beim Herumziehen der wilden Jagd günstige Gelegenheit sei, die Geister zu beschwören.

114. Der Schatz in Wundichow.

Vor einigen Jahren kam nach Wundichow ein Mann, um den Leuten die Karten zu legen. Einem Mädchen prophezeite er, sie werde am Johannistage unter einem Birnbaum, den er ihr näher bezeichnete, einen Topf mit Geld ausgraben. Die Eltern und das Mädchen freuten sich, wie man zu sagen pflegt, ein Loch in den Kopf, und als der Johannistag kam, zog das Mädchen seine Sonntagskleider an und begann zu graben, und zwar in der Stunde von 11—12. Doch da sie während des Grabens gesprochen hatte, konnte sie den Schatz nicht finden. Nach einiger Zeit kam der Kartenleger wieder und erkundigte sich, ob das Geld gefunden sei; dann erbot er sich, 50 Thaler zu zahlen, wenn man ihm gestatte, nachzugraben. Die Leute gingen aber nicht darauf ein. Viele glauben deshalb fest, daß der Schatz dort noch verborgen liege.

115. Die verwünschte Jungfrau.

Einst ging ein Bauer von Gallensow nach Wundichow. Sein Weg führte ihn über die Schottow, die dort aus einem See herauskommt und dann unmittelbar am Fuße eines Berges hinfließt. Hier sah er eine Jungfrau einen Kessel scheuern; er trat zu ihr und sagte ihr, daß ihm der Kessel gut zur Hochzeit passen würde; sie möchte ihm denselben doch leihen. Die Jungfrau war dazu bereit, trug ihm aber auf, den Kessel pünktlich zur Stunde wiederzubringen. Das hat er aber nachher nicht gethan, und

*) Herr Archut bemerkt dazu, daß diese Thiere gewöhnlich lahm sind, und daß auch Hasen und Schlangen genannt werden, ferner, daß die wilden Jäger ihre Jagden nur in Laubwäldern anstellen, und zwar zur Frühlings- und Herbstzeit, wenn die Zugvögel kommen und gehen.

deshalb ist der Böse gekommen und hat ihn selbst geholt. Die Jungfrau muß nun noch weiter auf Erlösung warten.

116. Der Schmookpfahl.

In der Nähe von Gaffert stand in früherer Zeit ein Pfahl, an dem Verbrecher verbrannt worden sein sollen. Da der Pfahl jetzt nicht mehr vorhanden ist, wird die Stelle, wo er gestanden, noch jetzt in plattdeutscher Sprache „Schmookpahl" genannt.*)

117. Die Freimaurer.

In dem Dorfe Kleschinz lebte früher ein Gutsbesitzer, der war ein Freimaurer. Zur Loge fuhr er stets in einer mit vier Rappen bespannten Kutsche. Einmal, als er wieder nach Stolp gereist und die Dienerschaft daheim guter Dinge war, hörte man auf dem Hofe ein furchtbares Gerassel; man glaubte, der Herr fahre vor, und alles stürzte heraus. Aber es war niemand zu erblicken, nur ein gewaltiges Rauschen in den Wipfeln der Bäume ließ sich vernehmen. So wurde die Dienerschaft öfter während der Abwesenheit ihres Herrn aufgeschreckt, und es entstand der Glaube, daß der Herr ein Doppelgänger sei.

Die Loge ist, wie sich die Leute erzählen, ein Gebäude mit lauter schwarztapezirten Stuben. Nur Eingeweihte haben Zutritt. In der Mitte der einen Stube steht ein schwarzer Sarg, in welchen sich derjenige legen muß, der in den Orden aufgenommen werden will; dann werden ihm mehrere Teller vorgesetzt, in welchen sich Geldstücke befinden, und er muß nun mit verbundenen Augen zugreifen. Tastet er in den Teller mit den Goldstücken, so hat er alle Morgen die berührte Münze unter seinem Kopfkissen, die ihm natürlich der Böse selbst dorthin schafft, und er ist ein reicher

*) Vgl. das Schmoochbaal oder Schmauchbaal bei Krummenfließ, Kr. Flatow. Auch hier sollte ein der Hexerei beschuldigtes Weib verbrannt werden. Bei v. Tettau und Temme, Preuß. Sagen S. 233 wird angegeben, daß der Name wendischen Ursprungs sei; der erste Theil soll Brandstätte, der zweite einen Abgott bedeuten. In das liebe Pommerland III. S. 20 wird ein solcher Pfahl „Brandpfahl" genannt; dort sollen Hexen verbrannt worden sein. Es wird auch die Redensart angeführt: „Dat waat e heit Dag warn, hädd de Hex seggt, as s' har schud brennt warn."

Mann. Hat er aber in den Teller mit den Pfennigen gegriffen, so bleibt er zeitlebens arm. Bei der Aufnahme muß er sich dem Teufel mit seinem eigenen Blute verschreiben, zu welchem Zweck ein Finger geritzt und die Feder in das hervorquellende Blut getaucht wird. So ein Freimaurer weiß ganz genau, wie lange er zu leben hat, doch erinnert ihn der Teufel noch öfter daran. Uebrigens kann das Leben dadurch verlängert werden, daß der Freimaurer ein Kind kauft und an seiner Stelle dem Bösen darbringt. Die Lebensjahre des Kindes werden dann dem Freimaurer selbst zugezählt. Ist aber kein solches Kind aufzutreiben, so muß der Freimaurer nach abgelaufener Frist unwiderruflich selbst heran. Jeder Freimaurer muß ein Handwerk erlernen, daher sie auch z. B. ein Schurzfell, goldene Kelle und goldenen Hammer haben. Mit Uneingeweihten dürfen sie nie über den Orden sprechen; sie erkennen sich gegenseitig, indem sie sich beim Gruß und Händedruck nur zwei Finger reichen. Faullenzen dürfen die Dienstboten bei einem solchen Herrn nicht, da ihm der Teufel das sofort hinterbringt.

In Wusseken lebte bis vor Kurzem ein Mann, der auch ein Freimaurer gewesen sein soll, der hat aber keinen guten Griff gethan, da er arm war. Wenn dieser Mann auf seinen einsamen Spaziergängen zu sich selbst sprach, dann sagten die Leute: „Er spricht mit dem Teufel.“ Und wenn er zu Hause allein Karten spielte und dabei ein solches Wort hatte, als säßen mindestens vier Mann am Tisch, so hieß es: „Er spielt mit dem Teufel.“

In Stolp haben sich einige Maurer einmal wollen einen Einblick in das Innere der Loge verschaffen; kaum aber hatten sie am Spätabend einen Stein aus der Mauer gebrochen, als auch schon sämmtliche Freimaurer aus Stolp erschienen, die Leute betrunken machten und dann während der Nacht alle Gegenstände in einem andern Gebäude unterbrachten.

118. Das Fastnachtspferd.

In früheren Jahren war es Sitte, ein Fastnachtspferd auszuputzen. Vor längerer Zeit hatten auch in Kleschinz einmal drei Jünglinge, Baaske, Mischke und Held, ein solches Pferd ausgeputzt, um damit nach dem nächsten Dorf zu ziehen und ihre

Künste zu zeigen. Der eine von ihnen machte den Führer, die beiden andern waren das Pferd. Als sie nun am Abend über die Grenze des Nachbardorfes schritten, klagten plötzlich die beiden, welche das Pferd darstellten, daß sich etwas wie eine schwere Last ihnen auf den Rücken gelegt habe und sie am Weitergehen hindere. Da blickte auch der Führer um und sah einen großen, schwarzen Hund mit blitzenden Augen vor sich. Im Nu war die Vermummung abgeworfen, aber der Hund war verschwunden. Sie kehrten um, aber auf der Grenze begegnete ihnen ein ganz schwarz gekleideter Mann, der ihnen unhörbar genaht war. Sie grüßten ihn, aber er dankte nicht, und sie glaubten deshalb, daß es der Teufel selbst war. Dabei drückt sie die schreckliche Last, bis sie das Dorf erreicht haben. Volle 14 Tage fesselte die ausgestandene Angst sie ans Bett, und auch heute noch schüttelt sie jedesmal das Fieber, wenn sie von dem Fastnachtspferde hören.

119. Heilmittel durch einen Traum offenbart.

In Saviat trieben einmal die dortigen Bewohner ihr Vieh auf die Weide, aber es wurde krank, und sie mußten es wieder im Stalle behalten. Da träumte einer Frau in der Nacht, sie solle beim ersten Austreiben des Viehes sprechen: „Geil und mager aus dem Stall, dick und duhn in den Stall. Im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes;“ dann werde das Uebel gehoben sein. So that sie denn auch, und das Mittel hat sich trefflich bewährt.

Steine bei Lupow.

(120—121.)

120. Bei Lupow befinden sich nicht weit von einander entfernt mehrere Steine, das sollen verwünschte Hochzeitsleute sein. Der Besitzer von Lupow ließ einst ein Gebäude aufführen; zum Bau wurden auch diese Steine herbeigeschafft. Von jetzt ab hörte man immer Musik auf dem Hofe des Gutsbesitzers, bis dieser endlich befahl, die Steine wieder an ihren alten Platz zu bringen.

121. An der Chaussee befindet sich ein Stein, der unter dem Namen „Pracher" allgemein bekannt ist. Derselbe soll ein versteinerter Edelmann sein. Man erzählt, er habe sein Hab und Gut durchgebracht, und von seinem Schlosse vertrieben, habe er müssen in die Welt hinausziehen und betteln (prachern). Da wo der Stein steht, sei er vor Hunger umgestürzt und gestorben und darauf in einen Stein verwandelt. Seine Frau und Kinder sind noch etwa eine halbe Meile weiter gegangen, dann sind auch sie vor Hunger gestorben und in Steine verwandelt. Die Steine sind nachher aufgerichtet worden.

122. Der Schatz zu Grumbkow.

Bei dem Grumbkow'schen Vorwerk Schönfeld ist ein Berg. Als da einmal ein Stein herabgerollt ist, hat man in dem Berge ein furchtbares Getöse gehört. Deshalb hat man an dem Berge nachgegraben, und es ist auch gelungen, den dort verborgenen Schatz mit Wünschelruthen hervorzuzaubern. Die Grumbkower Bauern wollten ihn nun auf einem Wagen ins Dorf holen, aber der Böse hat alle möglichen Ränke angewandt, um ihn wieder in seine Gewalt zu bekommen Die Grumbkower widerstanden ihm jedoch, selbst da noch, als er das Dorf ansteckte; es gelang ihm nicht, sie vom Wagen zu locken. Zuletzt setzt er sich auf des einen Bauern Mutter und reitet auf ihr im Galopp davon. Das war aber dem Bauer zu viel; er läuft hinterher, und die ganze Gesellschaft ihm nach. Da ist denn der Teufel mit einem Satz auf den Wagen gefahren und unter furchtbarem Gerassel mit dem Schatz verschwunden. Das Dorf war nun zwar abgebrannt und der Schatz fort, aber die Grumbkower haben sich noch lange nachher über den köstlichen Spaß gefreut. — Das Loch am Fuße des Berges ist noch lange zu sehen gewesen; man durfte aber in dasselbe keinen Sand werfen, wer es that, mußte bald darauf sterben.

123. Der Teufelsstein in Reitzkow.

Reitzkow liegt an einem See, der jetzt größtentheils abgelassen ist. Ein früherer Besitzer wollte einmal einen Damm durch denselben aufgeschüttet haben. Der Teufel übernahm die Arbeit,

wurde jedoch um seinen Lohn, die Seele des Besitzers, geprellt. Aus Rache wollte er einen großen Stein auf das Haus werfen, der Stein fiel aber neben dem Hause nieder, wo er als Denkzeichen noch bis in die jüngste Zeit gelegen hat.

124. Die verzauberte Linde.

Auf der Feldmark von Gohren steht an einem Feldwege (zwischen Gohren und Reitzkow) eine etwa 25 Fuß hohe Linde. Die ältesten Leute des Dorfes können sich nicht besinnen, daß dieser Baum größer geworden sei; wie man sagt, wächst er deshalb nicht, weil er früher einmal verzaubert worden ist.

125. Der verwünschte Stein in Gohren.

In Gohren ist vor der herrschaftlichen Schmiede ein kleiner Teich, an dessen Ende, nach dem herrschaftlichen Hause zu, ein etwa 2 Fuß hoher Stein steht. Dieser Stein soll einmal verzaubert worden sein. Man sagt, er sei in eine Gartenmauer gefügt gewesen, dieselbe habe aber immer da, wo er gelegen, einen Riß bekommen. Darauf hat er seinen Platz an diesem Teich erhalten. Auch soll er, wenn er umgeworfen wurde, sich immer von selbst wieder aufgerichtet haben.

Der Lindwurm und die Riesen im Lebamoor.
(126—128.)

126. Zu beiden Seiten der Leba zieht sich, von Lauenburg bis zu ihrem Einfluß in den Lebasee, ein breites Moor hin, das Lebamoor. Dort hat einst ein großer Wald gestanden. In demselben machte ein schreckliches Ungeheuer den Weg unsicher, bis sich zuletzt alle Kassuben verbanden und den Wald zu gleicher Zeit an allen Enden anzündeten. Da hat das Ungeheuer so fürchterlich das Wasser der Leba und des Lebasee's aufgeregt, daß zuletzt die Wasser Wald und Ungeheuer verschlangen und so das heutige Moor entstand.

Zeitung für Hinterpommern vom 3. Juni 1884.

127. Vor langen Jahren hauste im Lebamoor ein Lindwurm, der die Landstraße nach Lauenburg unsicher machte und

die Bewohner Lauenburgs und aller am Moor liegenden Dörfer sehr ängstigte. Jährlich mußte ihm ein junges Mädchen als Opfer dargebracht werden. Auf der linken Seite des Coliesnitzbaches, auf der Feldmark des Dorfes Gr. Podel, liegt da, wo die Coliesnitz in das Lebathal eintritt, ein etwa 50 Meter hoher Berg, der große Mocker. Diesen stieg der Lindwurm hinan, wenn er seine Einfälle in das Land machen wollte, und noch jetzt wächst der Steig, den das Ungeheuer dabei austrat, nie zu, während der Boden zu beiden Seiten desselben mit niedrigem Haidekraut bedeckt ist. Nun herrschten damals am Lebamoor die sieben Moorkönige, wilde Gesellen, die niemandem gehorchen wollten. Auf ihrem Gebiet richtete der Lindwurm besonders großen Schaden an. Sie hatten ein großes Heer. Einst hatte sich einer ihrer Husaren, mit Namen George — damals trugen die Husaren noch Lanzen — eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Die Könige hielten Rath und beschlossen, ihm das Leben zu schenken, wenn er das Land von dem Ungeheuer befreie. Der Husar, ein furchtloser Held, reitet aus, um den Schlupfwinkel des Lindwurms zu erspähen. Auf dem großen Mocker soll er mit ihm gekämpft und ihn dann den erwähnten Steig herunter geworfen haben. Eine andere Version läßt ihn bei Darsow das schlafende Ungeheuer antreffen. Mit der Lanze stößt er ihm in den offenen Schlund; der vom Schlaf emporgeschreckte Lindwurm sprüht Feuer aus seinem Rachen, schlägt mit dem Schwanze um sich und zerbricht dem Pferde das Kreuz. Der Husar spaltet ihm jedoch mit dem Schwerte den Schädel und flieht, von dem verwundeten Unthier noch verfolgt, bis es sterbend zusammenbricht. Es wird hinzugefügt, daß der Husar das Moor in Brand gesteckt habe, um den Lindwurm aus demselben herauszulocken; andere sagen, der Lindwurm selbst habe durch seinen glühenden Athem das Feuer veranlaßt.*) —

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der heilige Georg in der pommerschen Volkssage“ in Balt. Studien, Jahrg. 1884, S. 248—253. Herr Lehrer Radiske in Belgard berichtet mir über die sieben Moorkönige: „Sie sollen, wie mir Collegen in der Umgegend mitgetheilt haben, die sieben Besitzer am Rande des Lebathales sein. Dieselben werden auch heute noch scherzweise oder spottweise so genannt. Es sollen folgende sein: v. Selchow in Rettkewitz, v. Pirch in Wobensin, v. d. Osten in Jannewitz, v. Somnitz in Charbrow, v. Weiher in Vietzig, v. Puttkammer in Wollin (jetzt in anderem Besitz), v. Zitzewitz in

Sieben Jahre soll das Moor gebrannt haben, und es rühren daher die vielen verkohlten Baumüberreste, die sich allenthalben im Moor finden. — Von andern wird erzählt, der Steig wachse deshalb nicht zu, weil auf demselben der Teufel seine Großmutter heruntergeführt habe.

128. Einst hausten im Lebamoor auch wilde Leute, die Riesen waren und Hünen genannt wurden. Sie waren Heiden und thaten deshalb den christlichen Bewohnern großen Schaden. Ein Bauer aus dem Vorwerk Coliesnitz, der seinen Acker pflügte, soll einst von ihnen angegriffen sein; er hat sich jedoch durch schleunige Flucht gerettet. Unter den Angreifern befand sich ein Weib, dessen Brüste so groß waren, daß es dieselben über die Schultern zurückschlagen konnte. Die Hünen waren arge Räuber und hatten ihren Schlupfwinkel besonders in dem Räuberberg bei Darsow. Die vornehmsten unter ihnen bauten sich Gräber, das sind die sogenannten Hünenbrinke. Zuletzt wurden sie in einem großen Kriege, der in diesen Gegenden wüthete, vertilgt. Andere sagen, daß sie durch den erwähnten großen Brand gezwungen wurden, das Moor zu verlassen.

129. Die Königsgräber und der Vicekönig in Wollin.

Bei Wollin liegen am Rande eines Waldes, nicht weit vom Wege nach Prembdow, zwei durch ihre Größe ausgezeichnete Hünengräber, die gewöhnlich die **Königsgräber** genannt werden. Man sagt, daß dort Könige begraben seien. Es hat auch eine

---

Zezenow. Außerdem ist am Lebamoor, z. B. in Vietzig, der Ausdruck „**Moorkönigin**" geläufig, und mag dieser Name auch mit der Sage in Zusammenhang stehen. Er wird als Schimpfname für eine Frauensperson gebraucht, die hinterlistig und gewaltthätig gegen ihren Ehemann ist." Ich füge hinzu, daß ich auf Stolper Seite von dieser Deutung der Moorkönige nichts gefunden habe. Sie kann nur einer späteren Zeit angehören. Auch von den Riesen weiß man im Lauenburgischen nichts mehr. Herr R. bemerkt noch: „Früher hat nicht das ganze Moor und besonders die Wiesen am Strom den angrenzenden Besitzern gehört, sondern dem Staate, und es wurden auf diesen Wiesen zum großen Verdruß der Besitzer Pferde von Husaren gehütet. So erzählen die alten Leute. Vielleicht steht die Sage vom **Husaren** auch hiermit in Verbindung." Vgl. noch Nr. 72.

Sage darüber gegeben, doch ist der Mann, der sie noch wußte, gestorben.

Auch sagt man, daß in Wollin früher ein Vicekönig regiert hat, der den Wall im jetzigen Park hat aufwerfen lassen; die dazu nöthige Erde ist von der Stelle genommen, wo sich jetzt der Teich befindet. In diesem sollen bei einer Reinigung menschliche Skelette gefunden sein.*)

130. Der geheime Schrank.

In Wollin erzählen die Leute, daß sich im dortigen Schlosse ein geheimer Schrank befinde, in dem das Bild eines wunderschönen Fräuleins von Puttkammer aufbewahrt werde. Dieselbe soll mit ihrem Liebsten durchgegangen sein.

131. Der Teufel als Bulle.

An der Südseite des Lebasees liegt das Dorf Giesebitz. Es bildet gewissermaßen eine Insel im Lebamoor, und die Giesebitzer nennen daher die Bewohner anderer Dörfer „die auf dem Lande". Nur ein passirbarer Fahrweg führt von Süden durch das Moor nach Giesebitz. Bevor man diesen erreicht, kommt man durch einen Wald. In diesem Walde, so wird erzählt, verirrte sich einst ein kassubischer Bauer, Namens Schimanke, der in der Nacht von Glowitz ziemlich angetrunken nach Hause ging. Da sah er ein Kohlenfeuer, merkte aber in seiner Betrunkenheit nicht, daß es dort Geld lutterte, vielmehr hielt er es für ein gewöhnliches Feuer. Er legte sich daher bei demselben nieder, um sich zu wärmen, und um die Gluth noch mehr anzufachen, stakerte er mit seinem Kreuzdornstock in den Kohlen herum. Da erschien ein großer Bulle, der brummend um ihn herumging. Das war der Böse selbst, der den Schatz bewachte. Doch der Kassube ließ sich durch das Brummen nicht einschüchtern, sondern drohte dem Thier mit dem Stock, und da er diesen nicht aus der Hand ließ, hatte der Böse keine Macht über ihn. Endlich war die Zeit da, wo der Teufel ver-

*) Wollin gehörte bis vor einigen Jahren der Familie von Puttkammer. Der Ahnherr derselben soll ein Maurer gewesen sein (eine Erzählung, zu der das Wappen Veranlassung gegeben hat).

schwinden mußte. Der Kassube überließ sich dem Schlaf, und als er am Morgen erwachte, sah er einen großen Haufen Gold vor sich, denn die Berührung mit dem Kreuzdornstock hatte bewirkt, daß die Kohlen ihre ursprüngliche Gestalt wieder annahmen und nicht in die Tiefe versanken. Die Kassuben trugen damals noch kurze Hosen und lange Strümpfe; diese füllte Schimanke mit Gold an und ist ein reicher Mann geworden.

132. Die wilde Jagd bei Ruschitz.

Einmal in der Nacht hüteten die Knechte aus Ruschitz die Pferde draußen. Da kam die wilde Jagd dahergezogen, und die Knechte ahmten das Hundegebell und das Geschrei nach. Während sie das noch thaten, kam der wilde Jäger mit seinem Gefolge zu ihnen und bat um die Erlaubniß, einen Braten an dem Feuer, das sie angemacht hatten, bereiten zu dürfen. Sie gestatteten es, aber von nun an kam die wilde Jagd jede Nacht wieder, so daß sie sie nicht los werden konnten. In ihrer Noth wandten sie sich an den Pastor um Hülfe, und dem gelang es nach vielem Beten, die wilde Jagd zu vertreiben.

133. Der Blocksberg bei Zemmin.

Bei Zemmin liegt der Blocksberg, auf dem die Hexen öfter ihre Zusammenkünfte halten sollen. Ein Mann aus Warbelin erzählte, daß ein Schäfer dort auf eigenthümliche Weise eine solche Versammlung angesehen habe. Derselbe fand nämlich einige Knorren von einem ziemlich verfaulten Sarge, die er zu einem Gestell zusammenstellte. Damit ging er in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 Uhr auf den Blocksberg und setzte sich unter eine Egge. Durch das Gestell hindurch konnte er die Hexen tanzen sehen, auch bemerkte er, daß auf verschiedenen Blasinstrumenten zum Tanz aufgespielt wurde. Einer von den Musikanten spielte die Klarinette, das war der Schwanz einer lebendigen Katze.

134. Die Zwerge bei Rowen.

Bei Rowen gab es in früherer Zeit viele Zwerge, vom Volk Undereerdschken (anderwärts Ungerirdschkes) genannt. Sie wohnten dort unter Steinen auf dem Felde, und Kinder, die dort

die Schweine hüteten, haben sie öfter Musik machen hören. Gewöhnlich wohnten sie aber in Ställen unter der Schwelle. Ihre Wohnungen halten sie sehr rein, ebenso die Ställe und Pferde. Den Pferden flechten sie gern die Mähnenhaare zu Flechten zusammen, die das Volk „Mordklatten" nennt; auch glauben die Leute, daß die Pferde krank werden oder gar sterben, wenn diese Flechten abgeschnitten oder die Mähne ordentlich durchgekämmt wird, vielmehr klopfen sie dieselben an einem bestimmten Tag des Jahres auf der Grenze mit Steinen ab. Die Farbe der Undereerdschken ist weiß. Gern sollen sie kleine Kinder austauschen. Ein aus Rowen stammender Altsitzer erzählte, daß einmal einer Frau aus Rowen ihr Kind verschwunden gewesen sei. Sie und andere Frauen suchten darnach und fanden im nahen Walde ein Kind, das war aber nicht ihr verschwundenes. Die Mutter wollte es nehmen und säugen, aber eine andere Frau sagte, sie solle es liegen lassen. Am andern Tage gingen sie wieder hin, da lag das richtige Kind auf derselben Stelle.

135. Die Riesen bei Rowen.

Derselbe Mann erzählte, daß in den Bergen bei Rowen einst Riesen gewohnt hätten. Sie waren so groß, daß sie sich über den Pustienke-Bach die Hand zum Gruße reichen konnten. Einer dieser Riesen sah eines Tages einen Rowener Bauer auf dem Felde pflügen. Er verwunderte sich sehr über die kleine Gestalt, ging zu ihm hin, steckte ihn sammt seinen Pferden in den Handschuh und trug ihn nach Hause zu seiner Frau, der er erzählte, daß das kleine Wesen den Acker verdürbe. Seine Frau aber sagte: „Laß doch den Narren laufen, er schadet Dir ja nicht!" Der Riese schüttelte nun den Inhalt seines Handschuhes aus, und der Bauer begab sich wieder auf sein Feld.

136. Der Teich bei Birchenzin.

Bei Birchenzin befindet sich am Wege nach Glowitz, in der Nähe des Waldes, ein von Bergen umgebener Teich, der nie zufriert und nicht zu ergründen sein soll. Einst, so erzählt man, ging ein Maler, der in der Kirche von Glowitz einige Bilder zu malen hatte, an diesem Teich vorbei. Da erschien ihm der Teufel

und bat ihn, daß er ihn doch nicht so häßlich malte, wie es sonst immer geschähe. Der Maler aber erwiderte ihm, er wolle ihn noch viel greulicher darstellen. Da fährt der Teufel in den Teich und verschwindet, und daher soll es auch kommen, daß das Wasser noch jetzt stinkend ist. Der Maler aber fällt in der Kirche vom Gerüst und bricht das Genick. — Ein Altsitzer aus Warbelin erzählte, der Teufel habe einen furchtbaren Wind gelassen, der sei in den Teich gefahren, und davon sei das Wasser noch jetzt stinkend.

Der Revekohl.

(137—139.)

137. Da wo sich der Weg nach der höchsten Spitze des Schmolsin'schen Berges, des Revekohl, vom Fahrwege abzweigt, befindet sich eine, am Boden etwa 25 Schritt breite, kesselförmige Vertiefung, die jetzt mit Fichten bestanden ist. Dort sollen vor Jahren Räuber ihren Schlupfwinkel gehabt haben, und man nannte sie deshalb „Räuberkuhle“, plattdeutsch „Rewerkuhl“. Daher hat der Berg später seinen Namen erhalten. In jener Vertiefung soll jetzt jeden Sonntag während des Gottesdienstes der Teufel sein Wesen treiben.

138. Ein Mann aus Gr. Garde erzählte: In grauer Vorzeit kam an den Strand von Rowe ein Seeräuberschiff; es wurde von den Wellen zerschlagen und die ganze Mannschaft ertrank. Nur zwei Knaben retteten sich und wurden von den Strandbewohnern, die nur in Hütten wohnten, liebevoll aufgenommen. Als die beiden Knaben Männer geworden waren, bauten sie sich auf dem Revekohl eine Wohnung, und von hier aus unterjochten sie sich den ganzen Strand. Sie unterhielten mehrere Schiffe, die mit Seeräubern bemannt waren. Die erbeuteten Waaren wurden theils in Rowe, theils im Revekohl aufbewahrt. Von diesen beiden Knaben, die sich Bandemer, d. h. Bande am Meer, nannten, soll das weitverzweigte Geschlecht der noch jetzt in Pommern ansässigen von Bandemer abstammen.

139. Auf dem Revekohl stand früher eine Kapelle. Als dieselbe abgebrochen wurde, rollte die Glocke den Berg hinunter in

die Lupow, die dort am Fuße des Berges dahinfließt. An dieser Stelle ist früher jedes Jahr ein Mensch ertrunken, und auch jetzt geschieht es noch öfter. Früher hörte man dort auch noch die Töne der Glocke, das hat aber jetzt aufgehört.

140. Der Steinhaufen am Gardeschen See.

Fast in der Mitte des Gardeschen Sees befindet sich eine kleine Insel aus lauter Granitblöcken (Feldsteinen) bestehend, und am Ufer des Sees liegt zwischen Kl. und Gr. Garde inmitten anderer großer Steine ein gewaltiger Felsblock, mit einer 2 Zoll tiefen, einem Pferdefuß ähnlichen Höhlung. An die Insel und diesen Stein knüpft sich folgende Sage. Ein Fischer schloß mit dem Teufel eine Wette, dieser solle seine Seele haben, wenn er mitten im See, an seiner tiefsten Stelle, in einer Nacht vor dem Hahnenschrei eine Kirche aus lauter Feldsteinen herstelle. Da der Fischer diese Arbeit für unmöglich hielt, so legte er sich ruhig zum Schlaf hin. In der Nacht aber wachte er auf und hörte ein furchtbares Gesause in der Luft, und als er aufstand, sah er mit Entsetzen, wie der Teufel alle seine dienstbaren Geister in Bewegung gebracht hatte. Die Kirche war schon bis zur Spitze des Thurmes fertig. Der Teufel stand am Ufer des Sees, mit dem Pferdefuß auf dem erwähnten Stein und kommandirte, und durch die Luft flogen Balken und Steine, von unsichtbaren Kräften getragen. Von der Schwere des Satans wurde das Loch in den Stein gedrückt. Als nun der Fischer seine Gefahr merkte, fing er in der Angst selber an zu krähen; die Hähne krähten auch, und der Teufel hatte die Wette verloren. Aus Wuth darüber riß er die ganze Kirche in einem Augenblick herunter und warf die Steine in den See, woraus die Insel entstand.

Nach einer andern Erzählung befand sich im See eine Insel, auf der ein reiches schwedisches Fräulein eine Kapelle wollte erbauen lassen. Da der Baumeister bis zu dem bestimmten Tage nicht fertig werden konnte, schloß er den Pakt mit dem Teufel. Es wird auch erzählt, daß der Teufel, als er die Wette verloren sah, ein solches Unwetter erregte, daß die Wogen der Ostsee durch die Lupow, welche den See durchfließt, eindrangen und das Gebäude zerstörten.

141. Der Pastor und der Teufel.

In Gr. Garde lebte einst ein Pastor, der dem Kartenspiel leidenschaftlich ergeben war. Meistens fuhr er dazu auf die benachbarten Dörfer und kehrte gewöhnlich erst spät in der Nacht heim. Als er einmal, früher als sonst, zwischen 11 und 12 Uhr, nach Hause kam und grade durch einen Wald fuhr, erschien ihm plötzlich der Teufel, der hatte in der Hand einen kleinen Tisch, auf dem sich ein Licht und ein Spiel Karten befand. Da forderte er nun den Pastor auf, mit ihm eine Partie zu machen. Der Pastor ist zwar durch diese Erscheinung sehr erschreckt worden, hat sich aber gleichwohl nicht von seinem Wandel abbringen lassen.

142. Gustav Adolf von Schweden in Rowe.

Nach einer Mittheilung des Lehrers Noffze in Freist befindet sich in der Kirchenchronik von Rowe folgende Erzählung: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kam in einer Nacht ein Kriegsschiff nach Rowe. Die Mannschaft desselben kam in die Kirche und beleuchtete dieselbe. Dann wurde ein Mann zu dem schon schlafenden Pastor geschickt, um ihn im Talar in die Kirche zu holen. Der Pastor folgte ihm. Als er die Kirche betrat, gebot eine Donnerstimme „Ruhe!“ Der Pastor wurde vor den Altar geführt, wo eine Dame im Brautanzuge stand; ein Bräutigam trat an ihre Seite und der Pastor mußte sie trauen. Gleich nach der Trauung aber erstach der Bräutigam seine junge Frau. Darauf entfernten sich alle auf ihr Schiff. Man sagt, der Bräutigam sei der König Gustav Adolf von Schweden gewesen.

143. Der Teufel tanzt eine Frau zu Tode.

Zwischen Schönwalde und Rowe geht, wie die Leute erzählen, ein Mann ohne Kopf umher, das soll der Teufel selbst sein. Einmal kam eine Frau aus Rowe von Schönwalde zurück, wo sie ihren Mann gesucht, aber nicht gefunden hatte. Da traf sie auf dem Wege die Gestalt ohne Kopf, und weil sie in der Dunkelheit glaubte, es sei ihr Mann, redete sie dieselbe an. Der Teufel aber ergriff sie und tanzte so lange mit ihr, bis ihr der Athem ausging; dann warf er sie in die Mitte der Tanzfläche.

und sagte: „Da lieg', altes Aas!“ Hätte die Frau ihn nicht angeredet, so hätte er ihr nichts gethan.

144. Der Schatz in der Giesebitz.

In Wend. Buckow wurde früher erzählt, daß es unten bei der Giesebitz, einem am Waldessaum gelegenen Felde, Geld luttere, das von einem *schwarzen Kalbe* bewacht werde. Einmal hat ein Mann es dort luttern sehen und ist mit einem Beile hingegangen, um den Schatz zu heben. Er warf das Beil in das Feuer hinein, aber das Kalb ergriff das Beil, und warf es dem Manne ins Genick, so daß er sofort todt war. Wäre es ein Kreuzbeil gewesen, so hätte er den Schatz heben können.

145. Wasser in Wein verwandelt.

Bei Wend. Buckow ist eine Quelle mit schönem, klarem Wasser, Sammistron genannt, aus welcher früher immer das Osterwasser geholt wurde. Eine alte Frau erzählte, in der Osternacht von 11—12 Uhr sei das Wasser in dieser Quelle in Wein verwandelt gewesen.

146. Der Teufelsstein bei Schojow.

Am Wege von Sorchow nach Schojow (plattd. Zechauje) liegt ein Stein, den der Teufel dorthin gebracht haben soll. Auf demselben sind ein Pferdefuß und ein Hühnerfuß zu sehen, ebenso eine Strieme von der Peitsche des Teufels.

147. Der Schatz in der hohlen Eiche.

Bei Carzin stand früher eine Eiche, die bis auf den Stamm abgestorben war. Der Stamm selbst war bis zum Boden hinunter hohl. In dieser Höhlung lutterte es öfter Geld, das von einem greulichen Hunde bewacht wurde. Das war der Teufel selbst. Einmal hat jemand seinen Pantoffel hineingeworfen, der Wächter des Schatzes warf ihn jedoch wieder zurück.

148. Die wilde Jagd bei Carzin.

Zwischen Carzin und Gambin liegt rechts von der Chaussee ein kleiner Teich, der früher viel größer gewesen ist, der Dorn-

teich. Vor langer Zeit soll in demselben ein Edelmann mit vier Pferden ertrunken sein, und seitdem ist es dort nicht recht richtig, da der Edelmann dort als wilder Jäger sein Wesen treibt. Mein Onkel, so erzählte jemand, ist einmal von Gambin gekommen; als er eben aus dem Walde heraustrat, hörte er ganz deutlich die wilde Jagd hinter sich und vor Angst ist er in eine Mergelkuhle gefallen. Andere sagen, der Edelmann komme zuweilen aus dem Teiche heraus und fahre auf dem Wege, aber die wilde Jagd sei etwas Anderes.

149. Der Teufel und der Müller.

Vor vielen Jahren, so hörte ich in meiner Jugend oft erzählen, hatte sich der Teufel in einer Mühle — man nannte die Carzin'sche — einquartirt, doch der schlaue Müller war bald dahinter gekommen, was er für einen Gast beherberge, und er suchte ihn wieder loszuwerden. Durch List gelang es ihm, den Teufel zwischen zwei Mühlsteine zu klemmen. Lange bat der Teufel, ihn loszulassen, aber vergebens; erst als er versprach, sich nie mehr in der Mühle blicken zu lassen, befreite ihn der Müller. Als längere Zeit vergangen war, fuhr der Müller einmal mit seiner Frau über Land zum Besuch; spät am Abend erst kehrten sie zurück, in der Stunde, wo der Teufel sein Wesen treibt. Dieser hatte den Müller auch bald erspäht und wie ein rother Schein kam er durch die Luft dahergefahren, um sich auf den Müller zu stürzen. Der aber befahl schnell seiner Frau, die Kleider aufzuheben und dem Teufel den Blanken zu zeigen; er selbst ahmte mit dem Peitschenkeil das Geklapper der Mühle nach, und als der Teufel ganz nahe war, rief er, auf den Blanken zeigend: „Na, Bruder, woll'n wir noch emal?" Die List gelingt; der dumme Teufel hält den Blanken der Frau für einen Mühlstein und macht sich schleunigst aus dem Staube.

150. Der Schatz in Freist.

In Freist soll in früherer Zeit einmal ein Pastor sein Geld unter einem Haselbusch (oder beim Backofen) vergraben haben. Den Schlüssel übergab er dem Teufel mit der Weisung, denselben nicht eher herauszugeben, als bis einer auf einer alten Sau

(meine Mutter sagte: auf einem wilden Eber) angeritten komme. Der Knecht des Pastors hatte sich in der Nähe versteckt und soll sich nachher den Schatz geholt haben.

151. Der Teufel durch Pfeifen herbeigelockt.

Das Pfeifen in der Geisterstunde lockt den Teufel herbei. In Lübzow soll er einst einem Knecht, der zu dieser Zeit pfeifend auf der Straße ging, als großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen erschienen sein und sich vor ihn hingesetzt haben.

152. Der Krötengrund bei Dammen.

Bei Dammen ist ein Berg, der Schloßberg, der jetzt beackert wird. Auf demselben hat früher ein Schloß gestanden, und noch jetzt sieht man aus dem sogenannten Schloßgarten eiserne Schwellen in den Lupowstrom hineinragen. Bei diesem Schloßberge befindet sich der Krötengrund, in dem es nicht recht richtig sein soll. Jenes Schloß ist einmal verwünscht worden. Einst fährt ein Bauer dort vorbei nach Stolp. Da tritt ihm aus dem Krötengrunde eine Jungfrau entgegen, die ihm einen Thaler giebt und ihn bittet, ihr für denselben ein Paar Schuhe mitzubringen. Der Bauer ist dazu bereit, handelt aber dem Schuster zwei Groschen ab. Als er zurückkommt, erwartet ihn die Jungfrau schon; er giebt ihr die Schuhe und die abgehandelten zwei Groschen. Da macht sie ihm Vorwürfe darüber, daß er nicht den vollen Thaler bezahlt habe; neunhundert Jahre, klagt sie, habe sie schon auf Erlösung gewartet, und neunhundert Jahre müsse sie nun noch warten, ehe sie erlöst werden könne.

153. Der Teufelsstein bei Bewersdorf.

Bei Bewersdorf lag früher ein sehr großer Stein, der nachher zersprengt wurde und mit dem ein Brunnen von ca. 70 Fuß Tiefe ausgemauert ist. Auf diesem Stein war ein Pferdefuß und ein Hühnerfuß zu sehen. Der Teufel, so erzählt man, hatte einst mit einem Bauer aus Bewersdorf eine Wette gemacht, er wolle bis zum Hahnenschrei einen Damm durch den See bauen, wenn jener ihm seine Seele verschreibe. Noch war aber der Teufel nicht fer-

tig, als der Hahn krähte. Jenen großen Stein wollte er grade hintragen, mußte ihn aber jetzt fallen lassen, und nachdem er noch seine Fußspuren darin abgedrückt hatte, verschwand er.

154. Der Schatz bei Bewersdorf.

Eine Gänsehirtin hütete ihre Heerde auf dem Felde bei Bewersdorf. Einst schlägt sie mit ihrer Ruthe spielend auf eine Grenzscheide, da springt mit einem Mal eine Schüssel heraus. Erschreckt läuft die Hirtin fort und erzählt es einem Bauer, den sie auf dem Felde trifft. Der geht mit ihr zurück, giebt ihr die Schüssel und sagt, es wäre weiter nichts. In der Nacht aber ist der Bauer hingegangen und hat sich den dort verborgenen Schatz geholt.

155. Der Edelmann mit der goldenen Kette.

Wenn ein Edelmann etwas verbrochen hatte, so durfte er früher, nach dem Glauben der Leute, nicht ins Gefängniß geworfen werden, vielmehr bekam er als Strafe vom König eine goldene Kette zugeschickt, die mußte er um den Hals tragen. Der Scharfrichter kam zuweilen, um nachzusehen. Im Stolper Kreise lebte noch vor einigen Jahren ein Edelmann, der eine solche Kette trug.

156. Die drei Ringe.

Einst saßen drei Fräulein von Puttkammer auf ihrem Stammschloß in Schlakow,*) als plötzlich ein schwarzer Ritter eintrat und die älteste der Schwestern aufforderte, ihm zu folgen. Da ihr der Muth dazu fehlte, forderte er die zweite auf; aber auch diese konnte sich nicht entschließen mitzugehen. Die Jüngste endlich faßte Muth und ging mit. Der Schwarze führte sie durch den Garten in einen düstern Hain, wo er sie die Schürze aufhalten ließ und dann etwas hineinwarf. Dann verbot er ihr, sich beim Rückgange umzusehen. Sie konnte jedoch ihre Neugierde nicht beherrschen und sah sich um. Da erblickte sie ein Heer kleiner Gestalten, die mit schrecklichen Knütteln auf sie zukamen. Vor Schreck ließ sie den Inhalt ihrer Schürze fallen und floh. Im Saale angelangt, fand

*) Es ist dies die von Temme (Nr. 206) mitgetheilte Puttkammersche Familiensage. Sie wurde mir in dieser Form von einem Gymnasiasten aus Schlawe erzählt.

sie im Saum ihres Kleides drei goldene Ringe, die dort hängen geblieben waren. Am andern Abend, als das jüngste Fräulein allein im Garten saß, trat wieder der schwarze Ritter zu ihr und sagte: „An diesen drei Ringen hängt das Schicksal Deines Geschlechts; geht der erste verloren, so wird das Schloß einen Riß bekommen, der sich nicht wieder zumauern läßt; geht der zweite verloren, so werden nur noch zwei Herren am Leben bleiben; geht auch der dritte verloren, so wird das ganze Haus verarmen." Hierauf verschwand er. Zwei Ringe sind nun bereits verloren; nach dem Verlust des ersten hat das Schloß wirklich einen Riß bekommen, und auch die Verheißung auf den Verlust des zweiten Ringes scheint in Erfüllung gehen zu sollen. Der dritte Ring ist noch vorhanden und wird sorgfältig aufbewahrt.

Der Werwolf.

(157—158.)

157. Die Werwölfe sind Menschen, welche sich in Wölfe verwandeln können. Plattdeutsch nennt man einen solchen „Woarwulf". Wenn die Zeit kommt, wo ein solcher Mensch Wolfsgestalt annehmen muß, so schlüpft er aus seiner Kleidung heraus, diese aber bleibt vollständig in der Form des Menschen stehen. Wirft man dieselbe um, so muß der Mensch immer ein Wolf bleiben.

158. In Peest diente einmal ein Knecht, der aus Mützenow stammte. Er hatte eine Braut. Mit derselben ging er einmal nach Mützenow, um seine Eltern zu besuchen. Unterwegs kamen sie durch einen Wald. Dort ging der Knecht abseits, wie er angab, um seine Nothdurft zu verrichten, aber in demselben Augenblick stand vor der Braut ein Wolf, der auf sie zusprang und ihr ihren neuen Friesrock in lauter Fetzen riß. Das Mädchen rief und schrie vor Angst; endlich rief sie ihren Bräutigam mit dem Taufnamen, und im selben Augenblick stand er vor ihr. Da bemerkte sie zwischen seinen Zähnen noch ein Stück von ihrem Rock, und sie wußte nun, daß ihr Bräutigam selbst der Wolf gewesen war. Darüber ängstigte sie sich so sehr, daß sie nach drei Tagen eine Leiche war.

Die Erdmännchen.
(159—164.)

159. Viele Familien sind im Besitz des sogenannten „Männchens", welches auch „Fenrich" oder „Michel" genannt wird. Dieses Männchen ist der Teufel selbst. Es erbt sich in der Familie fort, und zwar hat es der jedesmalige Besitzer des Hofes; doch muß der Erbe oder die Erbin es freiwillig übernehmen; wollen sie nicht, so kann es auch an andere Verwandte oder an einen Freund übergehen, wenn der es freiwillig nimmt. Sobald sich ein Mädchen mit dem Besitzer des Hofes verheirathet, ist es verpflichtet, das Männchen in Pflege zu nehmen, und die Frau, welche ein Männchen in Pflege hat, kann nicht eher sterben, als bis sie weiß, wer nach ihr das Männchen bekommt; doch muß sie dafür sorgen, daß es in gute Hände kommt. Ihm muß in einer Ecke ein guter trockener Platz angewiesen werden, es müssen ihm gute Gerichte vorgesetzt werden, auch von den Erstlingen der Früchte muß es erhalten, und zwar immer das Beste. Dafür sorgt es dann aber auch für alles, was in der Familie Noth thut, für Kinder, Geld, Korn, Leinewand u. s. w. Wird es nicht gut gepflegt, so rächt es sich durch allerhand Unglücksfälle in der Familie. Gewöhnlich sterben Menschen und Vieh, oder Familienmitglieder werden durch stets offene Geschwüre geplagt. Einmal soll das Männchen sogar eine Frau, die ihm eine schlechte Wirthin gewesen war, mit „Schinken hoch!" in einen Morast gesteckt haben. In manchen Familien giebt es auch mehr solcher Männchen; eine Frau in Meddersin (Kr. Bütow) hatte sogar neun. Gegen die Bosheit des Männchens kann man sich dadurch schützen, daß man stets ein Kräutersäckchen mit allerlei Gewürzen auf der bloßen Brust trägt.

160. Was das Männchen seinem Herrn bringt, trägt es als „Alf" anderen fort. In Wend. Buckow sagte man von einem Bauern, der sich ganz gut stand: „Doa truck de Alf rinne, dvarim hewwe dei immer so väl." Auch in Gr. Machmin lebte ein Mann, von dem man sagte, daß ihm der Alf Garben von fremden Feldern zutrage. Einem Bauern in Meddersin hat er einmal am helllichten Tage zwei Enden Leinwand von der Bleiche

genommen. Gewöhnlich aber zieht er in der Nacht aus. Er erscheint dann als ein großes, helles Licht am Himmel, der nachfolgende Strahl ist sein Schwanz. Wenn er so zieht (treckt), ist er mit Geld, Korn, Stroh, Erbsen u. s. w. beladen, womit er plötzlich hinter einem Gebäude oder in einem Schornstein verschwindet.

161. Wenn man den Alf auf seinem Wege trifft, kann man ihm leicht einen Theil seiner Beute abjagen; doch gehört große Vorsicht dazu. Man muß schnell unter das nächste Dach springen, oder wenn man auf dem Felde ist, unter eine Egge, und ihm laut nachrufen: „Half Part!“ Alsbald wirft er etwas herunter, meist etwas recht Ekliges, Unreines oder Grauenhaftes, was man nicht anrühren mag, wie Weiberschinken und Pferdefüße. Das Herabgeworfene muß man unter Dach ziehen, mit einem Stocke einen Kreis herumziehen und bekreuzen; dann läßt man es bis zum andern Tage liegen, wo es in Gold verwandelt ist. Hat man Angst und läßt es draußen liegen, so ist es am andern Morgen verschwunden. Springt man beim Rufen nicht unter ein Dach oder unter eine Egge, so beschüttet der Alf einen so mit Läusen, daß man sie in seinem ganzen Leben nicht wieder los wird.

162. Einst kam ein Wanderbursche in einer hellen Nacht in ein Dorf; er ging in die Scheune eines Bauern, um dort zu schlafen. Auf einem Balken sah er einen Teller stehen, auf dem sich ein Essen befand. Da er Hunger hatte, nahm er dasselbe zu sich, doch nicht, ohne es vorher bekreuzt und ein Tischgebet gesprochen zu haben. Kaum hatte er sich niedergelegt, so kam ein riesiger Kerl in die Scheune mit einer gewaltigen Last Stroh auf dem Rücken. Ohne den Wanderburschen zu bemerken, warf er das Stroh in das Fach und ging dann zum Teller. Da er denselben leer fand, rief er wüthend: „60 Meilen marschirt, 60 Schock Stroh auf dem Puckel geführt, und noch kein Frühstück?“ Darauf steckte er die Scheune in Brand und verschwand.

163. In Bekel war einmal Feuer. Die Leute sagten, es sei bei einem Bauern ausgekommen, der auch einen solchen Teufel

hatte. Dieser soll beim Einziehen das Haus aus Versehen angezündet haben. Als das Haus in Flammen stand, haben die Leute gesehen, daß sich ein blanker Vogel über demselben herumkreiselte.

164. In Crampe lebte ein Bauer, der immer reicher wurde, und die Leute konnten sich das lange nicht erklären. Die Bauersfrau hielt aber die eine Kammer immer verschlossen und hatte auch dem Dienstmädchen verboten, da hineinzugehen. Einmal hat das Mädchen doch durch das Schlüsselloch geblickt, da sah sie in der Kammer sieben weiße Mäuse, die von einem Teller Milch und Stuten aßen.

165. Der Teufelsbanner.

Wie mein Vater mittheilte, lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts in M. ein Lehrer, der als Wunderdoktor bekannt und berühmt war. Von allen Seiten kamen die Leute, denen von „schlimmen Leuten" irgend eine Krankheit angehext war, um sich von ihm heilen oder den Hexenmeister zeigen zu lassen, was ihm mit Hülfe geheimnißvoller Bücher, einer sogenannten Erbbibel und einer Glücksruthe (Sommerschößlinge vom Haselbusch, welche am Johannistage zu einer gewissen Zeit gebrochen werden müssen) gelang. Auch Besessene gab es in damaliger Zeit sehr häufig, besonders in der Gegend am Lebamoor. Hierhin wurde der Lehrer stets geholt, und es gelang ihm meist immer, den Teufel aus solchen Elenden zu verbannen, wenn auch oft mit vieler Mühe und nicht ohne Lebensgefahr. Einmal wurde er zu einem Besessenen geholt; es gelang ihm, den Teufel in irgend einer Gestalt (meistens in Gestalt eines Frosches oder einer Kröte) aus dem Besessenen zu locken und ins Lebamoor zu bannen. Gern verließ der Teufel aber seine alte Wohnung nicht, um nun bei Kröten und Fröschen im schwarzen Moorgrunde zu verweilen, und auf dem Wege zum Verbannungsorte setzte er sich zur Wehr, um sich von seinem Banner zu befreien. Ein heftiges Ringen begann, und so tapfer der Mann auch kämpfte, diesmal war ihm der Teufel doch zu stark; er befreite sich und zog wieder in den armen Besessenen ein. Der Teufelsbanner hatte sich aber beim Ringen

das eine Bein so verrenkt, daß er nach Hause gefahren werden mußte und seit der Zeit lahm blieb. Am Ende seines Lebens bat ihn einer seiner Neffen, ihm die Bücher zu lassen; er that es aber nicht, sondern sagte: „Mein Sohn, wer viel weiß, hat viel zu verantworten.“ Die Bücher wurden verbrannt.

166. Der Hexenmeister verräth sich selbst.

In M. war eine Frau vom Teufel besessen, der sie furchtbar quälte. Besonders mußte der Teufel vielen Branntwein haben. Dem Manne, welcher den Teufel eingegeben hatte, thaten die Qualen der armen Frau leid, und er sagte ihr selbst das Mittel, welches sie gebrauchen müßte, um vom Teufel befreit zu werden; zugleich verkündete er auch, daß der, welcher ihr den Teufel eingegeben, binnen Jahresfrist sterben müßte. Das Mittel bestand darin, daß die Frau drei Tropfen Blut von einer ganz schwarzen Katze einnahm. Der Mann aber starb, wie er gesagt hatte.

167. Die betrogene Hexe.

In der Walpurgisnacht (Wolbrecht) müssen alle Stallthüren bekreuzt sein, sonst kehren die Hexen, wenn sie vom Blocksberg kommen, in den Ställen ein und thun dem Vieh Schaden an; besonders gern nehmen sie den Kühen Milch und Butter fort. Einmal kam auch eine Hexe in einen Stall, der nicht bekreuzt war, und sagte:

Hier dau ick ne schene Schnitt,
Melk u Botter nehm ick mit.

Im Stalle aber saß der Bauer und hatte sich — mit Respekt zu sagen — ein Paar Hosen abgezogen. Die Hexe hatte ihn nicht bemerkt, und als er die Worte hörte, sagte er schnell:

Hier dau ick ne schene Schät,
Der schlat juch int Frät.

Seit der Zeit schmeckten Milch und Butter der Hexe nach Koth. Später klagte sie das einmal ihrer Nachbarin, und der Bauer erzählte nun, wie sie dazu gekommen sei.

168. Der Wirbelwind.

Im Sommer entsteht zuweilen bei ganz ruhigem Wetter ein Wirbelwind, der nicht selten so heftig ist, daß er Holzstückchen mit sich führt, ja sogar die Ziegel von den Dächern reißt. Der Erreger dieses Wirbelwindes ist der Teufel selbst. Sieht man durch den linken Aermel des Rockes oder der Jacke, so erblickt man ihn in Gestalt eines rothen Hahnes. Steht man hierbei unter einem Dache, so gewahrt er den Beobachter nicht, und man kann nun sehen, wie er mit den Füßen Sand und Staub um sich wirft. Steht man dagegen im Freien, so bemerkt er den Beobachter sofort und stellt seine Arbeit ein; dabei kauert er sich auf die Erde, als schäme er sich oder wolle sich nicht sehen lassen.

Der Mahrt.*)
(169—177.)

169. Wenn man schläft, fühlt man oft, daß sich einem etwas quer über den Leib legt, gewöhnlich ein Thier, Hund oder Katze, und man hat ein Gefühl dabei, als wolle das Thier einen todtdrücken. Die Leute sagen dann, daß der Mahrt sie reite. Der Mahrt ist aber ein Mensch; namentlich sind es auch Liebende, die sonst ihrem Wunsche nicht nachkommen können und die sich auf diese Weise dem Gegenstand ihrer Liebe nähern. Man erkennt Leute, die als Mahrt reiten, daran, daß sie keine Augenbrauen (Brane) haben. Der Mahrt schlüpft durch das Schlüsselloch oder durch ein anderes Loch in das Gebäude und quält sein Opfer schließlich zu Tode, wenn nicht Abhülfe geschafft wird. Man setze deshalb die Pantoffeln verkehrt vor's Bett, dann kann der Mahrt nicht heran; oder man nehme den Schmutz, den man zwischen den Zehen hat, und mache sich damit ein Kreuz vor die Stirn; dann spucket der Mahrt aus, sagt „Pfui!" und verschwindet. Auch wirft man den Mahrt herunter, wenn man sich im Schlaf umdreht.

*) Meine Mutter sagte stets „die Mahrt"; auch andere, die ich davon erzählen hörte, gebrauchten das Wort als Femininum, wohl weil es immer ein weibliches Wesen ist, das als Mahrt reitet. Man nennt den Mahrt im Stolper Kreise auch Nachtmoor und Alp (em drickt de Alp).

170. Man kann den Mahrt fangen, wenn man schnell das Schlüsselloch verstopft, durch welches er hereingekommen ist; er muß dann bleiben, bis es von einem andern wieder geöffnet wird, denn er selbst kann es nicht thun. Ein Knecht machte es so, und am Morgen war ein hübsches Mädchen bei ihm im Stall. Später heirathete er sie und hatte auch schon zwei Kinder mit ihr, als er, ohne daran zu denken, das Schlüsselloch öffnete, worauf seine Frau auf Nimmerwiedersehen verschwand.

171. Man kann den Mahrt durch einen Spruch auch auf ein anderes Ding verweisen, z. B. auf ein Pferd, auf dem er dann in Gestalt eines Apfels u. s. w. zu sehen ist. Ein Knecht sah mal auf seinem Pferde, das sehr unruhig stand, einen Apfel. Er ging hin, nahm den Apfel und biß hinein, in der Meinung, daß es ein wirklicher Apfel sei. Der schmeckte aber scheußlich sauer, und er warf ihn deshalb auf den Misthaufen. Am Morgen lag da ein häßliches Weibsbild, dem hatte er in der Nacht ein so großes Stück aus der Lende gebissen, daß es nicht hatte nach Hause gehen können.

172. Häufig ist der Mahrt auch ein Strohhalm. Dann muß man es machen wie jener Schäferknecht, der nahm den Strohhalm, steckte ein Ende in das andere und hängte ihn auf einen Nagel. Des Morgens hing da ein häßliches Weib, das hatte den Kopf im — na, du weißt ja!

173. Mein Vater, so erzählte jemand, diente als Knabe von 15 Jahren bei dem Gutspächter in Rotten als Kuhjunge. Er schlief im Kuhstall, wo er vom Mahrt sehr viel geplagt wurde. Erst ritt er die dritte Kuh vom Bullen und dann kam er zu ihm. Oft stand der Junge auf und ging in den Pferdestall, wo sein Bruder mit anderen Knechten schlief; die wollten ihn da aber nicht leiden, und er mußte wieder zurück. Hatte er den Mahrt abgeworfen, dann kroch derselbe unter das Bett und wollte das Bett umschmeißen. Einmal hat der Junge gehört, wie er dicht vor ihm stand und mit den Zähnen klapperte. Da rief er: „Du ull Hex, mak, dat du wegkimmst!“ Da ist es ganz licht im Stall

geworden und der Mahrt war verschwunden. — Der Gutspächter hat den Jungen noch einmal wollen confirmiren lassen, es ist aber nichts daraus geworden.

174. In Kl. Machmin lebte eine Frau, die als Mahrt ritt und besonders eine andere Frau aus dem Dorfe sehr peinigte. Diese hat sich deshalb einen neuen Besen gekauft und jeden Abend die ganze Stube und besonders unter dem Bett damit durchgeschlagen. Am nächsten Morgen ist dann der Frau immer anzusehen gewesen, wie sie zerschlagen war.

175. In Wobesde war einmal in der Nacht Feuer. Der Herr aus Weitenhagen schickte seinen Reitknecht dorthin, um sich zu erkundigen. Unterwegs begegnete ihm eine Frau, die auch als Mahrt ritt, der wünschte er einen guten Morgen. Als er wieder nach Hause kam und sich zu Bett legte, hat sie auch auf ihm geritten.

176. In Wittstock war eine Frau, die oft vom Mahrt geritten wurde. Eines Morgens stand sie ganz früh auf, weil sie es nicht mehr aushalten konnte, und ging nach Wasser. Als sie am Brunnen war, kam eine Frau vorbei, die hatte sich die Röcke über den Kopf geschlagen; dieser rief sie zu: „Sebridsen!"*) Ein Weg ging da nicht.

177. In Dominke wurde der Knecht eines Bauern einmal vom Mahrt gedrückt; er ergriff ihn aber und warf ihn auf den Dunghaufen. Am Morgen lag da eine Katze.

178. Der Neuntödter.

Kinder, die mit Zähnen geboren werden, sind Neuntödter (Nägedere). Sie werden nicht alt. Wenn sie gestorben sind, muß ihnen der Kopf abgeschnitten werden, sonst holen sie die nächsten neun Verwandten nach. Vor kurzer Zeit ist in Wend. Plassow ein Kind mit einem Zahn geboren und bald darauf gestorben. Die Eltern des Kindes und die Verwandten, die nach ihrer Mei-

*) Kassubisch = guten Morgen.

nung der Tod nun auch bald treffen muß, sind in großer Angst. Als man ihnen nicht erlauben wollte, dem Kinde den Kopf abzuschneiden, baten sie um die Erlaubniß, ihm wenigstens den Zahn ausbrechen zu dürfen.

179. Das Unhier.

Die sogenannten Kapuzenkinder, welche mit einer Kapuze geboren werden, sind „Unhier“ (d. h. Ungeheuer), wenn ihnen nicht gleich nach der Geburt ihre bösen Eigenschaften genommen werden. Die Hebamme muß die Kapuze nehmen, sie, ohne jemand ein Wort zu sagen, zu Pulver verbrennen und dem Kinde eingeben. Geschieht das nicht, so wird ein solcher Mensch der Untergang der ganzen Familie, indem er jedes Jahr einen Verwandten ins Grab zieht. Dem kann aber gesteuert werden, wenn man dem Unhier ein Geldstück (ein altes Vierpfennigstück) in den Mund steckt. Auch streut man, wenn das Kapuzenkind vom Dorf zum Kirchhof getragen wird, Kohlsamen, oder auch Erbsen, hinter dem Sarg her; jedes Jahr kommt der Todte und hebt ein Korn auf; erst wenn er damit zu Ende ist, darf er sich an seine Verwandten machen, und die sind dann schon alle todt. Hat man das aber vergessen, so muß dem Todten in tiefer Mitternacht der Kopf abgestochen und zwischen die Beine gelegt werden. Solche Unhier verwesen nicht eher im Grabe, als bis alle Verwandten gestorben sind.*)

180. Der Teufel auf dem Tanzboden.

In einem Dorfe lebte ein junges Mädchen, die Tochter eines Bauern, die eine flotte Tänzerin war. An einem Sonntage war sie zum heiligen Abendmahl gegangen, trotzdem aber konnte sie es sich nicht versagen, ein Tanzkränzchen, das Nachmittags im Kruge stattfand, zu besuchen. Unermüdlich wirbelte sie im Saale herum. Da, in einer Zwischenpause, tritt ein elegant gekleideter Herr herein und fordert sie zum Tanze auf. Der Tanz beginnt, aber der

*) Dies als Nachtrag zu Temme, Volkssagen Nr. 258. In der Volkszeitung war vor längerer Zeit ein Fall aus dem Schlochauer Kreise mitgetheilt und hinzugefügt, man habe von der Leiche ein Stück abgeschnitten und einem andern Kinde eingegeben.

Tänzer hört nicht auf und, zuletzt nur noch linksum tanzend, dreht er sich mit dem Mädchen im Kreise herum, immer schneller und schneller. Da bemerkt einer von den Musikanten, dem der fremde Herr von vornherein verdächtig vorgekommen war, daß derselbe einen Pferdefuß hatte; die Musik hält plötzlich ein und stimmt gleich darauf ein geistliches Lied an. In demselben Augenblick aber fuhr der Teufel — denn das war der Tänzer — mit dem Mädchen zum Saale hinaus und stieß sie dabei so hart gegen die Thürpfosten, daß die Wand mit Blut bespritzt wurde. Diese Blutflecke konnten troß aller Tünche nicht von der Wand vertilgt werden. — Merke: Man soll vom Tische des Herrn nicht gleich zum Tanzboden gehen.

181. Vierblättriges Kleeblatt.

Findet man ein vierblättriges Kleeblatt, so hat man sicher Glück; trägt man den Vierklee bei sich, dann kann man verborgene Dinge sehen. — Eine Frau hatte einst für ihre Kuh eine Schürze Kraut vom Felde geholt. Als sie in das Dorf zurückkam, amüsirte sich Alt und Jung eben über die Kunststücke eines Gauklers. Inmitten des Zuschauerkreises lag ein Block, und der Künstler erklärte der Menge, daß er jetzt durch denselben hindurchkriechen werde. Und richtig! alle sahen den Mann wiederholt durch den Stamm schlüpfen, nur die Frau mit dem Kraute fand, daß er jedesmal an dem Blocke entlang kroch, bis er am andern Ende anlangte. Die Frau hatte, ohne daß sie selbst es wußte, einen Vierklee gepflückt und in die Schürze gelegt. So machte sie das Augenverblendniß des Gauklers zu Schanden.

182. Verbrecher rettet sich durch ein Räthsel.

Ein Verbrecher war zum Tode verurtheilt und sollte hingerichtet werden; doch wollte man ihm das Leben schenken, wenn er seinen Richtern ein Räthsel aufgäbe, das sie nicht lösen könnten. Voll Sorge ging der Mann von dannen. Da sah er in einem abgestorbenen Baumstamme ein Vogelnest, in welchem 6 Junge lagen; er näherte sich dem Neste und nahm die Jungen heraus,

während der alte Vogel entschlüpfte. Als nun der festgesetzte Termin gekommen war, gab er den Richtern folgendes Räthsel auf: „Hen ging, wedder kamm, seß Lebendige ut einem Dode namm, de säwend' ging noch in de Quiet. Min leiwe Herrkes, rad't, nu is't Tiet!“ Die Richter konnten das Räthsel nicht lösen, und der Mann hatte sein Leben gerettet.*)

183. Die Biene.

Als die Thiere alle erschaffen waren, befahl ihnen Gott, daß sie auch den Feiertag heiligen sollten. Die Biene aber kümmerte sich nicht um dies Gebot, denn sie flog auch am Sabbath aus, um Honig zu suchen. Dafür bestrafte sie Gott, indem er ihr nicht gestattete, vom rothen Klee Honig einzusammeln, obgleich grade der den besten Honig hat.

184. Die Weihe.

Als der liebe Gott die Vögel erschaffen hatte, ließ er sie alle zusammenkommen und befahl ihnen, einen Teich zu reinigen, da-

---

*) Vgl. zu diesen Verbrecherräthseln Correspondenzblatt des Vereins für nd. Sprachforschung VIII. S. 23, Urdsbrunnen I. S. 37, II. S. 172 ff. Aus der Bütower Gegend theilt Hr. Archut noch andere Räthsel mit, sagt jedoch nicht, daß durch sie Verbrecher gerettet seien. Sie mögen hier Platz finden.

1. Ich aß (auf einem Baum sitzend Kirschen), von mir aß (mein Kind an der Brust), über mir aß (ein Sperling Kirschen), unter mir aß (ein Schwein die heruntergeworfenen Kirschkerne); meine lieben Herren, errathen sie das?

2. Upp eine greine Wied' ick satt, ungeboren Fleisch ick att, schene rode Wien ick brunk, dat mi dat Hart so klunk. (Ein zu früh geborenes Füllen hing auf der Weide, eine Krähe fraß davon und trank das Blut).

3. Zwei sah ich den dritten tragen, zusammen drei Schwänze und vier Füß'. Meine lieben Herren, was ist denn dies? (Zwei Störche tragen eine Schlange).

4. Eine Dame hatte sich aus der Haut ihres Lieblingshundes, der Pupenellchen hieß, Schuhe machen lassen und legte nun folgendes Räthsel vor:

Auf Pupenellchen geh ich,
Auf Pupenellchen steh ich,
Auf Pupenellchen bin ich hübsch und fein,
Meine lieben Herren, was mag das wohl sein?

Anderwärts in Pommern heißt der Hund Finelle.

mit sie gutes und klares Trinkwasser hätten. Nur die Weihe weigerte sich zu helfen, um ihr schönes Gefieder und ihre Füße nicht zu beschmutzen. Dafür aber legte ihr der liebe Gott als Strafe auf, daß sie hinfort nicht mehr aus Bächen und Teichen ihren Durst stillen durfte; und wenn nun bei einer Dürre alle andern Vögel zum Trinken den Bächen und Teichen zufliegen, muß die durstige Weihe „Weh! Weh!" schreiend in der Luft kreisen, weil sie in hohlen Bäumen und Steinen kein Wasser findet.

IV. Kreis Schlawe.

185. Der Name der Wipper.

Der Name der Wipper, welche nicht weit von der westpreußischen Grenze aus dem Biallensee herauskommt, bedeutet ein wildes Schwein, polnisch wieprz, denn ein solches soll die Quelle dieses Flusses eröffnet haben.*)

Wutstrack, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, S. 203.

186. Das Bozelgeld in Schlawe.

Die von Temme S. 176 ff. mitgetheilte Sage vom Bozelgeld wurde mir in Schlawe in folgender Weise erzählt: In der Zeit des Ritterthums herrschte auf der Burg zu Alt-Schlawe ein kühner und mächtiger Raubritter, der die Kaufleute und Bauern beraubte, einkerkerte und aufs Grausamste mißhandelte. Auf einem Streifzuge wurde er von dem kräftigen Bauernstamme der Neitzel gefangen genommen und gefesselt. Man schickte nach Schlawe und ließ fragen, was man mit dem Mord- und Raubritter anfangen solle. Der Magistrat antwortete: „Kopp aff nich lat läwe!“ Die Bauern deuteten die Worte so, daß sie dem Ritter das Haupt abschlagen sollten. Sie thaten es auch und bozelten das Haupt den Berg hinab nach Schlawe. Der Magistrat hatte aber gemeint, sie sollten ihm das Haupt nicht abschlagen, sondern ihn leben lassen. Zur Strafe mußten nun die Bauern jene Abgabe nach Schlawe zahlen, die noch heutigen Tages besteht.

---

*) Auch der Wodschwine-See soll, wie die Leute erzählen, seinen Namen daher haben, daß ein Schwein die Quelle desselben aus der Erde aufgewühlt hat.

187. Der Todtengraben bei Schlawe.

Nicht weit von Schlawe ist der Todtengraben, an den sich folgende Sage knüpft. Einst gingen drei Jungfraueu des Nachts über einen kleinen Steg, der über den Graben führt. Sie sprachen davon, daß der Nix dieses Grabens einen Knaben, der auf ihn gescholten, zu sich ins Wasser gezogen habe. Sie lachten und spotteten und forderten den Nix auf, sich doch einmal zu zeigen. Als sie auf der Mitte des Steges waren, tauchte plötzlich der Nix, der oben Mensch, unten Fisch war, auf und zog sie alle drei zu sich ins Wasser herab. Jede Nacht um 12 Uhr erscheinen nun drei Gestalten und warnen in schrecklichem Gesange, sich nicht dem grausamen Nix zu nähern, sondern fern von diesem Orte zu bleiben, bis sie der erste Glockenschlag wieder in ihr nasses Grab treibt.

188. Das verwünschte Schloß bei Schlawe.*)

In der Umgegend von Schlawe ging einst ein Handwerksbursche fechten. Plötzlich sieht er ein Schloß vor sich stehen, das er bis dahin noch nicht bemerkt hatte. Auf der Treppe, die zur Eingangsthür führt, steht eine Jungfrau, die ihm winkt, näher zu treten. Er folgt dem Winke. Die Treppe ist so sehr mit Staub bedeckt, als sei sie in Jahrhunderten nicht abgefegt worden, ebenso die Teppiche im Saal, in den er eintritt. Hier nun bietet ihm die Jungfrau ein Glas Wein. Als er dasselbe zu leeren im Begriff steht, sieht er in dem an der gegenüberliegenden Wand hängenden Spiegel die Gestalt eines ganz abscheulichen Mannes auftauchen, der ihm mit drohend erhobener Faust verbietet, den Wein zu trinken. Erschreckt setzt der Wanderer das schon erhobene Glas nieder und macht sich davon. Als er sich aber nach einigen 50 Schritten wieder umschaut, ist das Schloß verschwunden. Hätte er den Becher, den ihm die Jungfrau reichte, geleert, so wäre das Schloß erlöst und er selbst ein reicher Mann gewesen. Doch der Böse selbst hatte ihn daran gehindert, was er jetzt zu seinem Bedauern einsah.

---

*) Die Sage bezieht sich wohl auf den Schloßberg (Worbel) bei Alt-Schlawe.

189. Das rothe Buch.

In Alt-Schlawe nähte ein Schneider mit seinem Burschen bei einem Schmied. Dieser war einmal auf die Jagd gegangen, und als der Schneider sich in der Stube umschaute, sah er ein rothes Buch auf dem Spinde liegen. Er nahm es und las darin, aber während er las, wurde in der Stube mit einem Mal ein solcher Wind, daß sich alle Gegenstände bewegten. Der Schneider wollte anhalten, aber er konnte nicht, sondern mußte immer weiter lesen, und je länger er las, desto größer wurde der Wind, und alle Sachen flogen durch einander. Da kam der Schmied athemlos nach Hause gelaufen und riß dem Schneider das Buch fort, indem er sagte, wenn er noch länger gelesen hätte, wäre er sammt seinem Burschen zum Henker geflogen. Als der Schneider nach Hause ging, gab ihm der Schmied sein Gewehr, Pulverhorn und Schrotbeutel, damit solle er schießen, was ihm begegne. Er traf zuerst einen Hasen, aber als er ihn aufheben wollte, war er verschwunden. Ebenso ging es ihm mit einem Rebhuhn. Dann kam er an einen Dornbusch, auf dem mehrere Sperlinge saßen. Er schoß darunter und sah, wie einige fielen; doch auch sie waren verschwunden, als er sie aufheben wollte. Da warf er alles hin und ging zum Schmied zurück, aber als er eintrat, war das ganze Jagdgeräth, das er fortgeworfen, schon da. Schleunigst machte er sich davon und hat seit der Zeit nicht mehr bei dem Schmied genäht.

190. Reste eines Nonnenklosters.

In den Vietzker See ergießt sich ein Bach, der Klosterbach genannt. In demselben befindet sich an einer etwas seichten Stelle ein kleiner Haufen von Steinen; das sollen die Ueberreste von einem Nonnenkloster sein.

191. Schloß Klemnitz.

In Jershöft erzählen die Leute von zwei Schlössern, von denen das eine östlich von Jershöft, das andere südwestlich, an der nördlichen Ecke des Bitter Tiefes nahe an der Ostsee gestanden hat. Dies letztere soll Klemnitz geheißen haben und wird in Verbindung gebracht mit einem Dorfe, welches denselben Namen

führte und zwischen Jershöft und Vitte lag. Auf diesem Schlosse sollen einst Raubritter ihr Wesen getrieben haben. Später ist es von den Wellen verschlungen, und noch jetzt sieht man bei klarem Wetter die Steine auf dem Grunde des Sees liegen.

192. Die letzte Schlacht.

Zwischen Sackshöhe (Neu-Zizow) und Köpnitz befindet sich eine Schlucht, welche sich zur Wipper hin in ein beträchtliches Thal, das Rudenthal genannt, erweitert. Hier wird dereinst, so behauptet die Sage, die letzte aller Schlachten geschlagen werden.

Das liebe Pommerland III. S. 309.

193. Die Glocke in Jershagen.

Auf der großen Glocke in Jershagen sind drei männliche Figuren abgebildet, von denen die eine eine Dunggabel, die andere eine Sense, die dritte einen Dreschflegel — die Symbole des Ackerbaues — trägt. Die Sage behauptet, daß sie einen Pastor in Jershagen vorstellen. Als nämlich Pommern noch seine eigenen Fürsten hatte, reiste einer derselben, Bogislav, einst von Rügenwalde über Jershagen nach Schlawe. Ein Männchen im „Bauderhemde" begegnet ihm, ein Fuder Dung hinausführend. Auf Befragen erfährt der Fürst, daß er in dem betriebsamen Landwirth den Pastor des Ortes vor sich hat. Als der Fürst dem Seelenhirten eine solche Beschäftigung verweist, beklagt sich dieser, daß er um des lieben Brotes willen dazu gezwungen sei, wodurch sich der Fürst bewogen findet, das Pfarreinkommen um ein Bauerhufe zu vergrößern. Daher kommt es, daß die Pfarrerstelle von Alt-Jershagen so gut dotirt ist.*)

Das liebe Pommerland IV. S. 38.

194. Die geborgten Kirchenglocken.

Karwitz und Ristow sind zwei Kirchdörfer. Die eine dieser beiden Gemeinden besaß keine Kirchenglocken und hatte sich deshalb einmal die Glocken von der andern geliehen. Als aber die Glocken

*) Die Glocke ist erst 1727 gegossen, doch die erzählte Thatsache dadurch noch nicht ausgeschlossen.

zu der bestimmten Zeit nicht zurückgebracht wurden, wollten sie sich nachher überhaupt nicht mehr zurückbringen lassen. Bis zur Grenze ging es, dann aber sank der Wagen so sehr ein, daß es nicht möglich war, ihn von der Stelle zu schaffen. Die Glocken mußten deshalb wieder zurückgebracht werden, und das ging sehr leicht.

195. Eeer färe Segentinsche Herre.*)

In Segentin bi Schlag' läwd' eis e Herr, dem miesde de Lied' im Derp all de Eeer bringe, de är Heiner leggt herre. Dat paßd' awer de Liere nich, wiel hei är nieścht betald'. As nu de Herr eis upp't Fild räre was, namm ein Daglenersfru ne Korf vull Eeer u ging vär't Derp, wo de Herr werre verbi miesd, wenn hei na Hus kamm. Sei lär de Eeer upp de Jer upp eine Hupe u serr sick mit de Recke äwer. As nu de Herr anräre kamm, dunn kakeld' se los asse Haun, dat äwent e Ee leggt hett, faut mitte Hand ungre Rock, hald' e Ee rute u sär: „All werre e Eeke färe Segentinsche Herre." As de Herr dicht bi är was u dat sach, heil hei still u fraug de Fru, wat se doa meik. Awer sei kakelt me blos, leggt eie Ee nam angre inne Korf u seggt: „All werre e Eeke färe Segentinsche Herre." Dei mauk, dat hei na Hus kamm, u von dunn an hett em so väre Eere äkelt, dat hei sin Dag' keie mehr gäte hett.

Streiche der Zanower.

(196—204).

196. Als die Zanower ihre Stadt bauen wollten, bauten sie zuerst die Mauer und ließen zu Thoren große Löcher darin. Dann setzten sie die Thore ein und steckten sie in Ermangelung eines Schlosses mit einer Rübe zu. Daher neckt man noch jetzt die Zanower, indem man ihnen zuruft: „In Zanow stäkens Door mit de Röw tau!" Dann bauten sie das Rathhaus. Als sie nun das Holz vom Gollenberg in die Stadt brachten, konnten sie die langen Balken nicht durch das Thor bekommen, weil sie dieselben in die Breite trugen. Da sah einer, wie ein Sperling, der in

*) Mir mitgetheilt in Carzin bei Stolp.

einem Mauerloch sein Nest baute, den Strohhalm, den er eben hinzutrug, der Länge nach hineinzog, — und nun machten die Zanower es ebenso. Andere erzählen, eine Krähe habe ihnen zugerufen: „Langst, langst!“ Deshalb sagt man in der Umgegend noch jetzt: „Langst, langst! sagte die Krähe zu den Zanowern.“

197. Als das Rathhaus fertig war, bemerkten die Zanower zu ihrem Schrecken, daß dasselbe ganz dunkel war. Das ging aber nicht, denn der Rath konnte doch nicht im Dunkeln seine Sitzungen abhalten. Man rieth hin und her, wie Licht zu beschaffen sei. Man versuchte in einer Mulde Licht hereinzutragen, aber es gelang nicht. Da bemerkte eines Abends der Bürgermeister den Mond im Brunnen und schnell ließ er die Rathsherrn zusammenkommen, damit sie den Mond herausholten und damit ihr dunkles Rathhaus erleuchteten. Eine Stange wurde über den Brunnen gelegt, daran hängte sich der Bürgermeister, die Rathsherrn sollten immer einer dem andern an die Füße fassen, und der letzte sollte den Mond greifen. Als sie nun alle hingen, wurde dem Bürgermeister die Last zu schwer und er rief den Rathsherrn zu, sie sollten sich nur gut festhalten, er wolle sich in die Hände spucken. Kaum aber that er das, da lagen sie auch schon im Brunnen.

198. Es gelang ihnen zwar, aus dem Brunnen herauszukommen, aber Licht hatten sie noch nicht. Da hörten sie einmal, daß man in Cöslin „Finstre“ und „Däre“ (Fenstern und Thüren) hätte, und der hohe Rath beschloß, auch welche anzuschaffen. Am nächsten Morgen wurde ein Mann abgeschickt, der sie holen sollte. Um die beiden Worte nicht zu vergessen, sprach er fortwährend laut vor sich hin: „Finstre, Där! Finstre, Där!“ Da plötzlich stolperte er über einen Stein, und weg waren sie. Trotz alles Suchens konnte er sie nicht wiederfinden; er lief deshalb nach Zanow zurück, um sich einen Spaten zu holen, und nun grub und grub er, indem er dabei sagte: „Hier heww ick't verloare, hier mutt ick't wedderseike.“ Schon war es ganz dunkel geworden, da kam ein Mann vorbei, der fragte ihn, was er denn da im Finstern mache. Sobald er das Wort hörte, eilte er spornstreichs nach Cöslin, um seinen Auftrag auszuführen.

199. Nachdem der Bürgermeister und acht Rathsherren gewählt worden waren, kam der Rath zur ersten Sitzung zusammen. Um sich zu überzeugen, ob derselbe vollzählig sei, zählte der Bürgermeister bei sich anfangend: „Ick bin ick, eint, twei, drei, veir, fief, seß, säwen, acht.“ Es mußte also einer fehlen, und da es ihm doch so vorkam, als ob sie alle da wären, so zählte er noch einmal und zum dritten Mal. Aber es kamen immer nur acht heraus. Da trieb der Gemeindehirte mit den Kühen vorbei, der half ihnen aus der Verlegenheit.

200. Andere erzählen, sieben Zanower hätten einmal in ihrem Jordan gebadet. Als sie sich angekleidet hatten, zählte einer nach, ob auch alle da wären. Er zählte aber ebenso wie der Bürgermeister und bekam daher nur sechs heraus. Darüber großes Klagen und Jammern. Endlich kam ein Wanderer des Weges daher, der fragte sie, was ihnen fehlte. Sie sagten, sie wären ihrer sieben gewesen, einer müßte also im Bache ertrunken sein. Der Wanderer rieth ihnen nun, ihre Nasen in den Sand zu stecken und die Löcher nachzuzählen. Da fand es sich denn, daß sie wirklich sieben waren, und freudig kehrten sie nach Hause zurück.

201. Die folgende Geschichte erzählt das liebe Pommerland (II. S. 20). Vor dem Rathhause in Zanow stand einst eine Linde, welche ihre Zweige so ausdehnte, daß es allmählich in einigen Zimmern ganz dunkel wurde. Der Rath beschloß deshalb, die Linde zu verkaufen. Unter derselben wurde die Auktion abgehalten, wozu sich auch ein auswärtiger Fuhrmann einfand, welcher dort grade hielt. Dieser bot eifrig mit, erstand die Linde und bezahlte sie, ließ aber den Baum ruhig stehen. Als es im nächsten Frühjahr im Rathhause wieder finster ward, forschte man nach, wer denn eigentlich die Linde gekauft habe und weshalb sie nicht abgehauen sei. Als man ermittelte, daß ein auswärtiger Fuhrmann der Eigenthümer sei, erhielten die Rathsdiener gemessenen Befehl, genau Acht zu geben, wenn der Fuhrmann wieder durch Zanow käme und ihn sogleich auf das Rathhaus zu bringen. Dies geschah. Man stellte nun den Fuhrmann ernstlich zur Rede, warum er die Linde noch nicht fortgenommen habe. Dieser erwiderte, er halte auf seiner

Reise immer in Zanow Mittag, habe stets seinen Wagen unter die Linde gefahren und dort seine Pferde gefuttert, weil sie so schönen Schatten dort hätten; deshalb habe er sich auch den prächtigen Baum gekauft. Daß die Linde abgehauen werden solle, davon sei nichts bekannt gemacht worden, und er habe auch gar keine Lust dazu, da er dann seinen schattigen Platz verlieren würde. Dabei blieb er kurz und bündig. Nun war guter Rath sehr theuer, denn man hatte gar nicht an den Fall gedacht, daß jemand den Baum kaufen könnte, um ihn stehen zu lassen. Nach vielen und langen Verhandlungen kaufte man endlich um hohen Preis dem Fuhrmann die Linde wieder ab, um sie abhauen zu lassen und dem Rathhause Licht zu schaffen.

202. Einst kam ein Fürst nach Zanow, und die Zanower beschlossen, ihn feierlich zu empfangen. Unter dem Geläute der Glocken sollte er seinen Einzug halten, und eine Musikkapelle sollte vom Rathhausthurm die Nationalhymne spielen. Es galt nun zunächst, die Musik zu bekommen, aber o weh! es war in Zanow weder ein Musikinstrument noch ein Musikant aufzutreiben. Endlich entdeckte man bei dem Küster des Ortes ein altes Klavier, und der Rath beschloß, dasselbe auf den Rathhausthurm zu schaffen, nachdem sich der Küster nach vielem Zureden bereit erklärt hatte, die Musik zu machen. Doch waren noch andere Vorbereitungen nöthig. Die Hausbesitzer wollten auch von dem Fürsten bemerkt sein, und so fand ein Vorschlag des Bürgermeisters Beifall, der dahin ging, daß ein jeder Hausbesitzer sich vor seinem Hause aufstellen sollte, um ihn herum seine Familienangehörigen und sonstigen Inquilinen. Aber wie sollte der Fürst nun wissen, wer grade der Hausbesitzer wäre? Der Bürgermeister schlug deshalb vor, daß jeder Hausbesitzer sich auf einen erhöhten Standpunkt stellen solle, um dem Fürsten sogleich aufzufallen. Von Neuem zerbrach man sich die Köpfe darüber, wie dieser erhöhte Standpunkt herzustellen sei, bis man endlich dahin übereinkam, vor den Häusern große Sandhaufen auffahren zu lassen und darauf stehend den Fürsten zu empfangen. Doch das ließ sich so schnell nicht bewerkstelligen, und man sah sich schließlich genöthigt, statt des Sandes große Dunghaufen vor die Häuser zu bringen; man meinte, die würde der Fürst nicht sehen, da sie

ja von den Umstehenden verdeckt würden. Außerdem hatte der Bürgermeister angeordnet, daß die Hausbesitzer es bei der Begrüßung so machen sollten wie er. Nun kam der Fürst. Die Glocken ertönten und das Klavier spielte die Nationalhymne; am Eingange der Stadt wurde der Fürst vom Bürgermeister, der auf einem Dunghaufen stand, empfangen und begrüßt; doch dieser hatte das Unglück, bei einer Verbeugung auszugleiten und mit der Nase den erhöhten Standpunkt zu berühren. Die Hausbesitzer glaubten aber, das gehöre mit zur Begrüßung, und so oft der Fürst bei einem vorbeikam, machte dieser eine so tiefe Verbeugung, daß er ebenfalls mit der Nase den Haufen berührte. Der Fürst aber zog erfreut von dannen.

203. Einmal hatten die Zanower einen Hering in den See gesetzt, als sie aber später den See abließen, war der Hering verschwunden, und nur ein großer Aal fand sich in demselben. Der hatte den Hering aufgefressen und sollte nun dafür bestraft werden. Nach langem Ueberlegen sagte ein Zanower, er halte das Ersäufen für die schwerste Todesstrafe, da er selbst einmal beinahe ertrunken sei und Todesangst ausgestanden habe. Er schlug deshalb vor, den Aal zu ersäufen, und sein Rath wurde denn auch ausgeführt.

204. Im Herbste sollen sich alle Fliegen in Zanow auf dem Markte versammeln, wo sie verkauft werden; dann sind sie mit einem Mal verschwunden.

205. Der heilige Berg bei Pollnow.

Bei Pollnow liegt der heilige Berg. Er hat seinen Namen von einer Kapelle,*) die auf ihm gestanden. Früher war auf diesem Berge auch eine Quelle, die jeden heilte, der aus ihr trank. Lange Zeit behielt sie diese Wunderkraft; als aber einst eine Frau ihre kranke Ziege daraus tränkte, versiegte sie und floß später nie wieder. — In früherer Zeit soll von dem heiligen Berg nach dem Schlosse in Pollnow ein unterirdischer Gang geführt haben, der aber jetzt zerfallen ist.

*) Vgl. Hanncke, Pommersche Skizzen, S. 43.

Die Herren von Podewils in Crangen.
(206—207.)

206. Crangen ist das Stammhaus derer von Podewils. Einer von diesen Herren war ein roher, gottloser Mensch, dem nichts heilig war. Einst wurde ihm von einem alten Zigeunerweibe sein nahes Ende angekündigt, wenn er nicht von seinem schändlichen Lebenswandel ablassen würde. Da er sehr abergläubisch war, so hielt er diese Prophezeiung für wahr und rief aus: „Ich bin ein so verdorbener Mensch, daß ich nicht selig werden kann; sollte es aber doch sein, so wird an meinem Grabe ein Zeichen geschehen, damit die Nachwelt sieht, daß selbst der größte Sünder von Gott angenommen wird.“ Bald darauf starb er. Nach seinem Tode wuchs auf seinem Grabe ein Baum grade durch das Dach der Kirche. Derselbe wurde einmal abgehauen, aber er wuchs zum zweiten Mal durch das Kirchendach, und so ist er noch jetzt zu sehen.

207. Nach anderer Erzählung ruhen in dem Gewölbe der an die Kirche angebauten Kapelle zwei Grafen von Podewils. Diese sollen bei Lebzeiten sehr wohlthätig gewesen sein. So bauten sie in Crangen ein Armenhaus mit 12 Stuben, von denen die letzte zum Betsaal eingerichtet wurde. Dazu stifteten sie einen Fond, von dessen Zinsen die Reparaturkosten sowohl der Kapelle als auch des Armenhauses noch heute bestritten werden. Der Baum (eine Birke) steht in einer Ecke, wo Kirche und Begräbnißkapelle zusammenstoßen und ist aus einer Spalte an der Kapelle hervorgewachsen; man schließt daraus, daß die beiden Herren zu Gnaden angenommen sind.

Die Mühle bei Quesdow.
(208—209.)

208. Zwischen Quesdow und Schlawe liegt ein Moor, in welchem früher grade in der Mitte eine Mühle stand. Ueber die Mühle ging der Weg von Quesdow nach Schlawe. Den Weg durch's Moor hatte der Müller in Ordnung zu halten. Da das aber sehr schwierig war, so verband er sich mit dem Teufel und versprach ihm seine Seele, wenn er ihm in einer Nacht vor dem

Hahnenkräh einen Steindamm durch das Moor baue. Der Böse ging darauf ein. In der kommenden Nacht arbeitete er mit seinen Gesellen so gewaltig, daß dem Müller doch Angst um sein Seelenheil wurde. Er hatte die Arbeit für unmöglich gehalten, da die Länge des Dammes über 3 Kilometer betrug. Aber bald nach Mitternacht war der Damm schon bis auf etwa 100 Schritte fertig, und während der Müller betete und winselte, schritt die Arbeit immer schneller vorwärts. Schon kam wieder eine große Fracht Steine und Sand, was dazu bestimmt war, ein sehr tiefes, schwarzes Loch, in dem das Wasser gleich einem schwarzen Pferde wogte und emporkochte, auszufüllen, da krähte in einem nahen Gebüsch ein Hahn, und als die Hähne des Müllers das hörten, fingen sie auch zu krähen an. Den Hahn im Gebüsch hatte eine Frau am Tage vorher auf dem Wege zur Stadt verloren, und als er das Geräusch der Arbeit hörte, erwachte er und krähte. Als der Böse nun sah, daß er die Wette verloren hatte, warf er die letzte Fracht Steine nicht in das unergründliche Wasserloch, sondern eine Strecke davon auf den Damm. Noch heutigen Tages sind Sand und Steine zu sehen, ebenso das Wasserloch, die Mühle aber ist verschwunden.

209. Nach einer andern Erzählung hatte der Müller dem Teufel seinen Sohn versprochen; als er aber sah, wie schnell die Arbeit von Statten ging, zog er ein Paar Lederhosen an, steckte einen Hahn in einen Sack und ging in die Nähe des Arbeitsortes; dann schlug er mit der Hand auf die Lederhosen, daß es ein Geräusch gab, als schlüge ein Hahn, der sich zum Krähen bereit macht, mit den Flügeln. Als der Hahn im Sack das hörte, fing er auch an zu krähen, und der Teufel hatte verloren. Später soll er mit dem Müller einen Pakt dahin abgeschlossen haben, daß er den ersten bekäme, der über den Damm ginge, und nun jagte man eine alte Sau über den Damm. Diese nahm der Teufel in seiner Wuth hoch in die Luft und warf sie dann von oben in das unergründliche Wasserloch. — So erzählte ein Bauer, der aus jener Gegend stammte.

210. Der Schloßberg bei Franzen.

Zwischen Franzen und Ziegnitz befindet sich ein Berg, welcher der Schloßberg genannt wird, weil dort früher ein Schloß gestanden haben soll. Oben auf dem Berge befindet sich eine große, kesselförmige Vertiefung, und um dieselbe herum führt ein Weg. Auf diesem Wege geht von Zeit zu Zeit ein großer, schwarzer Hund mit einer goldenen Kette am Halse. Viele Leute wollen ihn gesehen haben, sogar in der Uebermittagsstunde. Auch soll man dort eine Schüssel und ein Faß mit Wein gefunden haben. Von dem Weinfaß, so erzählt man, war das Holz vollständig verfault und um den Wein befand sich eine dicke Haut.

211. Der dreibeinige Hase in Franzen.

Das Dorf Franzen brannte vor mehreren Jahren ab. In der damaligen Zeit sollen auf mehreren Bauerhöfen dreibeinige Hasen herumgelaufen sein. Besonders oft soll sich ein solcher auf dem Hofe des Bauern R. haben sehen lassen. Gern fütterte er die Pferde, und wenn ihnen auch niemand Futter vorgelegt hatte, so fraßen sie doch fortwährend. Häufig hatten sie reine Erbsen in der Krippe, obgleich R. gar keine gebaut hatte. Sogar am hellen Mittag lief der Hase auf dem Hofe umher. Einmal waren die Knechte am Abend nach 11 Uhr auf der Straße und trieben ihre Tollheiten; da kam der dreibeinige Hase in ihre Nähe. Einer von den Knechten rief ihm zu: „Richte Dich und mach Dich groß.“ Da wurde der Hase noch größer als der Knecht, und die Knechte machten sich schleunigst aus dem Staube. Oft ist aus dem Hasen auch ein Kerl ohne Kopf geworden.

212. Werwölfe in Ritzlin.

Wie anderwärts, so wurden auch in Ritzlin früher die Pferde gehütet und blieben des Nachts draußen. Da kamen denn öfter die Wölfe und bissen sie. Am meisten Respekt hatten die Hirten aber vor den Werwölfen. Besonders waren es drei, zwei Wölfe und eine alte Wölfin. Die beiden Wölfe jagten zu und die Wölfin biß. Der eine von den Wölfen war der Knecht eines Bauern. Eines Tages lag dieser Knecht auf der Ofenbank und schlief. Da kam der Sohn des Bauern, noch ein Knabe, und rief den Vater:

„Sieh nur, Vater, was unser Johann für einen rauhen, langen und schwarzen Schwanz hat." Dem Knecht waren nämlich an einer Stelle die Hosen zerrissen und da steckte von dem Wolfsschwanz ein Ende heraus. Als der Bauer das sah, holte er schnell ein Beil und ein Stemmeisen und im Nu stemmte er den Wolfsschwanz ab. Der Knecht erwachte, sprang auf und riß dem Bauern die sämmtlichen Kleider vom Leibe. Damit hatte aber die Wolfsnatur des Knechtes aufgehört und er war seinem Herrn lebenslang für diese That dankbar.

213. Der Massowsee bei Peest.*)

In der Nähe von Peest liegt ein See, welcher der Massowsee genannt wird; an seinem Ufer soll eine Raubritterburg, mit Namen Massow, gestanden haben, auf der ein Herzog Bogislav (?) gehaust hat und die später zerstört worden ist. Wo jetzt das Wasser schäumt, sollen früher die Ländereien des Herzogs gelegen haben.

*) Vgl. Zechlin, Das Rügenwalder Amt, im Globus 1885, Nr. 11, S. 169.

V. Kreis Rummelsburg.

214. Der Kirchthurm in Rummelsburg.

Von Rummelsburg, welches, wie Ratzebuhr und Schivelbein, nach dem Volksglauben in der Hundetürkei liegt, sagte man, daß die Krebse*) den Kirchthurm abgefressen hätten, jedoch ist für die dortige Kirche bereits seit mehreren Jahren ein neuer Kirchthurm erbaut worden.

Schmidt, die Bedeutung der pommerschen Städtenamen.

215. Die Glocken im Gadebuschsee.

Auf dem Pollacksberge, am Wege zwischen Waldow und Puppendorf, soll früher eine katholische Kirche gestanden haben, die später niederbrannte. Während des Brandes flogen die beiden Glocken in den unterhalb des Berges gelegenen Gadebuschsee. Alle Ostermorgen kamen sie aus der Tiefe ans Ufer. Ein dort vorüberfahrender Bauer, der sie zuerst sah, wollte sie ihrer früheren Bestimmung wiedergeben. Er griff deshalb nach der größeren, aber in demselben Augenblick sanken beide zurück in die Tiefe, und eine Stimme erscholl aus dem Wasser: „Wer das Kleine verachtet, wird des Großen nie Herr!“ Einige Jahre später fand ein anderer Bauer die beiden Glocken am Ufer. Da ihm die vorige

---

*) Von den Nörenbergern sagt man, der Krebs habe ihnen die Stadtmauer abgefressen. An der Südseite des Sees, etwa 10 Minuten von der Stadt ist ein Wasserkasten, in dessen Mitte ein Pfahl steht, und an diesen soll der Krebs mit einer eisernen Kette angeschlossen sein.

Geschichte bekannt war, haschte er zuerst nach der kleineren, welche er auch erhielt, während die größere versank und seitdem nie wieder gesehen wurde. Die gerettete kleine Glocke, Namens Anna, hängt noch heute im Kirchthurme zu Waldow. Offenbar sehr alt, ohne Inschrift und mehrfach beschädigt, ist sie vor einigen Jahren in Bütow umgegossen worden. Ein einfaches, eisernes Schild mit der Inschrift: „anno 1412" ist am Balken neben der Glocke befestigt.

216. Der Mahrt.

Der Sohn des Müllers Porath in Waldow wurde lange vom Mahrt geritten. Das Ding wurde schließlich so dreist, daß es sich förmlich meldete, so daß der Geplagte an der Stimme eine ihm wohlbekannte Frauensperson erkannte. Später begegnete er ihr einmal zufällig auf dem Wege von Saben nach Waldow. Er bat sie, ihn nicht weiter zu quälen, andernfalls würde er sie beim nächsten Zusammentreffen ohne Erbarmen niederschießen. Sie versprach es, und er hatte seitdem Ruhe.

217. Der Spuk in Puppendorf.

Auf einem Hausboden in Puppendorf schliefen zwei Dienstmädchen. Gleich in der ersten Nacht wurde das Bett unter ihnen emporgehoben, und die eine, deren Vater erst vor Kurzem gestorben war, rief: „Vater, wenn Du es bist, dann melde Dich, ich will keine Angst haben, wenn Du mich auch aus dem Bett wirfst." Doch der Geist meldete sich nicht. Da sprangen beide auf und eilten die Treppe hinunter; sie erzählten dem Bauern, was passirt sei, der aber erklärte das Ganze für Unsinn und schickte die beiden Mädchen wieder zu Bette. Kaum hatten sie sich hingelegt, da begann die Bettstelle von Neuem zu wackeln, und der Bauer war genöthigt, die Mädchen in der Stube schlafen zu lassen. Mit Tagesanbruch stieg das eine der beiden Mädchen in den Keller, um Kartoffeln zu holen, aber kaum war sie unten, da sausten ihr aus allen Ecken die Knollen entgegen; es half nichts, daß sie fortlief und zu ihrem Schutze die andere Magd und die Tochter des Bauern herbeiholte, sie wurde auch jetzt mit Kartoffeln bombardirt. Bald darauf ging sie in den Holzstall, und hier warf

es mit Holzkloben hinter ihr her. So ging es täglich fort, allenthalben wurde sie von dem unsichtbaren Feinde verfolgt, so daß niemand mehr mit ihr in einem Zimmer schlafen wollte. Die Geschichte ward ruchbar und sollte untersucht werden. Alles strömte zu dem Bauer und alle hörten das Gepolter, aber niemand konnte sagen, woher es käme. Man meinte, das Mädchen selbst thäte es, aber es rumorte auch weiter, als man das Mädchen an Händen und Füßen gebunden hatte. So ging es vier Wochen hindurch. Selbst die Bemühungen eines jüdischen Kaufmanns, der das Gespenst fortbeten und verweisen wollte, waren erfolglos. Da wurde das Mädchen endlich entlassen, und das ganze Haus hatte nun Ruhe.

218. Gewiesen.

In früherer Zeit, als noch die Leibeigenschaft bestand, lebte in Gewiesen (plattdeutsch Gfies) ein Edelmann, der unverheirathet war. Wollten die jungen Mädchen sich verheirathen, so mußten sie erst zu ihm gehen, um sich einen Erlaubnißschein zu holen; den gab er aber nicht eher, als bis er sich von ihrer Brauchbarkeit überzeugt hatte. Als er alt geworden war, schrieb er in das Attest, welches er den Mädchen auszustellen hatte, nur das eine Wort: „Gewiesen", und davon hat das Dorf dann später seinen Namen bekommen.

219. Der Hühnerberg bei Gr. Reetz.

Nicht weit von Gr. Reetz liegt der Hühnerberg, an dessen Fuße sich ein kleiner See befindet. Von diesem See und dem Berge wird Folgendes berichtet: Ein unverheiratheter Jägersmann sah einst bei seinem Rundgange durch den Wald eine Jungfrau sich im See baden. In dem Glauben, daß es ein Mädchen aus dem Dorfe sei, schlich er sich leise heran und nahm ihr die Kleider mit dem Hemde fort. Als die Jungfrau das sah, verließ sie das Wasser und eilte dem Jäger nach, den sie bat, ihr die Kleider, oder doch wenigstens das Hemde zurückzugeben. Doch der Jäger ließ sich nicht erbitten. Da erzählte sie ihm, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei und ohne das geraubte Hemde nicht zurückkehren könne. Jetzt aber wollte der Jäger das Hemde erst

recht nicht herausgeben, und die Jungfrau war nun genöthigt, ihm in das Jägerhäuschen zu folgen, wo seine Mutter die Haushaltung führte. Der Jäger schloß das Hemde sofort in den Kasten, dessen Schlüssel er beständig bei sich trug. So konnte die Jungfrau nun nicht mehr entrinnen, und nach einiger Zeit willigte sie sogar ein, die Gattin des jungen Jägers zu werden. Einige Jahre später — es waren schon einige Kinder aus dieser Ehe entsprossen — ging der Jäger einmal fort, hatte aber den Schlüssel zu Hause zurückgelassen. Als die junge Frau das bemerkte, drang sie mit Bitten und Liebkosungen so lange in ihre Schwiegermutter, bis diese den Kasten öffnete und ihr das Hemd zeigte; denn die verwünschte Prinzessin konnte selbst die Truhe nicht öffnen. Im Nu hatte sie das Hemde ergriffen und übergeworfen, und dann war sie spurlos verschwunden. Als der Jäger heimkehrte, erzählte ihm die Mutter, was vorgefallen war. Er schalt zwar, machte sich aber gleich auf, um seine Frau zu suchen. Er kam auf den Hühnerberg und ließ sich in die auf dem Gipfel befindliche Oeffnung hinunter. Bald langte er vor dem unterirdischen Schlosse an, welches von einem hohen und starken eisernen Gitter umgeben war, und vor dessen verschlossenem Thor ein großer, schwarzer Hund lag. An seinem Halse hing ein beschriebenes Papier, welches die Anweisung erhielt, wie der Jäger ungefährdet in das Schloß gelangen könne. Bald stand er vor der Prinzessin, die ihn herzlich begrüßte und ihm ein Glas Wein reichte, aus dem er sich Kraft zur Ueberwindung der ihm bevorstehenden schweren Arbeit trinken sollte; denn um Mitternacht werde der Böse kommen, um ihn aus dem Schlosse zu vertreiben und ihre Erlösung zu vereiteln. — Worin die Aufgabe bestand, wußte die Erzählerin, eine alte Frau in Wusseken bei Bütow, nicht mehr anzugeben. Doch gelang die Erlösung, und der Jäger erhielt, nachdem das Schloß auf die Erde gerückt war, seine geliebte Frau wieder.

220. Quelle bei Gr. Reetz.

Bei Gr. Reetz liegt ein hoher Berg, an dessen Fuß früher ein sehr starker Quellbrunnen gewesen ist. Jeden Morgen schwamm auf demselben eine weiße Gans, und mit jedem Tage wuchs die Wassermenge so sehr, daß die Leute Angst hatten, der ganze

Ort würde überschwemmt werden. Kluge Leute gaben deshalb den Rath, man solle ein Kind hineinwerfen. Das geschah, und das Wasser sank. — Andere erzählen, man habe eine weiße Gans hineingeworfen, und das Wasser sei in Folge dessen gesunken.

221. Der Steinkreis bei Wendisch-Buddiger.

Nicht weit von Wendisch-Buddiger, dicht an der Landstraße, sah man noch im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts elf große Steine — erratische Blöcke — in einem Kreise von ca. 2 Ruthen Durchmesser; mitten im Kreise lag ein größerer Stein, neben diesem ein kleinerer. Die Steine in der Kreislinie waren in gleicher Entfernung von einander gesetzt, und der Kreis bildete eine richtige mathematische Figur. Diese Stätte, ohne Zweifel eine alte slavische Opferstätte, war von jeher unbeackert und unbenutzt geblieben, und nur dem Schäfer, der dort seine Schafe hütete, dienten die Steine zum Sitzen. Heute sind sie verschwunden und die Fläche wird beackert. Die Steine sollen verwünschte Menschen gewesen sein. In Buddiger und Umgegend, so erzählte man, herrschte zu wendischer Zeit ein Knäs, der hart und grausam war, die Bauern schindete und ihnen Lasten auferlegte, die sie zuletzt nicht mehr tragen konnten. Beizukommen war ihm nicht, denn seine Knechte und Hunde schützten ihn, und es blieb den Bauern nur ein Mittel, sich mit dem schwarzen Gott gegen den Tyrannen zu verbünden. Sie riefen den Gott an und dieser citirte die 12 ältesten und angesehensten Bauern in einer Sommernacht auf eine Stelle im Walde, um hier mit ihnen den Vertrag zu schließen. Die Bauern erschienen und stellten sich im Kreise auf, der Schulz in ihrer Mitte, und neben ihm stand der schwarze Gott und hörte ihre Bitte an. Sie verlangten Beseitigung des grausamen Grundherrn, und der schwarze Gott versprach ihnen Erfüllung dieser Bitte, wenn sie sich ihm zu eigen ergäben. Dies wurde ihm zugesagt, doch unter der Bedingung, daß vor dem Hahnenschrei der Tyrann entfernt und sie davon unterrichtet wären. Während der Schwarze sich nun durch die Luft davon machte, setzten sich die Bauern im Kreise hin und beriethen, wie sie den Bösen los werden könnten. Sie beschlossen, die Hähne im

Dorf zum Krähen zu bringen, und den schwarzen Gott, wenn er zurückkäme, mit Lobgesängen auf den weißen, guten Gott zu empfangen, denn dieser sei der oberste Gott, dem alles unterthan sei. Einer der Bauern eilt nach Hause und trägt seiner Frau auf, den Hahn zum Krähen zu bringen, und kaum ist er wieder an seinen Platz zurückgekehrt, da krähen schon die Hähne im Dorf. Unterdessen hatte der schwarze Gott den Knäs umgebracht, und schon war er dem Kreise nahe, als er die Hähne krähen und die Bauern einen Lobgesang auf den guten Gott anstimmen hörte. Er hatte verloren und wuthschnaubend fuhr er um den Kreis herum, berührte die Bauern mit der Wünschelruthe und verwandelte sie in Steine, ebenso den Schulzen in ihrer Mitte. Doch auch ihn verwandelte der gute Gott in einen Stein, neben dem Schulzen stürzte er nieder.

Nach einer schriftlichen Mittheilung des pensionirten Bürgermeisters Herrn Sassenhagen in Leba.

222. Mann ohne Kopf.

Ein Mann aus Bartin ging früher oft nach einem benachbarten Dorfe, um dort Karten zu spielen. Als er eines Abends nach 11 Uhr nach Hause zurückkehrte, gesellte sich im Walde eine große Gestalt ohne Kopf zu ihm. Dem Manne wurde sehr angst, so daß ihm der Schweiß aus allen Gliedern brach. Endlich kam er an einen Kreuzweg; da blieb die Gestalt stehen, und es erhob sich ein furchtbares Gesause in der Luft, so daß der Mann glaubte, der Wald stürze über ihm zusammen. Eine Stimme aber rief ihm zu: „Schaden kann ich Dir zwar nicht, aber ängstigen will ich Dich gehörig.“ Seitdem ist der Mann nicht wieder zum Kartenspielen gegangen.

223. Der schwarze Brunnen.

Wenn man von Culsow nach Bartin geht, sieht man, etwas jenseits der Hälfte, zur rechten Hand, ein Moor. In demselben befindet sich der sogenannte schwarze Brunnen (schwart Born), ein tiefes Wasserloch, von welchem folgende Sage geht: Zwischen der Bartiner und der Stolper Kirchengemeinde war einmal Streit über die Kirchenglocken ausgebrochen. Es sollten nun die Glocken von

dem einen Orte zum andern gebracht werden; aber als sie bis zum schwarzen Brunnen gekommen waren, da fingen sie plötzlich an zu läuten, sanken vom Wagen herunter und verschwanden in der Tiefe des Brunnens. An allen großen Festen aber kommen sie des Nachts aus der Tiefe und klingen. Hirten und auch andere Leute wollen sie öfter gehört haben. Auch erzählt man, daß zu gewissen Zeiten eine Kutsche mit 4 Pferden aus dem Wasserloch herauskomme.

224. Die Unterirdischen.

Ein Schäfer treibt einmal mit seinen Schafen durch einen Hohlweg, in dem sich eine Erdspalte befindet. Mit einem Mal sieht er zwei kleine Kinder mit rothen Mützen vor der Heerde gehen, die sich mit den Händen gefaßt haben und deren Köpfe kaum über die Schafe reichen. Er ging hinzu, als er aber nach vorn kam, waren sie verschwunden. Er hat deshalb geglaubt, daß es welche von den Unterirdischen gewesen sind.

225. Vom Geldluttern.

In einem Dorf im Rummelsburgischen wird einmal gebrakt. Alle sind beim Backofen und helfen, nur eine Frau ist zurückgeblieben, um das Abendbrod zu bereiten. Wie sie nun Feuer anmachen will, fehlt ihr das Feuerzeug. Da sieht sie draußen ein Feuer brennen, sie läuft hin und holt die Schürze voll Kohlen; als sie sie jedoch auf den Herd werfen will, sind sie erloschen, worauf sie sie hinter die Thür bei den Besen wirft. Noch zweimal läuft sie hin, aber immer geht es ihr ebenso. Als sie am Morgen die Stube ausfegen will, sind die Kohlen zu Gold geworden.

Streiche der Darsikower.*)
(226—243.)

226. Als der alte Schulze in Darsikow gestorben war, verblieb sein Sohn Hans im Amte des Vaters, um der Gemeinde

*) Das Dorf ist wegen der Streiche seiner Bewohner berüchtigt und heißt deshalb noch jetzt im Volksmunde „dumme Doarschk." Die beiden plattdeutschen Stücke wurden mitgetheilt vom Seminaristen Kunow aus Reinfeld.

mit Raih und That beizustehen. Jedermann mußte sich seiner Anordnung fügen. Kam etwas vor, so ließ Hans die Leute zu einer Besprechung zusammenkommen. Sonntag oder Festtag war dann, wenn Hans die rothe Hose an hatte.

227. Einst schlachteten die Darsikower ein Schwein. Da sie das Wurstmachen nicht verstanden, machten sie aus dem ganzen Darm des Thieres nur eine Wurst. Beim Kochen derselben kamen sie aber in große Verlegenheit, denn obgleich sie den größten Kessel, der sich im Dorfe vorfand, herbeiholten, war die Wurst doch zu lang, um ihrer ganzen Länge nach in demselben Platz zu finden. Sie wußten sich weder zu rathen noch zu helfen. Da plötzlich hörten sie hinter sich das Geschrei eines Gänserichs, und der Klügste von ihnen rief: „Hört nur, zwiefach sollen wir die Wurst in den Kessel thun!" Der Rath des Gänserichs wurde also befolgt, man brachte die Wurst in eine gewundene Lage und kochte sie. Als sie gar war, kamen die Bauern in neue Verlegenheit, denn alle Versuche, die Wurst zu theilen, erwiesen sich als unpraktisch. Endlich kam Schulzen Hans auf einen guten Gedanken: Jeder Bauer mußte die Wurst, an dem einen Ende anfangend, dreimal um der Hals wickeln und dann durchbeißen; das abgebissene Stück gehörte ihm. So ging es fort, und jeder bekam seinen Antheil.

228. In Darsikow verstarb der Schneidermeister und die Gemeinde kam in große Verlegenheit, denn sie wußten nicht, woher sie einen neuen nehmen sollten. Eines Tages kam Schulzen Hans vom Felde, rief seine Bekümmerten zusammen und erzählte ihnen voll Freuden, daß er einen neuen Schneider wüßte. Sogleich wurde angespannt, und Hans fuhr mit den Bauern nach dem Lippkedannsee, wo er ihnen einen großen Krebs mit seinen Scheeren zeigte. Der Krebs wurde ins Dorf gebracht und als Dorfschneidermeister angestellt; dann holte man ein Stück Zeug, setzte den Krebs darauf und schnitt, wie er kroch. Die Schneiderei wollte aber keinem gefallen, und als das ganze Stück Zeug verdorben war, waren sie über den Schneider so erzürnt, daß sie einstimmig beschlossen, ihn zu tödten. Das Urtheil lautete: „Versäufen."

Aber nicht in seiner Heimath, dem Lippkedannsee, sollte er ersäuft werden, sondern in einer Torfkuhle. Er wurde gebunden und auf einem Kahn nach der bezeichneten Stelle im Moor gebracht; dort wurden ihm die Fesseln abgenommen, und auf Hansens Befehl wurde er ins Wasser geworfen. Die Bauern aber standen am Rande der Torfkuhle und erwarteten seinen Tod. Als er nun in seinem gewohnten Element mit dem Schwanze klatschte, da riefen sie hocherfreut aus: „Seht, wie bitter ist der Tod!" Darauf fuhren sie nach Hause und veranstalteten ein Begräbnißmahl.

229. Der Schäfer in Darsikow wollte Schulzen Trine heirathen, aber Hans wollte es nicht leiden. Er ließ die Bauern zusammenkommen, und man beschloß, den Schäfer zu ersäufen. Dieser wurde nun in eine Tonne gesperrt, in deren Boden ein Loch gebohrt war, und fort ging's mit ihm ins Moor. Als sie nicht mehr weit vom Moor waren, rief die Klapper zum Mittag; deshalb kehrten die Bauern um und ließen die Tonne mit dem Schäfer auf dem Berge stehen. Da kam der Schäfer aus Podewilshausen, und als er hörte, daß der Darsikower Schäfer in der Tonne sei, fragte er, was er verbrochen hätte. Der Darsikower sagte, er solle Schulzen Trine heirathen und wolle nicht, und deshalb wollten ihn die Bauern ersäufen. Der aus Podewilshausen erwidert darauf: „Laß mich in die Tonne, ich werd' Schulzen Trine heirathen!" Er läßt sich nun in die Tonne sperren und der Darsikower Schäfer macht sich davon. Nach dem Mittagessen kamen die Bauern wieder, um den Schäfer zu ersäufen, der aber schreit: „Ich will gern Schulzen Trin heirathen." Doch die Bauern wurden dadurch nur noch böser gemacht und warfen ihn ins Wasser. Am Abend kam ihr Schäfer, den sie ersäuft zu haben glaubten, mit seiner Heerde ins Dorf, und alle machten große Augen und fragten ihn, wie er zu den vielen Schafen gekommen sei. Er sagte den Bauern vor, er hätte sie aus dem Moor geholt. Am andern Tage trieb er die Schafe ans Moor, und zwar von der Sonnenseite her, und die Bauern glaubten die Schafe auf dem Wasser gehen zu sehen. Da fragte Hans den Schäfer, auf welche Weise er die Schafe aus dem Wasser bekommen hätte, und der macht dem Hans weiß, er hätte sie vom Grunde herauf-

geholt, sie sollten sich auch nur auf den Grund herablassen, dann könnten sie sich auch welche herausholen; aber das Wasser sei sehr tief, und deshalb müßten sie einer dem andern an die Füße fassen. Hans war sofort bereit, er sprang hinein, und als das Wasser über ihm zusammenschlug und er anfing zu blubbern, da rief der Schäfer: „Nu hat er den Klockenhammel!“ Die Bauern sprangen nach und ertranken alle. Das Moor aber heißt noch bis auf den heutigen Tag das Schäfermoor.

230. Im Garten des Bauern Mix stand an einem kleinen Tümpel eine Weide, die sich über das Wasser gelehnt hatte. Hans rief die Gemeinde zusammen und fragte, was wohl der Weide fehlen möchte. Die einstimmige Antwort war: „Sie hat Durst.“ Hansen leuchtete das ein, und er schlug vor, den Baum trinken zu lassen. Dazu wolle er selbst auf den Baum klettern, oben an der Spitze anfassen und sich dann herunterhängen lassen; dann sollte immer einer dem andern an die Füße fassen, bis der letzte auf der Erde stände. So geschah es auch. Aber da es Hansen zu schwer wurde, wollte er sich in die Hände spuken. Mit einem Mal lagen sie alle auf der Erde und nun konnten sie ihre Füße nicht wieder aus einander finden. Wie sie sie aber doch schließlich fanden, ist bekannt.

231. Eines Sonntags gingen die Darsikower Bauern nach Versin in den Krug. Auf dem Rückwege kamen sie an ein Feld Flachs, der grade in voller Blüthe stand. Es wurde Rath gehalten, was das wohl sein möchte. Hans sagte: „Dies ist das blaue Meer, hier können wir nicht durchgehen, wir müssen durchschwimmen.“ Es waren ihrer zwölf. Alle legten sich auf den Bauch und ampelten sich durch das Flachsfeld hindurch. Auf der andern Seite angekommen, zählt Hans: „Ik bin ick, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11!“ Einer fehlte also. Als sie nun im blauen Meer nach dem Verlorenen suchten, kam der Kuhhirt aus Podewilshausen und fragte, was da los wäre. Hans erklärte ihm, daß sie durch das blaue Meer geschwommen wären und daß einer dabei ertrunken wäre. Der Hirt führte sie nun zu einem frischen Haufen Kuhdung, da mußten sie ihre Nasen hineinstecken, und als Hans nun die Löcher nachzählte, waren es zwölf.

232. Einmal kam Hans auf den Gedanken, Salz zu säen. Es wurde ein Stück Land von 10 Morgen grade vor dem jetzigen Schulhause dazu ausersehen und mit Salz besät. Eines Tages kam der Bulle vom herrschaftlichen Hofe und verirrte sich im Salzgarten. Hans, böse darüber, rief die Gemeindemitglieder zusammen, und man berieth, ob der Hund des Kuhhirten oder dieser selbst den Bullen aus dem Garten treiben sollte. Man beschloß, daß der Hirt selbst es thun solle, aber damit er nicht den Salzgarten zertrampele, solle er von 4 Mann auf einer Mistberge hineingetragen werden. So geschah es denn auch. Der Salzgarten ist jetzt Schulacker.

233. Das Schulhaus in Darsikow mußte gedeckt werden. Da es aber im Frühjahr an Stroh fehlte, sollte es bis zur Ernte bleiben. Nicht lange, nachdem das Dach mit dem frischgedroschenen Stroh gedeckt war, keimten die zurückgebliebenen Körner, so daß das ganze Dach einem Kornfelde glich. Es wurde nun vorgeschlagen, daß man das Kornfeld abmähen sollte, Hans aber fürchtete, es möchte ein Unglück dabei geschehen, und schlug deshalb vor, den Bullen aufs Dach zu ziehen, damit er das Korn abfresse. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Man legte dem Bullen eine Kette um den Hals und zog ihn herauf. Als er bis ans Dach gezogen war, steckte er die Zunge heraus, und voll Freuden riefen die Zuschauer: „Seht, wie er schon mit der Zunge leckt!“ Als man ihn aber herunterließ, war er todt!

234. Hans und seine Mutter besuchten einmal Verwandte in Klein Gansen. Auf dem Rückwege trafen sie einen Mann, der in einem Korbe etwas Verdecktes trug. Hans fragte, was in dem Korbe wäre, und der Mann sagte: „Ein Maushund!“ Hans bekam Lust, den Maushund zu haben, und erstand ihn für einen Thaler. Als er eine Strecke gegangen war, fiel ihm ein, daß er nicht darnach gefragt habe, was der Maushund fresse; er kehrte deshalb um und eilte dem Verkäufer nach. Dieser aber meinte, Hans wolle seinen Thaler wieder haben, und lief, was er laufen konnte. Hans rief: „Was frißt der Maushund?“ und der schrie in seiner Angst: „Alles!“ Hans kam zurück und erzählte

es seiner Mutter, „Herr Gott“, ruft diese aus, „dann frißt er auch Menschen.“ Mit der größten Vorsicht wird nun das Unthier nach Hause gebracht und vorläufig in das Gefängniß gesperrt. Dann beruft Hans eine Versammlung, erzählt den Vorgang und räth dann, das Gefängniß anzustecken und den Maushund zu verbrennen. Seit jenem Tage giebt es in Darsikow kein Gefängniß.

235. De Biure in Doarschke finge eis eie Schwinägel im ripe Roage. As sei dit Ding seige, schleige sei in de Hing' un säde: „Wat is dat? So wat hebb wi goar nich seie.“ Sei leipe na Hius, reipe de ulle Vaders un säde tau är: „Wie hebbe eie wungerlich Ding funge; kamt und bekiekt juch dat!“ Dei kinge dat ook nich un ginge na Hius. Niu halde de Biure de klauke Lied' iutm Därp, de Schmitt, de Scheper un de Meller. Dei kinge dat Ding ook nich. Niu säde de junge Biure: „Wi mutte Schulte Hase hale.“ Denn däre heile sei fär de allerkleikste im Därp. Ungerwägs säd' Schulte Has': „Wenn ik dat Ding seih, war ik dat ook naug kenne.“ Hei kam, keek dat Ding an un mauk greot Ogen. Hei säd', hei king' dat Ding nich genau, aber na sine Meining' weer dat entweder eie jung Wulf oder ne ull Rapphenn. Niu ging hei ook na Hius un leit de Biure stahe. Dei halde sik ne lange, greote Wage, foarde dat Schwinägel na Hius un schmäte dat in ne leddig Schien. Dei stekde sei an un verbringe dat Schwinägel un de Schien. Doa laagde sei un säde: „Niu kän wi ruhig schlape.“

236. As de Biure in Doarschke to de Irnt eie Faß Beier kewde, bregde sie dat tau Schulte Hase; dei sull doarna seie, dat biem Verdeilen alles regelrecht tauging'. Dat was am Sinawend. Am Sinndag wulle de Biure alle in de Kirch gahe. Eie schull aber biem Faß bliewe. Keie wull doa bliewe, Schulte Has' ook nich. Dei hedd aber ne greote Hund, däre bingde sei anne Tappe. As niu fremd' Lied' värbi keime, wull de Hund sei biete. Hei reet de Tappe iut, un all dat Beier leip iut un mauk ne greote Grawe, dei wart noch hiet d e B e i e r g r a w' nennt.

237. Von andern wird die Geschichte anders erzählt. Als Schulzen Trine Hochzeit machte, blieb Hans zu Hause, um nach Ordnung zu sehen. Sein Hund schnüffelte in der Küche umher, und weil Hans glaubte, er könne sich bei den Braten machen, band er ihn in der Kammer an den Krahn eines Bierfasses. Aber der Hund reißt den Krahn aus, und das Bier läuft in die Kammer, dann auf die Straße und nach dem Lippkedannsee und reißt einen tiefen Graben aus, der noch jetzt Biergraben heißt. Um Kammer uud Stube wieder trocken zu machen, nahm Hans ein Paar Säcke mit Mehl und streute Kammer und Stube damit aus.

238. Eines Tages kommt Hans vom Felde. In der Stube sitzt in einer Tonne die Gans auf Eiern und brütet. Da sie grade ein Bedürfniß hat, sagt sie in der Tonne: „Tott, tott!“ Hans gebietet ihr Ruhe, aber die Gans kümmert sich nicht darum; da nimmt er das Beil und haut ihr den Kopf ab. Aus Angst vor der Mutter verkriecht er sich in eine Theertonne, und dann, weil er sich hier nicht wohl fühlte, in eine Federtonne; zuletzt wirft er die todte Gans aus ihrer Tonne heraus und setzt sich auf die Gänseeier. Er will nun seine Mutter glauben machen, er sei eine Gans geworden, denn auf alles, was sie ihn fragt, antwortet er nur in der Gänsesprache: „Tott, tott!“

239. Einmal fuhr Hans nach Stolp zum Wochenmarkt. Dort sah er einen Wagen mit Kürbissen stehen. „Was ist das?“ fragt Hans, „Das sind Pferdeeier,“ wird ihm geantwortet. Weiter wird Hans belehrt, er müsse sich auf einen hohen Berg begeben und auf das Ei setzen, und nach 4 Wochen werde das Füllen auskriechen. Als Hans schon längere Zeit auf dem Ei gesessen, will er es umkehren, wie auch die Gans die Eier umkehrt; dabei war er aber ungeschickt, und das Ei lief den Berg herunter und schlug auf einen Wachholderstrauch, hinter dem ein Hase saß. Erschreckt lief dieser davon, und Hans eilte hinter ihm her und rief: „Hisch, hisch! Hisch, hisch! Kennst Du denn Deine Mutter nicht?“ Hans glaubte, er hätte das Füllen ausgesessen.

240. Schulzen Hans brauchte Geld und sagte zu seiner Mutter: „Ich werde eine Kuh nach Briesen zum Markt bringen.“ Die Mutter war damit einverstanden und gab Hansen die Lehre, die Kuh nicht an einen solchen zu verkaufen, der viel rede, denn das seien alles schlechte Handelsleute. Hans kam nach Briesen, und wenn ein Käufer kam und fragte: „Wieviel soll die Kuh kosten?“ so sagte Hans: „Geh, Du wirst die Kuh nicht kaufen, Du redest zu viel.“ Dabei blieb er. Beim Nachhausetreiben traf er am Wege nach Gloddow ein Kreuz, woran ein kleiner Junge genagelt war. Hans fragte: „Willst Du die Kuh kaufen?“ Er erhielt keine Antwort. „Du bist ein vernünftiger Kerl, Du sollst die Kuh haben,“ sagte Hans. Darauf bindet er die Kuh an den Pfahl und geht nach Hause, indem er sagt: „Sonntag werde ich das Geld abholen.“ Als die Nachbarin den Hans ohne Kuh kommen sah, fragte sie: „Wieviel hast Du für die Kuh bekommen?“ „Nen rechten Schät,“ sagt Hans. Nun kommt er zur Mutter, der sagt er, er habe 50 Thaler bekommen und Sonntag solle er das Geld abholen. Am Sonntag geht Hans zu seinem Käufer und sagte: „Zahl Geld!“ Er erhält aber keine Antwort. Da packt er den Pfahl und sagt: „Red' doch!“ Das Kreuz war aber unten abgefault und stürzte um. Hans machte große Augen, als der Käufer ihm die 50 Thaler richtig auszahlte, und fröhlich ging er seines Weges. (Er fand das Geld in dem am Kreuze (Christusbild) befestigten Kasten.)

241. Der Ausdruck „ein rechter Schät“ soll daher kommen. Hansens Mutter hatte kein Sieb und mußte sich von ihrer Nachbarin eins borgen, wenn sie Korn sieben wollte. Der Nachbarin wurde dies mit der Zeit über und sie sagte: „Haltet Euch Euren Schät allein!“ Da kaufte Hansens Mutter selbst ein Sieb und sagte: „Das ist man recht gut, nun haben wir doch unsern Schät allein.“

242. Hans ging auf die Heirath, nahm sich aber einen Heirathsvermittler mit. Unterwegs ertheilte dieser dem Hans Instruktion: „Wenn wir hinkommen, giebt es zuerst Eier, die pulst Du ab, schneidest sie in vier Theile, steckst jedes Stück auf die

Gabel und ißt. Zum Mittag giebt es Erbsen, die ißt Du mit dem Löffel, und wenn Du anhalten sollst, werde ich Dir auf den Fuß treten." Denn Hans war auch ein Vielfresser. Sie verspäteten aber und kamen erst kurz vor Mittag an; deshalb bekamen sie kein zweites Frühstück mehr. Zum Mittag gab es Erbsen. Hans nimmt eine Erbse aus der Schüssel, pult sie ab, schneidet sie in vier Stücke, steckt jedes auf die Gabel und ißt. Als er mit einer Erbse fertig war, trat ihm der Hund unter dem Tisch auf den Fuß, und Hans war nicht zu bewegen, noch mehr zu essen. Nachmittags gab es statt des Kaffees Eier. Hans nimmt den Löffel, füllt sich eine Portion auf den Teller, und mit Hose und Wamms müssen die Eier in den Untergrund.

243. Auch soll sich der Sage nach in der Nähe von Darsikow ein Lindwurm aufgehalten haben. Die Bewohner des Dorfes zogen wiederholt mit Sensen, Heugabeln und Aexten bewaffnet in das Moor zwischen Darsikow und Reddies, wo das Ungeheuer sich gewöhnlich aufhielt, um es zu tödten; sobald sie desselben jedoch ansichtig wurden, kriegten sie Angst und liefen davon. Endlich soll es Schulzen Hansen gelungen sein, das Unthier zu bekämpfen und zu verbrennen.

VI. Kreis Bublitz.

244. Der Name von Bublitz.

Schmidt, die Bedeutung der pommerschen Städtenamen, erwähnt eine Deutung des Namens, die er wegen ihrer Anstößigkeit nicht mittheilt. Dagegen erzählte eine alte Frau, die aus der Bublitzer Gegend stammte, Bublitz habe in früherer Zeit einem Fürsten, mit Namen Bubli*) (Bubbel), gehört, und von ihm habe die Stadt den Namen erhalten.

245. Berge bei Bublitz.

Der Kuhstechersberg soll daher seinen Namen haben, daß an ihm die Franzosen 1806 die Kühe todtgestochen haben. Auf dem Galgenberg war früher der Richtplatz und Galgen. Auf dem Rittersberg, dem Jakobsberg, dem großen und kleinen Burgwall haben früher Raubritter gehaust, die unter sich in Verbindung standen und sich auch gegenseitig Hülfe leisteten.

246. Die Familie Laube.

Von Simon Lode, der von den Colbergern um 1512 wegen Straßenraubes gefangen genommen und hingerichtet wurde, leben noch jetzt Nachkommen in Pommern. Die Loden sollen, wie man sich jetzt erzählt, Fürsten auf Gust gewesen sein. Die letzten von ihnen waren zwei Brüder und eine Schwester. Während eines

*) Poppe von Bartiskow? vgl. Wutstrack S. 206.

Krieges sollen ihre Güter confiscirt worden sein, weil sie etwas verschuldet hatten. Der eine von den Brüdern ging nach Stargard, wo noch jetzt ein Schuhmacher Laude lebt, der andere wurde Schulmeister. Seine Nachkommen leben im Rummelsburgischen.

247. Untergegangene Kirche in Rühlow.

Bei Rühlow, das in einer wasserarmen Gegend liegt, befinden sich zwei kleine Teiche, die stets Wasser halten, auch wenn sonst im Sommer das Wasser aus Brunnen und Gräben geschwunden ist. An der Stelle des einen Teiches, der etliche 100 Quadratmeter umfaßt, soll in früherer Zeit, ehe die Kirche zu Gust gebaut wurde, eine Kirche gestanden haben, und noch jetzt hört man am Charfreitag die Glocken aus der Tiefe desselben hervorklingen.

Die Wallburg im Virchowsee.
(248—249).

Die Wallburg, auch das Schwedenlager genannt, liegt eine halbe Meile östlich von Wurchow auf einer ursprünglichen Insel des Virchowsees. Ihr gegenüber liegt auf dem östlichen Ufer, etwa eine halbe Meile von Sassenburg entfernt, die Wurtburg, ein Sandberg, auf welchem einst ein Schloß gestanden hat. Auch auf der Wallburg soll früher ein Schloß gestanden haben. Von diesen beiden Burgen wird folgende Sage erzählt.

248. Ein heidnischer Prinz von slawischer Abkunft bewohnte die Wallburg und eine christliche, deutsche Prinzessin die Wurtburg. Beide liebten sich. Da aber die böse Stiefmutter der Prinzessin, welche diese haßte, das Verhältniß nicht dulden wollte, so sah sich der Prinz, um die Prinzessin zu sprechen, genöthigt, des Nachts durch den See auf einem Schimmel zu reiten. Der See hat zwischen den Burgen viele flache Stellen, wo das Pferd Grund fassen konnte und so den weiten Weg nur theilweise schwimmend zurücklegen durfte. Eine Lampe, welche die Prinzessin auf der Wurtburg des Abends anzündete, zeigte dem Prinzen den Weg, welchen er zu nehmen hatte. Die Stiefmutter, welche das Anzünden der Lampe bemerkt und Verdacht geschöpft hatte, löschte

in einer Nacht dieselbe heimlich aus, als der Prinz den Ritt unternommen hatte; der Leuchte beraubt, verfehlte er die flachen Stellen im See und ertrank mit dem Pferde. Als am andern Morgen sein Leichnam und das todte Pferd von den Wellen an das Ufer der Wurtburg geworfen wurden, stürzte sich die Prinzessin in den See und ertrank gleichfalls.

Die Stelle im See, wo der Prinz ertrunken ist, friert selten zu und wenn es geschieht, so entsteht sogleich ein Riß in dem Eise, welcher von der Wallburg bis nach der Wurtburg geht und den Weg anzeigt, den der Prinz genommen hatte; im Sommer bezeichnet ein heller Streifen in dem See diesen Weg.*)

Balt. Studien 25. S. 32.

249. Nach einer anderen Erzählung mißbilligte der Vater des deutschen Fräuleins selbst die Liebe seiner Tochter zu dem Ritter auf der Wallburg; doch war es der Wind, der das Licht ausblies; der Ritter verfehlte die Fuhrt, verwickelte sich in dem Gewirre der Schlingpflanzen und ertrank. Als das Fräulein die Leiche am Ufer fand, warf sie sich über den Geliebten und gab den Geist auf. Der Vater verließ die Wurtburg, d. h. die Sassenburg; wohin er sich gewendet hatte, erfuhr niemand. Die Burg zerfiel, und die Angehörigen derselben siedelten sich am Ufer des Sees an und gründeten das heutige Sassenburg.

250. Der Schatz im Köterberg.

Von dem großen Köterberge bei Sassenburg erzählt man, daß dort in einer Vertiefung, dem sog. Kessel, ein Schatz vergraben liege, welcher in der Johannisnacht gehoben werden könne. Beim Heben darf aber kein Wort gesprochen werden, sonst verschwindet der Schatz.

251. Die Maränen im großen Bölzigsee.

An den bewaldeten Ufern des großen Bölzigsees, auf der Feld-

*) Der Grund dieser Fuhrt ist weißer Kalkmergel, welcher dem Wasser die weiße Farbe giebt.

mark des hübschen Gutes Kl. Wittfelde, erhob sich einst stolz und groß der Sitz eines polnischen Starosten, um dessen bildschöne Tochter, der „Stern von Polen“ genannt, Freier in unabsehbaren Schaaren warben. Unter ihnen war ein stattlicher Mann, der aber einen verunstalteten Fuß hatte, weshalb ihm die junge Polin, ungeachtet aller seiner sonstigen Vorzüge, einen Korb gab. Dennoch wollte derselbe durchaus zum Ziele gelangen und versuchte dies durch eine Wette, bei der er darauf baute, daß ihr Vater als ein Feinschmecker und Leckermaul allgemein bekannt war. Bei einem schwelgerischen Gastmahl schlug er dem Starosten die Probe vor, welche Küche das schmackhafteste Gericht liefern könne. Als Preis wurde von der einen Seite die Hand der Tochter, von der andern sein ganzes, drüben überm Wasser liegendes Besitzthum festgestellt. Dieser Freier war aber der Teufel selbst, der angelockt von den Reizen des schönen Menschenkindes hier weilte und unerkannt gar arg sein Wesen trieb. In der nächsten Nacht zog er nun nach einem fernen See — vielleicht in Savoyen, und holte sich von dort Maränen. Auf der weiten Reise war jedoch sein Fischbeutel durchgescheuert, und so fielen, als er grade über den Bölzigsee flog, eine Menge Maränen heraus und in das schöne, klare Wasser. Außerdem hatte der Teufel auch noch ein anderes Unglück; der geschickte Koch, auf den er sich bei der Wette verlassen, war nämlich, seine Abwesenheit benutzend, geflohen, und so blieb ihm nun nichts weiter übrig, als die Fische selbst zu bereiten. Wenn auch in vielen andern, so war der Böse doch nicht in der Kochkunst sehr bewandert; statt die Maränen daher zu braten oder zu räuchern, kochte er eine keineswegs wohlschmeckende Speise daraus. Der Starost war indessen von seinen Leuten besser bedient, denn gleich am nächsten Morgen fing sein Fischer einige von den verlorenen Maränen, welche so zubereitet und geräuchert wurden, daß dem betrogenen Teufel seine eigenen Fische als das delikateste Gericht der Welt vorgesetzt werden konnten.

Der arme Teufel hatte seine Wette also verloren; um sich aber dafür zu rächen, flog er hinunter zur Hölle und holte einen gewaltigen Sack voll Steine herauf, um damit den Bölzigsee zu verschütten. Aber auch dies sollte ihm nicht gelingen, denn in seiner Hast zer-

riß der Sack, und die Steine fielen in dichtem Regen über die ganze Gegend. In größter Wuth schüttete er den ganzen Rest aus dem Sack über sein verlorenes Besitzthum und verwandelte noch dazu alle schönen Apfelbäume desselben in Wildlinge mit ungenießbaren Früchten*), wovon dies am meisten mit Steinen gesegnete Gut noch bis auf den heutigen Tag den Namen Hölkewiese trägt. Die übriggebliebenen Maränen vermehrten sich im Bölzigsee und verpflanzten sich durch Flüsse und Bäche auch in die übrigen Seen der Umgegend.

Volksgarten 1864. S. 671. (C. Ruß, die Maränen).

---

*) Hölken, d. h. Höltken, auch Hilken, Hiltken.

VII. Kreis Cöslin.

Der Teufelsdamm im Lüptowsee.

(252—253).

252. In unmittelbarer Nähe des Gutes Bonin erhob sich in alter Zeit die Burg eines Ritters. Seine Besitzungen lagen theils auf dieser, theils auf jener Seite des Lüptowsees, und um von der einen zur andern zu gelangen, mußte er stets den beschwerlichen Umweg um den ganzen See machen. Eine Ueberfahrt war wegen der vielen Untiefen, die sich grade an dieser Stelle des Sees befanden, ebenfalls sehr beschwerlich, ja fast unmöglich. Nun geschah es einmal in einem nassen Frühjahr, daß dem Ritter bei der Fahrt um den See die Fuhrwerke in den aufgeweichten und aufgetriebenen Wegen stecken blieben und mehrere Pferde sich dabei so verletzten, daß sie getödtet werden mußten. Aergerlich über diesen Verlust rief der Ritter aus: „Ich möchte meine Seele darum geben, wenn ich statt dieses Umweges einen näheren, besseren mitten durch den See haben könnte.“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, so stellte sich auch schon Meister Uriel ein. „Ich nehme Dich beim Worte,“ sprach er; „wenn Du mir Deine Seele verschreibst, so will ich Dir bis zum Hahnenschrei den gewünschten Weg schaffen.“ In seinem Aerger nahm der Ritter den Vorschlag an, und sobald es Nacht wurde, spannte sich der Teufel in die Karre und begann sein Werk. Aber das Schicksal machte ihm doch einen Strich durch die Rechnung. Eine alte Frau wollte am nächsten Tage junge Hühner auf dem Markt zu Cöslin verkaufen, und um rechtzeitig einzutreffen, machte sie sich vor Tagesgrauen auf den

Weg. Als sie an die Stelle kam, blieb sie verwundert über das seltsame Schauspiel stehen. Dem Ritter war indeß auch bei seinem Handel gar nicht wohl; ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager umher und von Angst gepeinigt machte er sich auf den Weg, um zu sehen, wie weit der Teufel mit seiner Arbeit sei. Er traf zu derselben Zeit am See an, wie die alte Frau. Als er das Werk des Teufels schon so weit vorgeschritten sah, schlug er vor Schreck die Hände über dem Kopf zusammen. Ein helles „Kikeriki“ aus dem Korbe der Frau war die Antwort, — und Satan mußte mit langer Nase abziehen.*)

253. Andere erzählen: Ein Hirte mußte mit seiner Heerde immer um den Lüptowsee zur Weide treiben. Voll Aerger darüber rief er einmal aus: „Wenn doch ein Teufel hier wollte einen Damm durchbauen!“ Da erschien ihm der Teufel und sagte: „Ich will Dir den Damm bauen, wenn Du mein eigen sein willst.“ Der Hirt war dazu bereit, wenn der Damm vor dem ersten Hahnenschrei beendigt wäre. Der Teufel machte sich an die Arbeit und war fast mit derselben fertig, als ihn der Hirt durch eine List um den verheißenen Lohn brachte. Er versteckte sich mit seiner Frau hinter einem Strauche am See, und indem die Frau in die Hände klatschte, ahmte der Mann den Hahnenschrei nach. Der Teufel ließ sich täuschen und machte sich aus dem Staube. — Da wo der Damm gebaut ist, kann man noch heute den See durchwaten.

254. Der Damm im Manowschen See.

Dieser Damm, der nicht ganz über den See geht, soll dadurch entstanden sein, daß ein Herr mit dem Teufel eine Wette einging, er wolle sein eigen sein, wenn der Teufel vor dem ersten Hahnenschrei einen Damm durch den See baue. Als der Teufel bald fertig war, bekam der Herr Angst; ein altes Weib gab ihm den Rath, in die Hände zu klatschen und zu krähen. So wurde der Teufel um seinen Lohn betrogen.

---

*) Vor dem Teufelsdamm hat vor Zeiten wahrscheinlich eine Burg gestanden, denn im Jahre 1870 hat man dort verschiedene Ueberreste von Baulichkeiten, sowie Münzen und alterthümliche Geräthschaften aufgefunden. Die Sage und diese Notiz wurden mir von dem Seminaristen Treichel aus Dörsentin (am Lüptowsee) aus der Dörsentiner Schulchronik mitgetheilt.

255. Der Kobold in Zuchen.

In Zuchen soll sich vor nicht langer Zeit ein Kobold gezeigt haben. Abends pflegte er durch die Luft zu ziehen, einen langen, feurigen Strahl hinter sich lassend. Leute, welche ihn dann sahen, riefen ihm bisweilen „Half Part!“ nach, worauf er ihnen die Hälfte des Geldes, das er bei sich führte, zuwarf. Wurden ihm die Leute aber zu aufdringlich, so bewarf er sie dermaßen mit Unrath, daß sie ihre Kleider vergraben mußten. Seinen Wohnsitz hatte er in einem Bauerhofe. Manchmal soll er, ein Goldkäppchen auf dem Kopfe, die First der Scheune entlang gegangen sein. Bei Nacht hatte er mitunter im Backofen ein helles Feuer, sobald man aber hinzukam, bemerkte man nichts. Gewöhnlich erhielt er täglich eine Schale Milch. Als ihm eines Tages der Knecht die Milch ausgetrunken hatte, hörte man ihn vor dem Hause laut nach seiner Milch rufen. Er ging auch nicht eher, als bis ihm eine neue Portion verabfolgt worden war. Der Knecht aber bekam in der Dunkelheit eine so derbe Ohrfeige von unsichtbarer Hand, daß seine Backe noch lange davon zeugen konnte. Als einst der Müller des Ortes spät am Abend nach der etwas abgelegenen Mühle gehen wollte, erschien plötzlich der Kobold und stellte sich ihm in den Weg. Der Müller geht nach der anderen Seite, wieder ist der Kobold da, und es bleibt dem Mann schließlich nichts weiter übrig, als ins Dorf zurückzukehren und dort zu übernachten.

256. Der gespenstische Kuhfütterer.

Vor mehreren Jahren besaß ein Herr, der sehr jähzornig war, Schloß und Gut Zuchen. Der Kuhfütterer hatte sich einmal einer kleinen Veruntreuung schuldig gemacht, und der Herr prügelte ihn dermaßen durch, daß er kurze Zeit darauf verstarb. Der Schulze des Ortes, von vielen Seiten dazu aufgefordert, machte sich mit einer andern Person auf den Weg nach Cöslin, um von dem Vorfall Anzeige zu machen. Als beide auf dem Gollenberg waren, erschien ihnen plötzlich der Kuhfütterer in seiner gewöhnlichen Kleidung und hatte die Hände über der Brust gefaltet. Als sie neben der Erscheinung waren, verschwand sie. Bald darauf machte eine neue Gespenstergeschichte viel von sich reden. Man hatte nämlich

im Kinderzimmer des Schlosses ein Schlagen an die Fensterscheiben gehört, das von Tag zu Tag stärker wurde. Der Besitzer gerieth schließlich in Besorgniß und ließ vor dem Schlosse Wachen aufstellen. In den Zimmern waren zu gleicher Zeit Knechte postirt. Bei Eintritt der Dunkelheit begann das Schlagen wieder; drei kurze Schläge folgten aufeinander, dann eine kleine Pause und wieder drei Schläge, ohne daß irgend etwas zu sehen war. Als man einst Pellkartoffeln zum Abendbrot hatte, wurden diese von unsichtbaren Händen im Zimmer umhergeworfen. Diese Ereignisse bewogen den Besitzer, den Pastor aus Zanow auf einige Abende nach Zuchen zu rufen. Man blieb in dem Zimmer, betete und hielt Andachten, aber der Spuk trieb sein Wesen weiter. Endlich wurde der Scharfrichter aus Schlawe nach Zuchen berufen. Dieser nahm einen Korb, ging um das Haus herum, mit einem hammerartigen Instrumente an die Eckpfosten desselben schlagend, wobei helles Feuer aus denselben hervorkam, dann brachte er den verbundenen Korb einem dazu bestimmten Knechte. Dieser trug den Korb an die Kleister Grenze, wo ihn der Scharfrichter ausschüttete. Auf die Frage, was in dem Korb gewesen, erwiderte der Knecht, das wisse er nicht, aber er sei sehr schwer gewesen, und als sie fortgegangen seien, habe es entsetzlich hinter ihnen gebrüllt. Leute, welche später dort vorübergingen, wollen ein Geschrei wie von einem kleinen Kinde gehört haben. Man meint aber, daß der Kuhfütterer all jenen Spuk getrieben habe.

257. Die Jülken im Jülkenberge bei Jamund.

Nordöstlich von Jamund war eine kleine Anhöhe, mannigfach nach weißem Sande durchwühlt. In diesen kleinen Höhlen wohnte ein Geschlecht von Zwergen, welche **Jülken** genannt wurden, und der Berg hieß nach ihnen der Jülkenberg. Diese Zwerge waren rechte Musterleute, und ihre kleinen Wirthschaften waren stets reichlich mit frischem Brot und guter Milch versorgt, wovon sie oft armen, aber guten und frommen Leuten in Zeiten der Noth unerwartet und ungesehen mittheilten. Ihr Wasser schöpften sie wahrscheinlich aus einem Teiche, der am Wege lag und an einer

Seite mit gewaltigen Steinen eingefaßt war. — Schon heute ist Berg, Teich und wohl auch der Name verschwunden.*)

258. Die Hünen bei Varchmin.

Bei Varchmin liegt in der Nähe eines Teiches ein Burgwall. Dort läßt die Sage noch jetzt die Hünen bei nächtlicher Weile ihr Wesen treiben, Schätze anzeigen und austheilen.

Balt. Studien 1845. Heft 2. S. 3.

---

*) Mitgetheilt von Hrn. Lehrer Mallow in Wusseken bei Cöslin. Derselbe, ein geborner Jamunder, schreibt, daß ihm diese Sage aus seiner Knabenzeit bekannt sei.

VIII. Kreis Colberg-Cörlin.

259. Die Gründung von Colberg.

Die Gegend, wo jetzt Colberg liegt, war, so erzählt man, einst nur Wald und Morast, wo man Kohlen brannte und Jagden abhielt. Als nun eines Tages die Nachbarn ein großes Treibjagen auf die zahlreichen Wölfe, die gefährlichen Feinde ihrer Heerden, anstellten, stürzte einer der Hunde auf dem Zillenberge*) in eine Pfütze. Ein auf sein Geheul herbeieilender Jäger zog ihn heraus und bemerkte dabei, als er sich, von der Arbeit erhitzt, durch einen kühlen Trunk aus dem Wasser laben wollte, an dem Wasser, daß hier eine Salzquelle aus der Erde sprudele. Er bewahrte sein Geheimniß, bis der Fürst des Landes ihn, der durch die Offenbarung des Erdsegens schon von den Göttern begnadet war, auch mit der Freiheit begnadet hatte, die Quelle für sich und seine Freunde und Verwandten ausnutzen zu dürfen. Sie bauten zusammen Hütten in der Nähe des Salzberges und nannten den Ort zum Gedächtniß, daß einst an der Stelle, wo sich später Kirche und Rathhaus erhob, die Meiler der Kohlenbrenner geschwält hatten, Kohlenberg oder Colberg.

Riemann, Geschichte der Stadt Colberg. S. 115.

260. Der versteinerte Heuhaufen.

Auf einem Felde in der Colberger Gegend steht ein Stein, der große Aehnlichkeit mit einem Heuhaufen besitzt. An den Hau=

*) Das ganze Ufergebiet auf der rechten Seite der Persante, in dem sich die drei neben einander liegenden Quellen befinden (wend. solny = salzig).

fen ist eine steinerne Harke angelehnt. Es wird erzählt, daß einst ein Bauer seiner Magd befahl, am Sonntage Heu zusammenzusetzen. Die Magd, die an diesem Tage zum heiligen Abendmahl gehen wollte, bat, ihr die Arbeit zu erlassen, doch wurde ihre Bitte nicht erfüllt. Sie ging deshalb aufs Feld und machte sich ans Werk. Als der Heuhaufen aufgerichtet war, legte sie ihre Harke an denselben und sprach: „So möchte ich, daß du zum Stein würdest!“ Und sogleich ging ihr Wunsch in Erfüllung.

261. Der Dassowsche Kuckuck.

Von den Dassowschen sagt man, sie hätten den **Kuckuck**; darauf sagen sie, daß der Cowanzsche Bauer ihnen denselben abgekauft habe. Dazu erzählt man folgende Geschichte: In Dassow war früher ein Lehrer, der nicht die gesetzlichen Stunden hielt, und die Gemeinde beschloß deshalb, eine Schuluhr zu kaufen. Einige meinten aber, der Lehrer würde die Uhr bald ruiniren, wenn die Gemeinde sie kaufte, und es wurde daher das zusammengebrachte Geld dem Lehrer übergeben, mit der Weisung, selbst die Uhr zu besorgen. Um sich zu rächen, kaufte er eine Kuckucksuhr, — und von nun an hieß es: „Dei Dassowsche hewwe de Kuckuck!“ Als einst ein Bauer aus Cowanz in einem Gasthause die Dassowschen Bauern unausgesetzt mit dieser Redensart belästigte, verklagten diese den Cowanzer, der für seine Beleidigung eine schwere Strafe zahlen mußte. Wenn nun die Bauern aus Dassow wieder damit geneckt wurden, sagten sie: „Nee, de Cowansch Buer hett'n us affköfft,“ worauf es dann hieß: „Dei Dassowsche hewwe keine Kuckuck!“

IX. Kreis Belgard.

262. Taubenheim.

Eine in der Belgarder Gegend noch oft besprochene Persönlichkeit ist der berüchtigte Taubenheim. Er wird stets als ein Erzspitzbube geschildert; weder Achtsamkeit noch Gewalt schützte vor ihm, und die sichersten und stärksten Schlösser konnten ihn nicht hindern, sich zu holen, was ihm beliebte. Auch die Kirchengeräthschaften waren vor ihm und seinen Gesellen, deren hervorragendster ein gewisser Tech gewesen sein soll, nicht sicher. Einst waren sie auch in eine Kirche eingebrochen, und nachdem sie dieselbe geplündert hatten, stieg Tech auf den Altar und verunreinigte ihn. Zur Strafe konnte er aber nicht wieder heruntersteigen, und Taubenheim mußte ihn durch Anwendung von Zauberei befreien; doch ertheilte er ihm den Befehl, solches nicht wieder zu thun.

Einst kam Taubenheim als fein gekleideter Herr zu einem Geistlichen, der zur Bewachung seines Hauses zwei große Kettenhunde hatte. Taubenheim wurde freundlich aufgenommen. Auf seine Frage, weshalb der Pastor zwei so große Hunde halte, erzählte derselbe, daß er 300 Thaler Geld liegen habe, das sie ihm bewachen sollten. Taubenheim unterhielt den Pastor aufs Beste. Als aber alles schlief, verließ er sein Lager und eignete sich 200 Thaler an; dann setzte er die beiden Hunde auf Stühle und schrieb auf den Tisch:

Taubenheim ist hier gewesen;
Was er schreibt, können die Hunde lesen.
Zweihundert Thaler nehm ich mit,
Eins laß ich hier
Für das schöne Nachtquartier.

Wenn die Polizei seiner auch habhaft wurde, so entging er ihr doch stets wieder, mochte er auch noch so schwer gefesselt sein. Man erzählt, daß er bis zum Gefängniß den Häschern ohne Widerstand folgte, sobald er aber festgesetzt werden sollte, habe er die Ketten abgeschüttelt und sei entflohen. Einst wurde er wieder festgenommen und auf den Rath eines klugen Mannes mit drei Kreuzschlössern gefesselt. Als er sich nun in der früheren Weise wieder befreien wollte, gelang ihm das nicht. Es wurden ihm mehrere Raubmorde zur Last gelegt, und er wurde hingerichtet.

263. Der betrogene Teufel.

In einem Dorfe unweit Belgard lebte ein Bauer, der als dienstbaren Geist einen Teufel besaß. Mit der Zeit begann ihm aber doch für sein Seelenheil bange zu werden, und er suchte den Teufel los zu werden. Dieser wollte davon jedoch nichts wissen. Endlich beredete ihn der Bauer zu einer Wette; gewönne er dieselbe, so wollte er ihm für immer angehören. Die Wette sollte darin bestehen, daß der Teufel bis zum ersten Hahnenschrei einen Stiefel mit Goldstücken füllte. Der Bauer schnitt nun den Fuß vom Stiefel ab und hängte den Schaft über ein Fach in der Scheune. Der Teufel fing an zu tragen, aber die Goldstücke fielen stets unten heraus, so daß der Teufel bis zur gesetzten Frist den Stiefel nicht voll bekam. Jetzt erst bemerkte er den Betrug, aber der Bauer sagte lachend, es sei jetzt zu spät, er hätte die Augen früher aufthun sollen. Damit nun der Bauer von dem Gelde keinen Gewinn hätte, verwandelte der Teufel vor seinem Abzuge das Geld in einen Steinhaufen, der trotz aller Mühe nicht fortzuschaffen war.

264. Die Hexenbutter.

In Süllfitz arbeitete in früherer Zeit einmal ein Schneider bei einem Bauern. Da bemerkte er, daß die Bauersfrau beim Buttern einen rothen Lappen unter dem Butterfaß liegen hatte und daß sie sehr viele Butter bekam; auch war nur wenig Zeit zum Abbuttern nöthig gewesen. Dem Schneider gefiel die viele, schöne Butter, und heimlich schnitt er von dem rothen Lappen einen Fleck ab und nahm ihn mit nach Hause. Seine Frau mußte noch am selben Abend Sahne zusammensuchen und buttern, wobei sie

den rothen Fleck auch unter das Faß legte. Und siehe, sie bekamen eine große Menge Butter. Am nächsten Morgen kam der Eigenthümer des rothen Flecks und brachte ein großes Buch mit, in dem sollte sich der Schneider einschreiben. Der geängstete Schneider ging damit zum Pastor und bat um Rath, und dieser rieth ihm, den Spruch einzuschreiben: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Als nun der Bauer kam, um das Buch abzuholen, da konnte er es nicht halten, sondern mußte es fallen lassen. Alle Bauern des Dorfes haben sich auf die Wahrheit dieser Geschichte hin unterschrieben, und wers nicht glauben will, der mag sich das Buch ansehen, es liegt auf dem Rathhause zu Belgard. Alte Leute können sich jetzt noch erinnern, daß die Butter der Lüllfitzer Bauern auf dem Markt zu Belgard als Hexenbutter verschrieen war.

Die wilde Jagd bei Siedkow.
(265—266).

265. Die sich östlich von Siedkow ausdehnende große Forst wird als Revier des wilden Jägers angesehen. Einst ging ein Mann durch den Wald. Auf einmal hörte er Hundegebell, und bald kam in sausendem Galopp ein Reiter in Jägertracht auf einem Schimmel angesprengt. Eine Stimme rief dem Wanderer zu: „Trett upp den Mittelweg, denn gahen de Hunn biweg!“ Er leistete der Warnung Folge, und die Hunde, denen eine bläuliche Gluth aus dem Rachen schlug, gingen an ihm vorüber.

266. Ein Mädchen, welches in dem Walde ihr Kind auf eine grausame Weise umgebracht hatte, wurde von dem wilden Jäger verfolgt. Nachdem er sie eine Zeit lang umhergejagt hatte, fiel ein Schuß; das Mädchen stürzte zu Boden, worauf der wilde Jäger sie vor sich über das Pferd warf und unter wildem Rufen davonjagte.

267. Der Seebleek.

Oestlich von Roggow liegt ein Gewässer, welches Seebleek genannt wird. Es ist jetzt bis auf einen kleinen, fast zirkelrunden Theil zugewachsen. Dieser aber will sich dem Naturproceß in keiner

Weise unterziehen. Dafür giebt man folgende Erklärung: Ein Herr, dessen Kutsche mit 4 Pferden bespannt war, hatte sich dort einmal verirrt; er gerieth in das Gewässer und ertrank darin mit seinen Pferden. Alle Jahre soll die Kutsche in der betreffenden Nacht zum Vorschein kommen und, nachdem sie eine Zeit lang umhergefahren, wieder in ihr nasses Grab zurückkehren.

268. Der große Stein bei Gr. Tychow.

Bei dem Dorfe Zadkow lag früher ein großer Stein, bei welchem der Besitzer von Gr. Tychow, ein Herr von Kleist, einmal mit dem Teufel ein Pakt geschlossen hat, wobei er ihm seine Seele verpfändete. In einer Walpurgisnacht beschied nun einmal der Teufel den Herrn von Kleist dorthin. Dieser aber hatte den abgeschlossenen Pakt inzwischen bereut und schickte deshalb den Prediger aus Gr. Tychow, damit er ihn wieder befreie. Als der Teufel den Pastor erblickte, war er sehr erzürnt über das Ausbleiben des Herrn von Kleist, und um sich an ihm zu rächen, nahm er sich vor, den großen Stein, bei welchem er mit dem Prediger zusammengetroffen war, auf des Herrn von Kleist Haus zu werfen. Er steckte deshalb den Stein in einen Sack und fuhr mit demselben durch die Luft über das Dorf Burzlaff hin. Aber schon in der Nähe von Burzlaff hatte der Sack ein Loch bekommen, und ein Stück des Steines, welches unterwegs abgebrochen war, fiel zur Erde. Dasselbe befindet sich jetzt in der Scheune eines Bauern. Das größte Stück behielt der Teufel noch im Sack. Als er jedoch in die Nähe von Gr. Tychow kam, hörte er die Thurmuhr zwölf schlagen und mußte den Stein fallen lassen. So war der Herr von Kleist gerettet. Der Stein befindet sich auf dem neuen Kirchhofe von Gr. Tychow. Auf der einen Seite erhebt er sich ungefähr 5 Meter über die Erdoberfläche, und wie Nachgrabungen ergeben haben, liegt er dort noch etwa 6 Meter unter der Erde. Sein Perimeter beträgt ungefähr 50 Schritt. Auf dem Stein ist jetzt ein Crucifix errichtet.

Vergl. Temme, Volkssagen Nr. 187.

269. In Lutsch lehrt ma fraure.

Lutzig (plattd. Lutsch) liegt an einem See und ist ein sog.

Budd=Ende, d. h. die Straße führt bis an den See und hört dann auf. Kommt nun ein Fremder ins Dorf und geräth bis an den See, so muß er „frauden" (= errathen), wo der Weg weiter geht; natürlich muß er umkehren. Man sagt in Lutzig aber, er müsse unter dem großen Stubben hindurch, der im See liege, dann habe er frauden gelernt. Ein solcher Stubben ist in Wirklichkeit nicht vorhanden.

Verwünschte Steine bei Hohenwardin.
(270—271).

270. Auf dem Felde des Gutes Hohenwardin sieht man von der Chaussee aus drei Steine, zwei größere und einen kleineren, an die sich folgende Sage knüpft: Zwei Schäferknechte hüteten hier ihre Heerden. Um sich die Zeit zu vertreiben, warfen sie ihren Käse auf der Erde umher und suchten ihn gegenseitig zu erhaschen. Zur Strafe dafür wurden sie in Steine verwandelt. Der kleinere Stein ist der ebenfalls verwandelte Hund des einen Schäferknechtes, der dem Spiel zugesehen hatte.

271. Nach anderer Erzählung sind die Steine, die die Form von gefüllten Kartoffelsäcken haben, drei verwünschte Müllergesellen. Einmal haben sie sollen zu Bauzwecken verwendet werden; man brachte sie fort, aber am andern Morgen standen sie wieder an der alten Stelle und waren nicht mehr fortzuschaffen. So stehen sie noch da und harren auf Erlösung.

272. Verwünschtes Schloß bei Polzin.

Ungefähr eine Viertelmeile von Polzin, in der städtischen Forst, befindet sich ein Burgwall, auf dem vor Zeiten eine Burg gestanden hat. Hier erscheint der Sage nach alle 100 Jahre am Mittag des Johannistages eine verwünschte Prinzessin in Gestalt einer Kuh und harrt auf Erlösung. Wer die Kuh zur rechten Zeit trifft, sie umarmt und das richtige Zauberwort spricht, hat die Prinzessin erlöst.

Mitgetheilt von Hrn. Kaufmann Rietardt in Polzin.

273. Bestrafter Meineid.

Zwischen dem Besitzer von Redel und der Gemeinde Neu-Sanskow brach einmal ein Grenzstreit aus. Der Besitzer von Redel berief sich auf das Zeugniß eines alten Mannes, der vorgab, die Grenze genau zu kennen; doch war derselbe von dem Redeler Herrn überredet worden, so auszusagen und auch so zu schwören. Als nun die Sache an Ort und Stelle untersucht werden sollte, hatte sich der Zeuge die Stiefeln halb mit Redeler Erde ausgefüllt, dann stellte er sich auf Neu-Sanskowschen Grund und Boden und sagte, er stehe auf Redeler Erde, das könne er beschwören. Die Neu-Sanskower verloren dadurch ein ganzes Stück Land. Nach kurzer Zeit starb der Mann und zur Strafe für seinen Meineid hatte er im Grabe keine Ruhe; auf der Stelle, wo er falsch geschworen, muß er jede Nacht umherwandeln und den Wegweiser umwerfen, der dort, wo der Neu-Sanskowsche von dem Wege nach Zuchen sich abzweigt, aufgestellt ist.

X. Kreis Neustettin.

274. Der Weinberg bei Neustettin.

Bei Neustettin ist ein Sandberg, der Weinberg genannt. Der soll in alten Zeiten so fruchtbar gewesen sein, daß man Weingärten pflanzte, bis dort eine grausige Blutthat geschah. Da ist er denn ganz verödet. Noch heute wird an der Stelle alljährlich in der Johannisnacht der Thau in Blut verwandelt, auch gehen die Geister der Missethäter am Weinberg um bei Tag und Nacht, und es leben viele Leute, die sie gesehen haben.

275. Das verwünschte Schloß auf dem Mönchsberg.

Auf dem sog. Mönchsberge bei Marienthron soll ein Schloß gestanden haben, welches später verwünscht worden ist. Am Fuße des Berges fließt ein Bach, über den eine Brücke führt. An dem Berge ging einst ein Soldat vorbei. Als er zu der Brücke kam, erblickte er auf einmal eine Frauengestallt, welche ihm erzählte, daß in dem Berge ein Schloß verwünscht sei, und sie sei gekommen, dasselbe zu erlösen. Zu dem Zwecke solle er sie über die Brücke tragen, sich jedoch während der Zeit nicht umsehen. Als er aber auf die Mitte der Brücke gekommen war, riß ihm ein Windstoß die Mütze weg. Da sah er sich um, die Frau verschwand und er vernahm nur noch die Worte: „Jetzt muß das Schloß noch viele Jahre verwünscht bleiben; es wird aber auf dem Berge eine Linde wachsen, aus ihrem Holz wird eine Wiege gemacht werden, und das erste Kind, welches in diese Wiege gelegt wird, wird das Schloß einst erlösen.“

276. Kloster Marienthron.

Das jetzige Gut Marienthron am südlichen Ende des Streizigsees war ehemals ein Kloster, welches im Jahre 1356 gegründet wurde. Es hatte viel reiche Hufen und fette Weiden, dazu das Wild im Klosterwald und die Fische im See. Daher dachten denn die Mönche nur an Wohlleben; sie aßen und tranken vom Besten und vergaßen Ave=Läuten und Singen. Dafür aber bestrafte sie Gott. Denn das Wasser des Sees, das bis dahin ruhig zu den Füßen der Kirche gespielt hatte, brauste in einer Nacht auf und umspülte endlich gar die ganze Kirche, daß sie wie auf einer Insel stand. Einige aber hatten es noch ihren Spott und sagten in frevlem Leichtsinn, daß die Kirche ein Bad nehmen wolle. Das Wasser aber stieg immer höher, während die beiden Glocken die Lüfte mit feierlichen Tönen erfüllten. Da wollte man noch wenigstens die Glocken retten. Die geschicktesten und stärksten Fischer aus der Umgegend wurden herbeigeholt. Als nur noch die Thurmspitze hervortauchte, da hörte man, wie die Glocken in der Tiefe einen Wettgesang anstimmten. Die eine sang mit voller, tiefer Stimme:

Susanne, kumm mit to Lanne,
Susanne, kumm mit to Lanne!

Die andere antwortete mit silberheller Stimme:

Grete, ma immer deepe,
Grete, ma immer deepe!

Den Fischern gelang es auch, Taue in die Tiefe zu senken und sie um die Glocke zu schlingen; allmählich kamen diese immer höher und schon tauchte die Krone der einen aus dem Wasser hervor. Nun war da aber unter den Fischern ein ruchloser Mensch, ein arger Flucher und Betrüger, dem wurde das Ziehen am Tau zehnmal schwerer als den andern, weil die Glocken sich von so ruchlosen Händen nicht wollten ziehen lassen. Er bot alle seine Kräfte auf, um nicht selbst von der Glocke hinabgezogen zu werden, aber mit der Zeit wurde es ihm doch zu sauer, und er stieß einen gewaltigen Fluch aus. In demselben Augenblicke aber sanken die Glocken in die Tiefe und rissen den Flucher mit hinab. — Die Glocken aber läuten seitdem zu Marien und Weihnachten noch aus der Tiefe des Streizigsees heraus.

Das liebe Pommerland I. S. 167 ff.

277. Der Storch.

Solche Vögel darf man ja nicht schädigen; denn viele von ihnen sind in Aegypten, wohin sie alle Jahre wandern, Menschen und haben wunderbare Kräfte. Das hat einst ein Bauer erfahren, von dem man in Persanzig erzählt. Der hatte auf seinem Scheunendache ein Storchnest, und weil der eine Vogel sich einmal den Flügel gebrochen hatte, nahm ihn der Bauer ins Haus und pflegte ihn, bis er im Herbst wieder wandern konnte. Des Bauern Frau und Tochter waren aber zwei rechte Kratzbürsten, die gönnten dem Storch nicht das Futter, sondern stießen ihn herum und schalten auf den Mann, dem sie auch sonst das Leben sauer machten. Das nächste Jahr kam der Storch nicht wieder. Als schon lange Zeit vergangen und die Frau nicht mehr am Leben war, kam eine große Hungersnoth in das Land, so daß weit und breit kein Saatkorn zu bekommen war. Der Bauer aber, der ein reicher Mann war, machte sich auf die Reise, um Korn zu holen, und ging zuletzt zu Schiff nach Dänemark. Er wurde aber vom Sturm verschlagen, gerieth in große Gefahr und ward endlich kriegsgefangen nach Afrika gebracht. Da wäre er wohl gar umgekommen, wenn nicht ein feiner Herr sich seiner angenommen hätte. Er trug den Arm in einer seidenen Binde und sah sehr blaß aus, sonst aber war kein Fehl an ihm zu sehen. Er fand den Bauer elend auf der Straße, grüßte ihn wie einen alten Bekannten, nahm ihn mit sich in ein Gasthaus und pflegte und erquickte ihn. Der Bauer wunderte sich, daß er ihn kannte, und fragte auch zuletzt darnach. Da sagte der Fremde, daß er ihm einst viel Gutes gethan habe, und der Bauer mochte nun nicht weiter fragen. „Maken Jug Fru un Dochter Ji denn noch dat Läwen so suer?“ sagte der Herr, und der Bauer erzählte, daß seine Frau todt sei. „De Dochter is noch unverfrigt; awer as de leiw Gott will.“ Der Fremde brachte ihn nun auf ein Schiff und schenkte ihm beim Abschied ein rothseidenes Band, das sollte er an den Mast binden und zu Hause seiner Tochter schenken, da sie sich ja so gern putze. Das Wimpel brachte dem Bauer guten Wind, so daß er ohne Unfall und Umweg wieder nach Pommern kam. Als aber seine Tochter das Band um den Hals legte, ward es zur Flamme und verbrannte sie ganz und gar.

278. Der Wechselbalg.

Auf einem Abbau bei Persanzig lebten fromme und fleißige Bauersleute, die waren in gutem Wohlstande, hatten aber keine Kinder. Endlich bekamen sie ein kleines Mädchen; das wurde aber bald nach seiner Geburt abschreckend häßlich, lernte auch weder gehen noch sprechen, ward aber groß und dick, besonders sein Kopf, und aß und trank für drei, ja zuletzt konnte es niemand mehr satt kriegen. Dazu verdarb und beschmutzte es alles und zeigte sich gegen jedermann böse und störrig, so daß Vater und Mutter oft bittere Thränen weinten. Nur gegen einen Knecht war es zutraulicher, der ihm denn auch sehr freundlich begegnete und oft etwas vom Felde mitbrachte. Einmal kam er mit einem Fuder Heu gefahren und fand das Scheunenthor zu; da sagte er zu dem kleinen Mädchen, das in der Sonne lag: „Ja, wenn du mi ma upmaken künnst!“ Auf einmal fing das Ding an zu sprechen und sagte: „Ick künn dat Fauder woll ganz allein rinne bringen“, stand auf und öffnete das Thor. Da nun der Knecht sehr erschrocken war, sprach es weiter: „Hör Du, ick mein dat gaut mit Di, doarüm will ick Di't seggen, awer Du dörwst dat keinen Minschen seggen, süß geit't Di an't Läwen. Blif Du hier nich länger. Denn ick hör nich upp den Hof; ick bin en Unnerirdschken un bliew hier so lang un frät, bet de Buerfru er Slötel versett un sick von de Nawersch en Schöttel Solt borgen möt.“

Der Knecht war aber treu und redlich. Er wartete nur so lange, bis der Bauer und seine Frau vom Felde kamen. Dann steckte er die Harke aufrecht in die Scheunentenne und sagte: „Hark, Hark! Ick dörw dat keinen Minschen seggen, awer di, Hark, will ick 't vertellen“, und nun erzählte er alles, was das Kind ihm gesagt hatte. Die Bauerfrau aber, die das hörte, lief sofort ins Dorf, versetzte ihre Schlüssel beim Juden und borgte sich von einer Nachbarin eine Schüssel Salz. Als sie wieder nach Hause kam, war das Kind verschwunden.

279. Hack upp!

Zwischen Persanzig und Klingbeck geht der Weg durch eine enge Schlucht. Da geht ein Gespenst um, das niemand sehen kann. Wer aber spät Abends von der Stadt kommt, dem hängt es sich

plötzlich auf den Rücken und sagt: „Hack upp! Dann wird es schwerer und schwerer, und der Mensch kann ihm weder entlaufen, noch es abschütteln, sondern muß es tragen, bis er nicht weiter kann. Auch kann er sich nur befreien, wenn er verspricht, das Gesangbuchslied zu lernen, welches das Gespenst ihm mit der Nummer bezeichnet. Dies Lied muß er dann sobald als möglich an der Stelle beten, wo das Gespenst ihm aufhackte, und so zu seiner Erlösung mitwirken.

280. Die Hexe zu Klingbeck.

Ein Schäfer weidete seine Heerde in der Nähe des großen, jetzt zerstörten Hünengrabes bei Persanzig. Er ließ die Schafe in das Getreide gehen, welches einer Hexe in Klingbeck gehörte. Sie kam dazu und stellte den Schäfer darüber zur Rede. Dieser gab eine grobe Antwort, worauf die Hexe ihn und seine ganze Heerde zur Strafe in Steine verwandelte. Der hohe, große Stein bezeichnet den Schäfer, der kleine, schwärzliche daneben den Hund, alle großen Steine sind die Schafe und die kleinen die Lämmer. Der fußgroße Eindruck auf dem andern flachen Steine neben dem Schäfer ist dadurch entstanden, daß dieser, wie er mit der Hexe sprach, mit einem Fuß auf diesem Steine stand. Der Hund als der am wenigsten Schuldige — er war nur wenige Schritte vom Wege abgegangen — genießt das Vorrecht, daß er in jeder Nacht, sobald der Hahn kräht, als Hund lebendig wird, sich einmal im Kreise nach seinem Schwanz herumdreht und dann wieder zu Stein wird. In der Morgendämmerung hört man ihn noch jetzt oft kurz aufbellen.

Vgl. Kasiski, Beschreibung der vaterländischen Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise, S. 75.

281. Der Glockenberg.

Der Glockenberg zwischen Persanzig und Raddatz soll daher seinen Namen haben, daß in ihm eine Glocke versunken ist. Die hört man aber nur selten.

282. Die Geister im Wandspind.

In Raddatz lebte noch vor zwölf Jahren ein Mann, der ver-

stand sich auf die Hexenkunst. Er konnte Geister rufen, welche ihm fegen und Feuer anmachen und die Stiefeln putzen mußten. Wenn sie aber ihren Dienst gethan hatten, bannte er sie in das Wandspind. Als er einmal fortgegangen war, wollte sein Sohn, der ihn dabei belauscht hatte, die Geister auch für sich arbeiten lassen. Er schloß die Thür ab und rief das Zauberwort. Die Geister erschienen. Als aber Leute an die Thür klopften, wollte er die Geister in das Spind treiben. Da merkte er, daß er das Wort dazu nicht wußte. Er versuchte dies und das, aber die Geister, die nun erkannten, daß er keine Macht über sie hatte, brachten ihn um, fuhren dann hinaus und kamen auch auf den Ruf des Alten nicht mehr wieder.

283. Der Burgwerder am Raddatzsee.

Auf der östlichen Seite des Raddatzsees liegt, vom See und Wiesen umgrenzt, ein Burgwerder; die Wiesen standen früher unter Wasser, und es traten nur die Dämme hervor, welche den Werder theils umgaben, theils mit dem festen Lande verbanden. Auf diesem Burgwerder hat der Sage nach ein Raubschloß gestanden, welches durch einen unterirdischen Gang, der unter dem See hinging, mit dem Dorfe Raddatz in Verbindung stand.

Balt. Studien 25, S. 36.

284. Die Glocken von Wurchow.

In Wurchow waren so schöne Glocken, daß alle Nachbardörfer neidisch waren, und die Wurchower Bauern waren um so stolzer darauf. Da kamen einmal in der Nacht die Sassenburger, stahlen die Glocken und führten sie in einem Kahn über den Virchowsee. Als das gegen den Morgen ruchbar ward, jagten die Wurchower ihnen mit mehreren Kähnen nach, holten sie ein und sperrten ihnen den Weg. Die Sassenburger aber wollten die Glocken nicht herausgeben; sie wehrten sich, und es entstand ein großer Streit. Darüber wurde keiner gewahr, daß ein schweres Wetter heraufzog, und wie da nun um der Glocken willen Blut floß, fuhr der Blitz zwischen ihnen nieder, daß sie alle, sammt den Glocken, versanken. Die Glocken aber hört man noch jetzt in der Johannisnacht.

Steine bei Wurchow.
(285—286).

285. Bei Wurchow findet man an einer Stelle einen großen und mehrere kleine Steine zusammen. Dies sollen der Sage nach ein versteinerter Hirt und seine Schweine sein; der große Stein ist der Hirt, die kleinen sind die Schweine. Man nennt diese Steingruppe den „Schwinawer", wie ein Bütower Seminarist mir mittheilte.

286. Die Balt. Studien 1846, Heft I. S. 88 berichten: Nicht weit von der Westseite des Virchowsees im Forste bei Wurchow liegt etwa 80 bis 100 Schritte zur Rechten des Weges von Porst und Grumsdorf auf einer mäßigen Höhe unter hohen Eichen ein Steinfeld auffallender Art. Ein Granitblock von Mannshöhe, unten dick, nach oben allmählich zugespitzt, mit dem Meißel bearbeitet, steht aufrecht in der Mitte, daneben ein kleiner von ähnlicher Gestalt, um beide her mehrere Lagen größerer und kleinerer Steine, Hunderte an der Zahl, länglich rund. Auch sie haben ihre Form unter dem Meißel oder der Haue erhalten; nicht weniger zeigt die regelmäßige Anordnung des Ganzen, ja die Lage jedes einzelnen Steines, daß Menschenhände ihm diese Stellung gegeben. Am Fuße des schrägen Abhanges, etwa 80 Schritte von den Steinen entfernt, rinnt in der Tiefe ein kleiner Bach, der aus dem Walde kommt und in den Wurchower See fließt. Die Sage erkennt in dem Steinfelde die versteinerte Heerde eines Schäfers, welcher am Sonntage sehr geflucht und gelogen und seine Lüge mit der Erklärung bekräftigt habe, er wolle zum Stein werden, wenn, was er sage, nicht wahr sei. Die beiden aufgerichteten Steine sollen er selbst und sein Hund sein; seine Heerde ist sehr zahlreich und bedeckt den Raum von einigen Morgen.

287. Spukender Dolch in Balfanz.

In Balfanz führte vor vielen Jahrhunderten ein Raubritter von Glasenapp sein wüstes Leben. Er hatte sich aus einem nahen Kloster eine Nonne geraubt, die er zur Ehe mit sich zwingen wollte; doch ermordete er sie, da sie sich nicht dazu entschließen konnte, und vermauerte den Leichnam. In einem Zimmer des

alten Schlosses zeigte man eine Rinne, in der das Blut der gemordeten Nonne geflossen und dessen Spur trotz wiederholten Anstreichens nicht zu verwischen war. Vor jetzt etwa 30 Jahren wurde an Stelle des alten Schlosses ein neues aufgebaut. Bei dem Abbruch fand man unter manchen alterthümlichen Waffen einen großen Dolch und tief in der Mauer in einer Nische ein Skelett. Und wie man das Skelett für das der ermordeten Nonne hielt, so nahm man auch den Dolch als Zeugen jener sagenhaften Unthat, um so mehr, als vorhandener Rost auf die ehemaligen Blutspuren zu deuten schien. Die gefundenen Waffen hat der damalige Besitzer in einem festen Gartenhäuschen zu einer Sammlung vereinigt. Ehe sie jedoch dahin überführt wurden, waren sie in ein Zimmer des neuen Hauses gebracht worden, auch der erwähnte Dolch. In der folgenden Nacht nun erhob sich ein Lärmen und Toben, als wenn alle Fenster im Hause zerbrächen und klirrend zusammenschlügen. Alle Schläfer wurden wach und liefen zusammen, als man aber nachsah, fand man alle Fenster geschlossen und unversehrt. Es entstand deshalb in der Folge die Rede, es sei das geschehen, weil der mit dem Fluche der Mordthat behaftete Dolch aus seiner Ruhe gescheucht und hinüber in das neu erbaute Haus gebracht worden sei.

Mitgetheilt von Hrn. Treichel.

288. Bärwalde.

Bärwalde ist wahrscheinlich in einem großen Walde, in dem sich ehemals viele Bären aufhielten, erbaut worden und hat daher Namen und Wappen erhalten. Einige aber wollen behaupten, daß es von einem Bernd von Wolde, welcher vornehmlich viel zur Ausrottung der Bären und Urbarmachung dieser Gegend beigetragen, seinen Namen erhalten habe und durch eine Abkürzung Berwolde, später Bärwalde genannt worden sei.

Wutstrack, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, S. 640.

Der Burgwall im Veltowsee.
(289—290).

289. In den Veltowsee hinein erstreckt sich eine Landzunge, auf deren Spitze sich ein etwa 30 Fuß hoher, steiler Hügel erhebt,

ein Burgwall. Im Innern desselben sind drei ziemlich große Löcher ausgegraben. Es wird erzählt, daß vor längerer Zeit drei Schatzgräber, ohne zu sprechen, in der Nacht gruben. Sie trafen den Schatz auch, aber der Teufel, welcher denselben bewachte, suchte sie zum Sprechen oder doch zum Ausstoßen eines Lautes zu bewegen. So kam eine Maus vorbei, welche ein großes Fuder Heu zog — aber die Schatzgräber blieben still. Nun befand sich unter ihnen ein Schäfer mit rothen Haaren, und der Teufel schrie mit einem Male: „Den Rothen muß ich haben!" Da erschrak der Schäfer und rief: „Mi ni (mich nicht)!" Sogleich war der Schatz verschwunden.

Balt. Studien 25, S. 33 f.

290. Nach einer andern Erzählung hat auf dem erwähnten Hügel einst eine Burg gestanden. Dorthin kommen noch jetzt in jeder Johannisnacht drei Jungfrauen über den See geschwommen und singen wunderschön. Wer sie aber belauschen will, schläft allemal gegen Mitternacht ein, wäre er auch noch so wachsam, und hört dann nur im Traum ein leises Klingen.

291. Der Buchwall im Kämmersee.

In dem Kämmersee liegt, 1/4 Meile westlich von Rackow, der Buchwall, der aus einer Halbinsel und einer Landzunge von ganz eigenthümlicher Form besteht und südlich mit dem festen Lande durch eine schmale, niedrige Landzunge verbunden ist. Der Burgwall liegt auf der eigentlichen Halbinsel auf einem etwa 60 Fuß hohen, eirunden Hügel von 280 Schritt Länge. Die Landzunge, welche sich von der nordöstlichen Seite des Hügels in östlicher Richtung erstreckt, ist niedrig; auf ihrem Ende liegen zwei 30 Fuß hohe und 50 Schritt lange Querwälle, welche 40 Schritt von einander entfernt sind und mit beiden Enden bis an den See reichen. Auf dem erwähnten Hügel, so wird erzählt, hat einst eine Burg gestanden, und zwischen den beiden Querwällen sollen sich die Stallungen für die Pferde der Burgbewohner befunden haben. Auch führte von hier eine eiserne Kettenbrücke nach dem etwa 150 Schritt entfernten nördlichen Ufer des Sees; einen Theil der starken, eisernen Kette, welche zu der Brücke gehörte, soll der Urgroßvater eines

in Rackow wohnenden Fischers gefunden haben, der größere Theil aber liegt noch heute auf dem Grunde des Sees und ist bei ruhigem Wetter zu sehen. Auch soll auf dem Hügel ein großer Schatz vergraben sein.

Balt. Studien 25, S. 41.

292. Schloß bei Draheim.

Bei Draheim, zwischen den Seen Sareben und Drazig, befindet sich auf einer Anhöhe eine Burgruine. Dort sollen noch große Schätze liegen, die auf Erlösung warten.

293. Menschliche Haut in der Kirche von Bahrenbusch.

Das Gut Bahrenbusch gehört seit alten Zeiten der Familie von Herzberg. Als irgend ein Aeltervater des Besitzers starb, gab er die Bestimmung, daß seine Leiche drei Tage und Nächte im offenen Sarge in der Kirche ausgestellt werden und sein Diener Johann daneben Wache halten sollte. Derselbe übernimmt gern die Wache bei seinem verstorbenen Herrn und schlägt zur mehreren Sicherheit mit seinem Kreuzdegen einen Kreis um den Sarg. Alles ging auch gut, als bis in der dritten Nacht. In derselben kam der Teufel und wollte die Leiche haben. Da ihm dies vom getreuen Johann verwehrt wird, handelt er schließlich um deren Haut so lange, bis der Diener es erlaubt. Flugs geht der Teufel an sein Werk und kaum ist er damit fertig, als der Diener mit seinem Kreuzdegen unter kreuzweisen Hieben in die Luft Teufel, Haut, Leiche und Sarg umgeht, so daß der Teufel nun keine Macht mehr hatte. Die Haut aber war vom Körper getrennt und wurde, während der letztere zur Erde bestattet wurde, zum Gedächtniß in der dortigen Kirche hinter dem Altare aufgehängt, wo sie lange Jahre hindurch zu sehen war. Jetzt aber ist sie fortgenommen.

Hr. Treichel in der Zeitschr. des histor. Vereins für den Regierungsbez. Marienwerder.

294. Der Burgwall bei Lümzow.

Auf dem Burgwall bei Lümzow, einem von sumpfigen Wiesen umgebenen, flachen Hügel, soll früher ein Raubschloß gestanden haben, in welchem Räuber hausten, die von dem Schloß bis auf

die dort vorübergehende Handelsstraße von Berlin nach Moskau eine Leine gezogen und dieselbe so künstlich angebracht hatten, daß sie von den mit Waaren kommenden Kaufleuten berührt werden mußte; davon läutete eine Glocke im Schloß, und die Räuber, von dem Herannahen der Kaufleute benachrichtigt, überfielen dieselben und plünderten sie aus.

Balt. Studien 25, S. 45.

295. Der hohle Stein.

Zwischen Neustettin und Danzig, so erzählte ein Bauer aus Ulrichsfelde bei Stolp, befindet sich irgendwo (den Ort konnte er nicht angeben) ein großer Stein, der in der Mitte ausgehöhlt ist. Diese Höhlung ist stets mit Wasser angefüllt. Schöpft man dasselbe aus und reibt die Höhlung mit einem Tuch trocken, so füllt sie sich allmählich von Neuem bis zum Rande, aber nie läuft das Wasser über. Bei einem Manöver hat der Bauer das selbst ausprobirt und sich von der Wahrheit überzeugt.

XI. Kreis Schivelbein.

296. Der Name von Schivelbein.

Die Stadt Schivelbein soll daher ihren Namen haben, daß der erste Anfänger derselben einen Schönheitsfehler am Bein gehabt haben soll. Auch giebt es in Schivelbein keine graden, sondern nur schiefe Straßen, das alte Schloß ist ebenfalls schief, und den Häusern und Höfen wird derselbe Vorwurf gemacht.

Schmidt, Bedeutung der pomm. Städtenamen.

297. Die Schlacht auf der Langenschen Heide.

Am 15. Juli 1469 fand auf der Langenschen Heide, zwischen Schlage und Zizeneff, eine offene Feldschlacht zwischen den Schivelbeinern und Belgardern statt. Die Belgarder wurden besiegt, 300 wurden getödtet, 100 gefangen, 1 Fahne und 50 Wagen voll Kriegsgeräth nach Schivelbein gebracht. Die Gefangenen wurden in einen alten Wartthurm geworfen, der in der Richtung nach Belgard ausschaute und den man „Kiek in Pommern" nannte. Viele starben dort Hungers. — Noch jetzt (1847) befindet sich im Steinthor zu Schivelbein ein großer eiserner Ring, von dem die Sage behauptet, daß der Belgarder Bürgermeister einen Ochsen, auf dem er geritten, damit gelenkt habe, und der nach seiner Niederlage als Siegeszeichen hier aufgehängt sei. Auch sollen die Belgarder späterhin von dieser Begebenheit „Blendlinge" genannt worden sein. — Die heutigen Belgarder schreiben sich ebenfalls den Sieg zu; ja sie pflegten sogar einen riesigen Steigbügel, der unter dem Cösliner Thor in Belgard hing, als Zeichen des Sieges mit denselben

Details, wie wir sie bei dem Schivelbeiner Ringe erwähnt haben, zu zeigen.

Balt. Studien XIII. Heft II. S. 15 ff.

298. Der Döbritzsee.

Zwischen Schivelbein und Klützkow liegt links vom Wege der Döbritzsee. Nach der alten Volkssage soll hier einst eine Stadt, Döbritz, gelegen haben und im Wasser versunken sein, das nun ihren Namen trägt. Die Schivelbeiner Annalen erzählen, daß der Landvogt Christoph von Polenz (gest. 1497) häufig seinen Spazierritt dorthin richtete. Einstmals meinte er aus dem See aufsteigendes Glockengeläute zu hören; er hielt deshalb die Stelle für heilig und gründete auf dem Hügel die Döbritz-Kapelle zum heiligen Kreuz, in welcher ein Stück vom Kreuz Christi aufbewahrt wurde. Der Ruf von dem wunderthätigen Kreuz verbreitete sich bald durch das umliegende Land, und es wird erzählt, daß allda viel Ablaß ertheilt wurde. Nach Einführung der Reformation ließ der neue Schloßhauptmann Georg von Drusewitz 1540 die Kreuzkapelle abbrechen, doch erhielt sich noch lange die Erinnerung an dieselbe und noch in diesem Jahrhundert ist der Boden nach Schätzen durchwühlt worden, die daselbst verborgen sein sollten.

Balt. Studien XIII. Heft II. S. 81 ff.

XII. Kreis Dramburg.

299. Die Entstehung der Stadt Falkenburg.

Im Jahre 1333 verliehen die Besitzer des bereits um die Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts erbauten und noch jetzt stehenden, mittelalterlich befestigten Schlosses Falkenburg der vor dem Schlosse entstandenen Dorfschaft das Stadtrecht nebst Ländereien. Diese historische Thatsache ist, wie Hr. Oberpfarrer Plato in Falkenburg mittheilt, nach der Chronik des genannten Schlosses später in folgende Sage gekleidet worden.

Es hatte im Jahre 1333 ein Falk auf dem Burgthore des Schlosses Falkenburg sein Nest gebaut. Eines Morgens wurde an diesem Thore ein weißes Pferd angebunden gefunden, dessen Besitzer unbekannt war. Um denselben zu entdecken, wurde eine Wache gestellt, welche auch bald einen Menschen ergriff, der sich bei dem Pferde einfand und es losbinden wollte. Nach geschehenem Verhör und Androhung von Strafe gestand derselbe, daß er zu einer Räuberbande gehöre, die sich in dem nahen Walde (dem Rakowschen Berge) verborgen halte. Es wurde ihm das Leben geschenkt, wenn er den Aufenthalt der Räuber anzeigen werde, was er auch that. Die Herrn von Wedell boten nun alle ihre Lehnsleute und Unterthanen auf und nahmen nicht allein die Räuber gefangen, sondern bemächtigten sich auch ihres großen Schatzes. Von diesem Reichthum erbauten sie die Stadt und nannten sie, da der Falk und das Burgthor Gelegenheit dazu gab, Falkenburg und ließen sie mit doppelten Wällen und Gräben wohl befestigen und mit einer starken, mit Thürmen versehenen Mauer umgeben. — Gewöhnlicher ist die Ableitung des Namens von den Falken der früher sehr sumpfigen Umgegend, oder von einem Erbauer, Namens Falk.

300. Der Traum vom Eber.

Im Luchsjagdschloß bei Falkenburg soll vor Zeiten ein gräflicher Förster, Namens Klützke, gewesen sein. Dem hat einmal in der Nacht vor einer Eberjagd geträumt, daß er einen großen Eber erlegen, aber von ihm verwundet werden würde. Durch den Traum gewarnt ist er zu Hause geblieben, aber nach der Jagd vom Schlosse herabgekommen, wo er unter dem erlegten Wilde grade einen solchen Eber, wie den im Traum gesehenen fand. Als er nun denselben vom Wagen hob, um ihn zu besehen, glitt er ihm aus der Hand, und der Hauer fuhr ihm ins Bein, so daß er lange Zeit darniederliegen mußte, aber endlich doch wieder genas.

Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, I. S. 363.

301. Der Dreibaum.

In der Gegend des Forsthauses Alexanderthal unweit Falkenburg stand noch vor 50 Jahren ein aus drei zusammengewachsenen Kiefern bestehender Baum, der Dreibaum (Dreebohm) genannt. Bei diesem Baume sollte der Teufel hausen, und das war in so weitem Umkreise bekannt, daß einmal ein Mann aus weiter Entfernung hierher kam und nach dem Dreebohm fragte, um sich dort, voll Verzweiflung über seine böse Frau, dem Teufel zu ergeben.

302. Die wilde Jagd bei Falkenburg.

Sie zeigt sich in der Dämmerung oder in der Nacht. Der wilde Jäger ist ohne Kopf, ihm folgen andere Jäger mit Peitschenknall und bellende Hunde. Den Jägern strahlen lange Feuerscheine aus ihren Büchsen, wenn sie schießen, und den Hunden sprühen beim Bellen Feuerflammen aus dem Maul. Mit furchtbarem Geschrei zieht die wilde Jagd, bald in größeren, bald in kleineren Gruppen über Wälder und Seen dahin, und ein langer Feuerstreif bezeichnet ihren Weg. Die hiesigen Einwohner sehen die wilde Jagd besonders im Stadtwalde oder auch über den Dewitzsee reiten. Dieser See liegt unweit des Stadtwaldes in einem weiten, öden Thalbecken, welches von Hügeln umgeben ist, die durch die Farbe ihres Bodens einen düsteren Anblick bieten. Zwei Fischer sahen bei Nacht zwei große Hunde der wilden Jagd bellend über den

See laufen, während eine ferne Stimme ihnen zurief: „Bringt's ma hiehe här!" — Wenn man den wilden Jäger ausschilt, so wirft er einen Pferdefuß herunter oder er antwortet: „Heste mit jucha helpa, schast uck mit joga helpa."

303. Die verzauberte Prinzessin am Galgenberge.

In einer abgeschlossenen, einsamen Gegend des Dragethales, welche auf zwei Seiten von hohen Hügeln und auf der dritten von einem düsteren Waldrande begrenzt wird, unweit des zum Schloß Falkenburg gehörigen Vorwerks Büddow, kennt das Volk einen am Fuß des Galgenberges, auf welchem im Jahre 1618 die letzte Hexe bei Falkenburg verbrannt wurde, auf Wiesengrund gelegenen, ganz isolirten, länglichen und niedrigen grabähnlichen Hügel, der mit Gesträuch bewachsen ist. Von demselben erzählt man sich, daß eine Prinzessin darin schlummere. Nachts wird sie von den auf der Drage Vorbeifahrenden auf dem Grabe gesehen, gleich der Lorelei ihr Haar kämmend, sich waschend und ihre Trink- und Waschgefäße reinigend. Wer es versucht, sich ihr zu nähern, der hat es zu büßen.*)

304. Die Unnereizkas.

Kobolde und Hausgeister, so schreibt Hr. Oberpfarrer Plato, scheinen hier unter dem Namen „Unnereizkas" (Unterirdische) zusammengefaßt zu werden, obgleich sie unter sich verschieden sind. Sie wohnen unter den Höfen und haben dicke Köpfe und lange Bärte. Die Kinder muß man vor ihnen in Acht nehmen. Einmal hat ein solcher Hausgeist, welcher klein, alt und längbärtig

---

*) Hr. Oberpfarrer Plato in Falkenburg, dem ich die Sage verdanke, theilt über diesen Hügel mit: Wir gruben im Jahre 1881 diesen Hügel, welcher 3 Meter lang eine elliptische Form hat und in seinem westlichen, höheren Theile 1½ Meter breit und 0,30 Meter hoch, in seinem östlichen niederen 1,25 Meter breit und 0,25 Meter hoch ist, auf und fanden in einer Tiefe von 0,27 Meter einen aus 5 Gruppen von kleinen Steinen bestehenden, elliptischen Kreis, an dessen westlichem Punkte ein scharfkantiger Feuerstein (das Stück ist kein Geräth) lag. Schon in einer Tiefe von 0,40 Meter erreichten wir den gewachsenen Boden und somit die Grundfläche der übrigens oblongischen räthselhaften Stätte, ohne irgend einen Ueberrest eines Körpers oder etwaige sonst bemerkenswerthe Gegenstände gefunden zu haben.

war, in Günthershagen ein Kind in Abwesenheit der Eltern mit einem anderen vertauscht. Ein Falkenburger erzählte: Wenn wir als Knaben auf den Reiherbrüchern gegen Abend Schlittschuh liefen und sahen etwa im Nebel in der Ferne einzelne Pfähle oder dergleichen, so sagten wir: „Da kommen schon die Unnereizkas Pigöri, Pijacki, Bromaci." Diese Namen bezeichnen drei unter sich verschiedene Unnereizkas. Wir hatten sie von unsern Eltern gehört.

305. Die Calliefer Schleifmühle.

Die Kreise Dramburg und Schivelbein gehörten früher zur Neumark. Callies war im Besitz der Güntersberge, die auf dem Schlosse in Callies wohnten. Die Güntersberge waren, wie andere Dynastenfamilien, dem Kurfürsten von Brandenburg zur Lehnsfolge verpflichtet, entzogen sich aber dieser Pflicht. Der große Kurfürst kam von Neuwedel nach Callies und begehrte, vor der Stadt sich lagernd, sein Recht. Es ward ihm aber verweigert. Da erbot sich Werner von Schulenburg, den Güntersberg ins Lager zu holen. Ein Calliefer Bürger zeigte ihm, da er den Weg zu Fuß mit einem Begleiter machen wollte, den nächsten Weg zum Schlosse, welcher über einen ziemlich tiefen Abgrund, in dessen Grunde ein lustiges Wässerlein strömte, über die sog. Schafbrücke führte. Diese ist etwa 60 Fuß lang und 6 Fuß breit von Brettern, welche in der Länge liegend auf Querriegeln mit Nägeln befestigt waren. Er kam richtig im Schlosse an und bewog den „ungeschliffenen" Ritter zu dem Versprechen, am andern Morgen dem Kurfürsten in seinem Lager sich zu stellen, wenn Schulenburg ihn abholen wollte. Dieser ging zu seinem Herrn zurück und machte ihm Meldung. In der Nacht ließ er nun aus den beiden Mittelbrettern auf der Calliefer Seite die Nägel ausziehen, dann dieselben auf dem andern Ende absägen und ging des Morgens mit einem handfesten Begleiter zur Abholung des Güntersberg. Beide nahmen ihn in die Mitte und führten ihn; als sie aber auf die ominöse Stelle kamen, ließen sie ihn los, das Brett wippte auf und Güntersberg fiel ins Wasser. Da rief ihm Schulenburg nach: „So muß man den ungeschliffenen Calliefern den Fläz abschleifen!" Und die Brücke heißt die Schleifmühle bis auf den heutigen Tag. —

Daher sagt man auch jetzt noch von einem Grobian, er müsse nach Callies, um sich dort den Fläz abschleifen zu lassen.

Das liebe Pommerland, II. S. 231.

306. Der Jungfernsee bei Callies.

Eine Viertelstunde von Callies entfernt liegt der Burgwall, ein Hügel, auf dem sich wahrscheinlich einst eine Burg erhob. Am Fuße desselben ist ein kleiner Teich, der Jungfernsee genannt. Tief unter dem Grunde desselben soll ein großer Schatz vergraben liegen, der von zwei verzauberten, wunderschönen Jungfrauen bewacht wird. Auf Johann-Mittag baden sie im See. Wer nun an diesem Tage vom Callieser Markt um 12 Uhr Mittags mit dem ersten Schlage der Thurmuhr, mit Seife versehen, losläuft und beim zwölften Schlage am Jungfernsee eintrifft, erlöst die Jungfrauen und erhält den Schatz.

307. Die Pappel auf dem Knickenberge.

Auf dem Knickenberge bei Callies steht eine Pappel, die große Aehnlichkeit mit einem mit dem Stiel in die Erde gesteckten Besen hat. In alter Zeit, so wird erzählt, wurde einst ein Schornsteinfegergeselle aus Callies zum Tode verurtheilt, weil er einen Menschen erschlagen haben sollte. Auf dem Knickenberge sollte er gerichtet werden. Da nahm er seinen Besen, steckte ihn in die Erde und rief aus: „Sowahr ich unschuldig bin, wird dieser Besen ausgrünen!“ Darauf erlitt er den Tod. Der Besen aber grünte aus und wurde zum Baum, ein Zeichen seiner Unschuld.

B. Aberglauben und Gebräuche.

I. Geburt. Taufe. Kindheit.

1. Neugeborenen Kindern muß ein Licht angesteckt werden, oder es muß ein Gesangbuch oder ein Stück davon in die Wiege gelegt werden, dann können sie nicht von den Unterirdischen vertauscht werden. Auch schützt man sie davor, wenn man ein Vaterunser betet. (Kassuben).

2. Wenn bei einem Tagelöhner ein Kind geboren wird, so legen alte Weiber es unter die Ofenbank. Das soll ein gutes Mittel sein, den kleinen Weltbürger vor Hochmuth zu bewahren, welcher in dem Stande nicht taugt. (Wussеken, Zezenow).

3. Das Muttermal kann die Hebamme gleich bei der Entbindung vertilgen; sie muß die Stelle, noch ehe es sonst jemand gesehen hat, mit der Nachgeburt bedrücken oder bestreichen.

4. Wenn Eltern Angst haben, daß das neugeborne Kind sterben könnte, so geben sie ihm, wenn es ein Knabe ist, bei der Taufe den Namen Erdmann; ist es ein Mädchen, so muß es Eva genannt werden.

5. Eine Schwangere darf nie durch ein Fenster oder durch eine andere Oeffnung in ein verschlossenes Zimmer steigen, sonst wird das Kind unfehlbar ein Dieb. (Zezenow).

6. In Zezenow steckt man die Hände der neugebornen Kinder in kaltes Wasser, dann frieren sie später nicht.

7. Neugeborene Kinder legt man hinter den Ofen, dann bleiben sie stets ruhig.

8. Den Kindern sagt man vor, daß der Storch ihnen ein Brüderchen oder Schwesterchen durch den Schornstein geworfen habe, oder auch, daß die Kuh es unter dem Kumm herausgekratzt habe.

9. Wenn ein Kind geboren ist, darf mit ihm kein junger Hund oder keine Katze aufgezogen werden, das eine hat dann nicht Art.

10. Zu Kindtaufen ladet die Hebamme ein, wofür sie ein Geschenk bekommt. Die Pathen hüllen ihr Geschenk in einen künstlich gebogenen Pathenzettel, der stets mit rother Schnur umwickelt wird. Häufig legen abergläubische Leute den Knaben noch Stahlfedern, den Mädchen Nadeln mit hinein. Vor der Taufe müssen sich die Pathen aller Speisen enthalten, kommen sie aber zurück, so greifen sie schnell nach Messer und Gabel, um etwas zu essen, damit das Kind schnell stark werde. Ist niemand da, der ihnen das Kind abnimmt, so legen sie es unter die Ofenbank. (Plötzig bei Pollnow).

11. In den Pathenbrief wird Brot, Wolle, Flachs u. a. gelegt; die Pathen wünschen dabei, daß das Kind das einst alles im Ueberfluß hat. Der Pathenbrief wird nicht zugesiegelt, sondern nur mit einer rothen Schnur umschlungen; dieselbe darf nicht geknüpft werden, sonst wird der Verstand des Täuflings verknüpft, d. h. er bleibt dumm. (Lanzig).

12. Wer von den Taufpathen am Tauftage zuerst in die Thür tritt, dessen Charakter bekommt das Kind.

13. Wenn ein Knabe und ein Mädchen zu gleicher Zeit getauft werden, so hat die Hebamme darauf zu achten, daß zuerst das Mädchen getauft wird. Wird zuerst der Knabe getauft, so bekommt das Mädchen männliche Eigenschaften, z. B. Bartwuchs. (Wusseken, Zezenow u. a.)

14. Meiner Tante, so erzählte jemand, starben die ersten Kinder bald nach der Geburt. Um weitere Unfälle zu verhüten, wurden auf den Rath kluger Leute bei der Taufe des nächsten Kindes nur alte Leute zu Pathen genommen; auch wurde das Kind verkehrt, d. h. mit dem Kopfe voran durch ein Tengstfenster nach der Kirche getragen und ebenso wieder zurück in das Haus gebracht. Das Kind lebt noch heute. (Wusseken).

15. Wenn man auf dem Gange zum Gevatterstehen ein Bedürfniß verrichten will, so darf man den Pathenbrief nicht bei sich behalten, sondern muß ihn so lange einem andern übergeben, sonst leidet das Kind an Bettnässen. (Vgl. Sagen 26).

16. Die Pathen dürfen das Geschenk nicht borgen, sonst hat das Kind nie Geld.

17. Sind die Pathen unordentlich gekleidet, so wird auch das Kind liederlich.

18. Schwangere dürfen bei Mädchen nicht Gevatter stehen, sonst bleibt das Mädchen später nicht ehrlich. (Zezenow).

19. Der Pathe, welcher das Kind während des Taufaktes hält, darf es nicht schütteln, um es zu beruhigen, sonst zerreißt es alle Kleider. (Zezenow).

20. Wöchnerinnen binden sich, so lange sie noch nicht zur Kirche gewesen sind, einen rothen Wollfaden um das Handgelenk, um gegen Hexerei geschützt zu sein. Auch dürfen sie sich nicht außerhalb des Hauses blicken lassen, weil ihnen leicht ein Schabernack gethan werden könnte.

21. Kinder, die sich sehr an den Vater schmiegen, leben nicht lange; ebenso ergeht es denen, die sehr klug sind, und denen, die einen blauen Strich über der Nasenwurzel dicht unter den Brauen haben.

22. In seinem ersten Lebensjahr darf das Kind nicht in einen Spiegel sehen, sonst lernt es nicht sprechen.

23. Im ersten Lebensjahr dürfen die Kinder nicht gekämmt werden, auch dürfen ihnen nicht die Nägel abgeschnitten werden, sonst haben sie Unglück.

24. Der erste Zahn, welcher dem Kinde gezogen wird, muß verbrannt und als Asche dem Kinde eingegeben werden, dann bekommt es nie Zahnschmerzen.

25. Wenn das Kind ein Jahr alt ist, legt man ihm (an seinem Geburtstag) einen Thaler, ein Gesangbuch und ein Stück Brot vor; greift es zuerst nach dem Thaler, so wird es später genau oder geizig, greift es nach dem Gesangbuch, so wird es gelehrt oder fromm oder ein Bücherwurm, greift es nach dem Stück Brot, so wird es ein Vielfraß.

26. Kinder dürfen nicht mit Feuer spielen, sonst werden sie das Bett näßen.

27. Wenn man von kleinen Kindern träumt, bekommt man Aerger.

28. Wenn ma kleine Kingerre Schnaps gifft, dat is äwent so schlimm, as wenn upp Kohlplante kaknig Water gate ward (Hr. Archut).

29. Kleine Kinder erschreckt man mit dem Baubau, dem Wolf, dem Schornsteinfeger und dem Juden (de Jud ward di inne Sack stäke), ferner mit dem Stoffel, dem Riesen der christlichen Legende, und mit dem Mummatsch (auch Murmax); in Wusseken bei Bütow droht man den Kindern, wenn sie am Abend unartig sind, es komme das Weib oder das Ding mit „de lange, spillbomene Täne."

30. Bei Sonnenregen müssen Kinder die Kopfbedeckung abnehmen, dann wachsen sie gut.

31. Kinder dürfen nicht am Montag zuerst in die Schule gehen, sonst dauert ihnen die Zeit zu lang.

II. Hochzeit.

32. Wenn man im Traume ein helles Feuer brennen sieht, wird man bald zu einer Hochzeit eingeladen.

33. Wenn jemand sein Taschentuch lang aus der Tasche bammeln läßt, so sagt man scherzend: Hei geht upp de Fri.

34. Ein heirathsfähiges Mädchen darf nicht an der Tischecke sitzen, sonst bekommt es einen buckligen Mann.

35. Diejenige Braut, welche vor der Hochzeit die Katze gut gefüttert hat, wird an ihrem Hochzeitstage gutes Wetter haben.

36. Bei den Kassuben dürfen Mädchen nicht den obersten Kanten vom Brot essen, sonst bekommen sie in der Ehe Zwillinge. Deshalb dürfen sie auch nicht doppelte Nüsse oder Aepfel essen.

37. Wenn es in einem Jahr viele Nässe giebt, so giebt es auch viele Huren.

38. Wenn ein Bär beim Anblick eines Mädchens sehr brummt, so ist es nicht mehr ehrlich, sondern eine heimliche Hure.

39. Von einem Mädchen, das die Natur mit einem häßlichen Gesichte bedacht hat, oder das trotz einiger Schönheit doch arm an Geld ist, sagt man in Wusseken: Dei hett dat hibsch Fell uck väre Darsch kräge.

40. Findet ein Fräulein ein mehr als dreiblättriges Kleeblatt, so stecke sie das hinter den Busen; begegnet ihr auf dem Heimwege ein Mann, so verheirathet sie sich bald, wenn eine Frau, so geht noch längere Zeit darüber hin.

41. Wer im Vollmond Hochzeit macht, der hat in der Ehe alle irdischen Güter im Ueberfluß, wer im Krebszeichen Hochzeit macht, der hat Unglück in der Ehe.

42. Braut und Bräutigam dürfen nicht in demselben Wagen zur Kirche fahren. (Carzin).

43. Wenn es der Braut in den Kranz schneit, dann hat sie in der Ehe Glück, regnet es aber hinein, so hat sie Unglück.

44. Wenn die Braut zur Trauung geht, muß sie ein Bündelchen mit Kreuzkümmel (Same von Stechapfel) auf der Brust tragen, dann kann sie nicht verrufen werden (Cublitz). Anderwärts steckt die Braut eine Sellerienwurzel in die Tasche. Bei den Kassuben wurde das Brautpaar vor dem Kirchgange in eine Kammer eingesperrt, damit es nicht verrufen werden konnte.

45. Wirft jemand zwischen ein Paar, das zur Trauung geht, eine Hand voll Sand, so haben sie Läuse und Flöhe vollauf. (Cublitz).

46. Wenn die Brautleute zur Trauung fahren, darf sich von denselben beim Losfahren niemand nach dem Hofe umsehen; wer sich umsieht, sieht sich nach einem zweiten Mann oder nach einer zweiten Frau um und muß zum zweiten Mal heirathen.

47. In Neuendorf bei Lauenburg war es früher Sitte, daß sich die Braut in die Thür stellte und niemand eher hinein ließ, als bis sie von ihm einen Kuß bekommen hatte.

48. Wenn eine Wittwe oder ein Wittwer sich wieder verheirathet, so muß das Paar sich am Altar dicht an einander drängen, denn sonst drängt sich der verstorbene Gatte oder Gattin zwischen sie. (Cublitz).

49. Wessen Hand beim Segensspruch oben ist, der behält das Regiment im Hause. Bei der Trauung muß die Braut suchen, dem Bräutigam auf den Fuß zu treten, damit sie das Regiment behält. Auch behält sie es, wenn sie auf dem Gange zur Kirche das Taschentuch hinwirft und vom Bräutigam aufheben läßt.

50. Wer bei der Trauung zuerst niederkniet, stirbt zuerst.

51. Wenn in Carzin bei Stolp früher ein Hochzeitszug aus der Kirche nach Hause kam, wurde ein Seil (oder Guirlande) quer über die Straße gezogen und nicht eher heruntergelassen, als bis die Braut Stuten oder auch kleine Geldstücke unter die Kinder geworfen hatte.

52. Wenn der Hochzeitszug von der Kirche zurückkehrt, so wird (besonders in kassubischen Dörfern) noch öfter auf der Grenze eine Flasche Schnaps geleert und die Flasche zertrümmert. Zwischen Stojentin und Gohren geschah das an einer Eiche, die deshalb noch jetzt die Brauteiche heißt.

53. In manchen Dörfern, besonders am Lebamoor, springen Braut und Bräutigam vor dem Hochzeitshause vom Wagen und eilen in das Haus, die Thür hinter sich verschließend, und schmecken erst alle Gerichte, während die Gäste so lange draußen warten müssen.

54. In der Schivelbeiner Gegend ist es Brauch, daß den Brautleuten, wenn sie von der Trauung kommen, beim Eingange in das Hochzeitshaus ein Brot hingehalten wird, wovon sie abbeißen müssen. Dann wird ihnen in ihrer Wirthschaft das Brot nicht fehlen.

55. Auch werden hier beim Hochzeitsmahl zwei Kerzen angebrannt, eine für die Braut, die andere für den Bräutigam; wessen Licht zuerst erlischt, der stirbt zuerst.

56. Im Kirchspiel Zezenow (Zezenow und Poblotz) werden die Hochzeiten möglichst an demselben Tage gefeiert. Die Gäste, die auf alle Hochzeiten geladen sind, ziehen mit Musik von einem Brauthause zum andern. Wenn die Braut auch keine Mitgift bekommt, so bedingt sich der Bräutigam doch eine große Hochzeit aus.

57. Die Hochzeit findet, wie überhaupt gewöhnlich, bei den Kassuben am Freitag statt. Beim Hochzeitsmahl sitzen Bräutigam und Hochzeitsbitter (plattd. Kestebirre) in hohem Hut am Tisch. Am folgenden Sonntag holen sich die weiblichen Gäste von der jungen Frau das Junge-Frauen-Brot, die Männer vom Bräutigam einen feinen Schnaps, denn an den andern Tagen wird nur gewöhnliches Brot und Fusel verzehrt. (Giesebitz).

58. Am Donnerstag darf keine Hochzeit sein, sonst leben die Eheleute stets in Streit. (Zezenow).

59. Der Braut muß bald nach der Trauung der Schleier zerrissen werden, sonst hat sie Unglück in der Ehe.

60. Bei den Kassuben darf die Braut sich nicht am Bette ausziehen, auch muß sie zuerst ins Bett steigen.

61. In manchen Dörfern war es früher Sitte, daß dem neuvermählten Paar eine Schüssel mit Kohlen unter das Bett gesetzt wurde.

62. Wer den Brauttanz nicht tanzen kann, setzt sich auf einen Stuhl und giebt ein Spiel an, das ausgeführt wird (bei Bublitz).

63. In der Belgarder Gegend wird in der Nacht um 12 Uhr der Braut der Kranz abgetanzt. Dann legt die Braut ihre Brautkleider ab und erscheint in einer andern Kleidung und ohne Kranz wieder, trägt aber eine zierliche, eigens dazu angefertigte Haube auf dem Kopf. Ihr folgen Personen, die mit Flaschen und Gläsern beladen sind, und es wird jetzt der sogenannte Haubenwein getrunken.

III. Krankheiten.

64. Wenn jemand Warzen hat, so kann ein anderer sie ihm abzählen; er muß dann vorwärts bis zur letzten und rückwärts bis zur ersten zählen, dann verschwinden sie, dafür bekommt sie aber der Abzählende.

65. Oder man bestreiche sie mit einer Speckschwarte und vergrabe diese unter dem Schweinetrog; sowie die Schwarte verfault, vergehen auch die Warzen.

66. Oder man gehe im Zwielicht zu einem hohlen, mit Regenwasser gefüllten Baumstumpf, wasche die betreffende Stelle und gehe wieder zurück, ohne sich umzusehen und zu sprechen.

67. Wenn man ein Gerstenkorn am Auge hat, muß man es mit einem Lappen bestreichen und diesen dann auf einen Kreuzweg werfen, dann vergeht es und kommt nicht wieder.

68. Hat ein Kind ein Gerstenkorn am Auge, so muß der Vater oder die Mutter dasselbe heimlich dreimal über Kreuz mit dem Trauringe bestreichen und dabei sprechen: Im Namen des Vaters u. s. w. Dann verschwindet es.

69. Bekommt man Zahnweh, so muß man zu beliebiger Zeit auf den Kirchhof gehen, aus einem hölzernen Kreuz einen Nagel

ziehen und damit sich so lange am Zahn pökeln, bis der Nagel mit Blut benetzt wird; dann muß man den Nagel wieder zurückstecken. Das alles muß aber schweigend geschehen.

70. Wenn man an Zahnweh leidet, so lege man einen Bissen Brot auf den kranken Zahn, gehe dann an einem Sonntag vor Sonnenaufgang zu einem Ameisenhaufen und speie dort das Brot aus; dann gehe man still und ohne sich umzusehen nach Hause, und die Zahnschmerzen sind fort, sobald die Ameisen das Brot verzehrt haben.

71. Wenn man sich alle Freitage die Nägel an den Fingern beschneidet, so bekommt man nie Zahnweh.

72. Im Stolper Kreise pflegen Kinder im Frühjahr die drei ersten Windröschen (Anemonen, Eeschken), die sie auf der Wiese finden, zu essen; sie glauben, daß sie dann das ganze Jahr hindurch nicht das Fieber bekommen. Im Rummelsburgischen und Bütowschen schreibt man dem Genuß der drei ersten Roggenblüthen dieselbe Wirkung zu. Auch ein Apfel am Ostermorgen auf nüchternen Magen genossen, schützt gegen das Fieber.

73. Wird jemand vom Fieber geplagt, so nehme er ein kleines, leinenes Beutelchen, gehe auf den Kirchhof und thue von drei Gräbern je eine Prise Sand hinein, hänge dann das Beutelchen so an einen Knopf des Rockes auf, daß er es auf dem Heimwege verliert, und das Fieber vergeht; natürlich muß man es zwischen 11 und 12 Uhr, schweigend und ohne sich umzusehen thun. (Herr Archut.)

74. Bespruch gegen die Gicht: Die Gicht und die Nieren, die in meinem Fleisch regieren, die sollen sich durch das Kreuz Jesu Christi verlieren. Im Namen Gottes des Vaters † u. s. w. Amen. (Dreimal gesprochen).

75. Ein anderer: Man gehe an einen Kreuzweg und spreche: Kreuzweg, ich klage dir, meine reißende Gicht die plaget mir; der erste Vogel, der überfliegt, benehme mir meine Gicht. Im Namen u. s. w. (Hr. Archut).

76. Wenn man von einem Hunde gebissen ist, muß man von demselben Hunde drei Haare auf die Wunde legen, dann schwillt sie nicht an, sondern heilt schnell.

77. Wasche dich am 1. März im Schnee, dann bekommst

du keine Sommersprossen; auch wird dir die Hitze den Teint nicht bräunen können.

78. Wenn jemand krank ist, und man will wissen, ob die Krankheit eine natürliche oder durch Verrufen hervorgebracht ist, so halte man eine Schüssel mit Wasser über den Kopf des Kranken und gieße einen Löffel voll geschmolzenen Bleies in das Wasser; zerstiebt das Blei in lauter feine Nadeln, so ist der Kranke verhext.

79. Wenn jemandem die Hände schwitzen, muß er mit denselben einen Maulwurf todtdrücken.

80. Das Muttermal (Dodeplacke) darf man nicht fortbringen, denn sonst muß man sterben.

81. Zittern jemandem die Hände, so ist das ein sich sicheres Zeichen, daß er früher junge Katzen und Hunde ersäuft hat.

IV. Glück. Unglück.

82. Wenn jemandem ein Hase über den Weg läuft, so hat er kein Glück, ebenso wenn ihm beim Fortgange von Hause eine Frauensperson über den Weg geht oder begegnet. Manche kehren dann sogar um und gehen noch einmal oder gar nicht fort.

83. Ein gefundenes Hufeisen muß man auf die Thürschwelle nageln, das bringt Glück.

84. Wenn jemand die Unterhosen oder Strümpfe verkehrt (ausgekehrt) anzieht, so hat er in allen Proceßsachen Glück; ißt aber jemand die Penne von besessenen Gänseeiern, so verliert er den Proceß.

85. Wem die Fingernägel blühen, der hat Glück.

86. Läuft jemandem beim Fortreisen ein Reh über den Weg, so hat er Glück, ebenso, wenn ihm ein Mann zuerst begegnet.

87. Fällt einem auf der Reise der Stock fort, so hat er Unglück.

88. Von etwas Schönem träumen, bedeutet Glück, von Häßlichem, Unglück; ebenso von Läusen träumen, bedeutet Glück, von Krebsen, Unglück.

89. Sieht der Knabe der Mutter ähnlich, so hat er Glück, das Mädchen muß dem Vater ähnlich sehen.

90. Je arger Hauer (Hure), desto mehr Glück. (Wusseken).

V. Tod. Begräbniß.

91. Wenn am Abend oder in der Nacht die Hunde heulen, so stirbt bald jemand im Dorf.

92. Dem Todten wird ein Gesangbuch unter das Kinn gelegt, um ihm den Mund zu schließen; in Zezenow giebt man ihm ein Gesangbuch mit, damit er singen kann.

93. Wenn jemand verscheidet, muß man vom Bette zurücktreten, denn die Geister kommen und holen die Seele. (Zezenow).

94. Sterbenden Kindern muß man ihre liebsten Sachen, besonders Spielzeug, mitgeben, sonst haben sie im Grabe keine Ruhe.

95. In Zezenow giebt man dem Todten auch ein Fischernetz mit, damit er Zeitvertreib habe, denn er bekommt alle Jahr nur einen Knoten auf.

96. Dem Todten wird ein Licht in die Hand gegeben, damit die Seele den Weg zum Himmel findet. Frauen, die im Wochenbett sterben, ist ein Gesangbuch oder Opfergeld mitzugeben.

97. Hat man bei der Leichenrede vergessen, die Lichter anzustecken, so kann nach dem Glauben der Kassuben der Todte nicht selig werden.

98. Ein Versprechen, das man einem Sterbenden giebt, muß man halten, sonst hat der Verstorbene im Grabe keine Ruhe.

99. Beim Weinen darf keine Thräne auf den Todten fallen, sonst liegt er naß.

100. Der Todte darf nicht mit dem Kopf zuerst hinausgetragen werden, sondern mit den Füßen, sonst zieht er die Uebrigen nach sich. Auch einen todten Hund muß man so heraustragen. Einem in Stolp ist mal ein Hund todt geblieben; das Mädchen trug ihn falsch heraus, und bald starb auch der zweite Hund.

101. Wenn der Gesang beim Aussingen einer Leiche sehr hell und weit klingt, so stirbt gleich wieder jemand.

102. In manchen Dörfern, die keinen eigenen Kirchhof hatten, wurden die Todten nach dem Kirchhofe des Kirchdorfes (z. B. Glowitz) gebracht. Bei der Rückkehr von der Beerdigung mußte auf der Grenze Stroh hingelegt werden, damit der Todte, wenn er zurückkam, sich dort ausruhen konnte.

103. Das Stroh, auf dem eine Leiche vor der Beerdigung liegt, darf nicht in Gebrauch genommen und besonders dem Vieh nicht untergestreut werden, weil sonst das Vieh steif wird. Das Todtenlager muß auch noch eine Nacht nach der Beerdigung an Ort und Stelle bleiben, da der Todte in der Nacht nach seinem Lager zurückkehrt und darauf ruht. (Kr. Stolp).

104. Legt man einer Leiche ein Federkissen unter den Kopf, so hat der Todte im Grabe keine Ruhe.

105. Beim Hinaustreten des Leichengefolges aus dem Hause muß man sehen, wer zuletzt hinaustritt; ist es eine Person männlichen Geschlechts, so stirbt zuerst eine Mannsperson, und umgekehrt.

106. Leute, welche in der 12. Stunde (Mittags und Nachts) an einem Donnerstag oder Sonntag geboren sind, können Geister sehen. Bei einem Leichenzuge können sie sehen, wer der nächste Todte sein wird, denn der Geist desselben folgt schon dem Sarge. Auch kann man es sehen, wenn man durch den linken Augenring des linken Pferdes schaut.

107. Man achte darauf, nach welcher Seite der Straße und nach welchem Hofe sich die Pferde am Leichenwagen umsehen; dort giebt's die nächste Leiche.

108. Der Kirchendiener in Culsow weiß aus dem Geläute der Glocken, ob der nächste Todte eine große oder kleine Person ist.

109. Bei der Beerdigung einer Leiche darf niemand zu dicht hinter dem Sarge hergehen, denn der Geist des Verstorbenen folgt dem Sarge unmittelbar, und wer zu dicht hinterher geht, tritt stets auf den Geist.

110. Wenn jemand im Hause stirbt, so muß das Vieh in den Ställen aufgejagt und angerührt werden, ebenso auch die Bienen; geschieht das nicht, so bekommen Menschen und Thiere einen sehr festen Schlaf, den sog. Todtenschlaf. (Kr. Stolp).

111. Wenn in Schmenzin und andern Dörfern des Bublitzer Kreises der Wirth einer Haushaltung gestorben ist, so wird alles Vieh auf den Hof getrieben und verbleibt hier so lange, bis die Leiche von der Hoflage entfernt ist. Es geschieht das zu dem Zweck, damit das Vieh den Tod seines Herrn erfahre. Wenn die Witterungsverhältnisse nicht gestatten, daß das Vieh aus dem Stalle gebracht

wird, so ist es Aufgabe der Knechte, immer zwischen zwei Stück zu gehen und zu sagen: „Nu dreegen se jugen Herren weeg!"

112. Wenn man von einem Todten träumt, so soll man den Traum binnen 24 Stunden nicht weiter erzählen.

113. Einem Bauern im Bütowschen starben die Frauen bald nach der Entbindung; die vierte wollte diesem Schicksal entgehen, darum lagerte sie tagtäglich einen todten schwarzen Hahn und eine eben solche Henne zu ihren Füßen ins Bett. Das Mittel half, sie blieb am Leben, obgleich sie schwächer war als die verstorbenen Frauen.

114. Wer das 33. Jahr, das Alter Christi, glücklich erreicht hat, lebt lange.

115. Wird ein Mörder geköpft und ein Kaufmann kann einige Tropfen Blut mit seinem Taschentuche auffangen, so vermehrt sich seine Kundschaft.

116. Am Abend des Tages, wo der Todte verschied, wird an seinem Lager lange gebetet und gesungen. Die sog. Todtenwache wird am Abend vor dem Begräbnißtage gehalten. Dazu versammeln sich diejenigen, die aus dem Orte zur Feier geladen sind. Schon am Abend vorher wird der Todte vollständig angekleidet. Mit Gesang wird er auf den Friedhof gebracht. Pfarrer und Lehrer gehen dem Zuge vorauf, die Gäste folgen. Der Todtengräber legt das Handwerkszeug, womit er das Grab gegraben, kreuzweise über das Grab; den Meßstab wirft er mit hinein. Wird der Todte aus dem Hause gebracht, so wird das Vieh angerührt. Die Stühle, auf welchen der Sarg gestanden, werden umgestoßen, weil man glaubt, der Todte kehre dann nicht zurück (auch bei den Kassuben in Giesebitz). Wenn der Sarg von der Bahre gehoben ist, wird sogleich das weiße Laken abgenommen und zu Hause auf die Stelle gelegt, wo der Todte gestorben ist. (Plötzig bei Pollnow).

117. Im Rummelsburgischen wird die Todtenwache am Abend des Todestages gehalten, und zum zweiten Mal am Abend vor dem Begräbniß.

118. Vom Leichenschmause (nach dem Begräbniß) sagt man in Wusseken bei Bütow: „Dat gifft all wedder he Fell to versupen."

119. Nach dem Glauben der Leute verändert der Todte seine

Farbe erst dann, wenn das Glockengeläut verkündet, daß das Grab fertig ist. (Plötzig).

120. In Brunow (Kr. Schivelbein) werden nach erfolgter Beerdigung die Spaten und Schaufeln über das Grab gelegt; liegt ein Spaten oben, so stirbt eine männliche Person, liegt eine Schaufel oben, eine weibliche.

121. Selbstmörder müssen so lange als Spuk umhergehen, bis die Zeit gekommen, wo ihnen von Gott ihr Ende bestimmt war. Auf ihren Gräbern sieht man den Teufel in Gestalt eines Hahnes sitzen. (Zezenow).

122. Meineidige finden im Grabe keine Ruhe, sondern gehen als schwarze Hunde umher. (Zezenow).

VI. Allerhand Zauberei.

123. Eine Person, die den Teufel hat, wird geräuchert; dadurch bildet sich in ihren Haaren eine Klatte. Diese wird abgeschnitten und zu Pulver gebrannt; dies muß man dem Besessenen eingeben, dann geht der Teufel fort.

124. Giebt dir eine alte Frau zu trinken, so darfst du nicht den letzten Tropfen austrinken, weil da leicht der Teufel drin sitzen könnte. Auf diese Art wird er nämlich eingegeben.

125. Wenn ein Stück Vieh verrufen ist, so wird es, wie folgt, besprochen: „Zwei böse Augen haben dich gesehen, zwei gute sehen dich wieder. Im Namen u. s. w." Falls das betreffende Vieh doch verendet, so nimmt man, um sich an der bösen Person zu rächen, das Herz des todten Viehes, steckt es voll von ungebrauchten Stecknadeln, legt es dann in einen ungebrauchten Topf und läßt es 10 Minuten kochen, worauf es in den Rauch gehängt wird. Nun hat man es dem Verrufer besorgt; er wird unfehlbar krank, leidet unsägliche Schmerzen und kann nicht eher genesen, als bis das Herz aus dem Schornstein entfernt ist. Meist kommt der Hexenmeister selbst und bittet ab. (Hr. Archut).

126. Verborgene Dinge kann man sehen, wenn man ein vierblättriges Kleeblatt oder das Kreuz aus einem Hechtkopf bei sich trägt; ebenso, wenn man einen Strumpf oder das Hemde verkehrt anzieht; doch darf niemand darum wissen.

127. Bevor man vom Hofe fährt, muß man mit der Peitsche

drei Kreuze vor den Füßen der Pferde machen, dann kann man nicht behext werden.

128. Wenn Kinder alte Lappen auf der Erde finden, so sollen sie die liegen lassen, denn sie könnten behext sein, und sie würden sich dadurch die angehexte Krankheit zuziehen.

129. In die Schwelle des Stalles muß man drei Löcher hineinbohren und Kreuzkümmel darein thun, dann kann keine Hexe in den Stall.

130. Gänserichen und Junggesellen können kluge Leute einen Zaubertrank eingeben, daß sie den Gänsen und Weibsbildern nachlaufen, und sollten sie dabei über die Häuser gehen.

131. Gefällt dir ein hübsches Mädchen und sie will dich nicht haben, dann nimm eine Fledermaus, verbrenne ihr Herz zu Pulver und gieb es ihr ein, dann kann sie nicht mehr von dir lassen.

132. In Wend. Carstnitz war ein Brenner, der alles vorhersehen konnte; dazu stellte er sich einen Sarg auf den Schornstein seines Hauses. So wahrsagte er einmal einem Kinde mit gesunden Beinen, daß ihm am nächsten Tage die Füße rückwärts gerichtet sein würden. So geschah es auch.

133. Wer am Weichselzopf leidet oder besessen ist oder wem schlimme Leute das Vieh behext haben, dem ist dringend zu rathen, die Hülfe der hochberühmten Frau Schewe in Br. in Anspruch zu nehmen. Hier ein Brief und ein Recept, die sie einem Dummen aus Wusseken geschrieben. — Adl. Br. den 23. 1. 79. Geehrter Herr. Ihr geehrtes Schreiben vom 18. d. M. habe ich erhalten und beeile mich Ihrem Wunsch nach zu kommen, ich übersende Ihn daß netige dazu, gebrauchen Sie es genau nach der vorschrift dan wirt es helfen so lange die Kuhr dauert verborgen sie nicht daß geringste, kaufen und verkaufen kennen Sie aber nicht verborgen mag Es sein wer er ist. Achtungsvoll ergebenst Wittwe Schewe. — Das Recept lautet: Zu erst nehmen Sie ein Kirschbäumchen daß heißt ein Stemchen nicht ein Zweig machen davon Korkchen nach dem Unter Ende angespitzt so wie der Stam gestanden hat die Korken einen Zoll lang, sind die fertig dan geht es an das verbohren. Zuerst bohren Sie auf jedes Ende der Kripe ein Loch stecken ein Pulver darein (von den die zusammen gebunden sind in den Papierchen) nehmen dann ein Korken von den die

Sie gemacht haben und nagel daß zu dan Bohren sie ein Loch in den Thiren Schwell stecken wider ein Pulver darein und nageln es wider zu, haben Sie dies fertig dan graben Sie ein Loch und setzen daß Glaß in ein alten Topf decken denselben zu und setzen daß Glas hin ein u sprechen die Worte (im Namen Gottes des Vaters u. s. w.) und Schmeissen dan Erde darauf, auch die Pulver werden besegnet eher Sie vernagelt werden grade So verbohren Sie auch den anderen Stall ist das verbohren fertig dan reuchern Sie mit dem Pulver im Blau Papier nehmen ein Schart mit glühenden Kohlfeuer halten es unter die Kuh streuen etwas Pulver darauf daß es gut dampft so drei Abende hinter ein ander, dan in drei Abende wirt nicht gereuchert, dan in Zwei Abende gereuchert dan in 2 Abende nicht, und den Ein Tag gereuchert dan ist es gut. Bitte genau so zu folgen wie geschrieben ist. nehmen Sie eine 1/4 Quart Flasche und da gißen Sie die Medicin herein dan gißen Sie halb Schnaps halb Wasser bis die Flasche foll ist. (Das soll dem Vieh nämlich eingegeben werden).

134. Hat dir ein Dieb Kleidungsstücke entwendet, so nimm einige Flicken von dem gestohlenen Zeuge und kratze sie auf einem Grabe ein; sowie diese Lappen langsam verfaulen, so quient auch der Dieb, so lange bis er stirbt, was unfehlbar geschieht, sobald die Lappen verfault sind.

135. Denselben Erfolg hast du, wenn du eine Hand voll Sand von einem Grabe unter die Lecke der Kirche legst; sobald dieser von den Wassertropfen weggespült ist, muß auch der Dieb sterben, wenn er nicht vorher kommt und seine That bekennt.

136. Daß der Dieb gestohlen Gut wiederbringen muß. Nimm 3 Bröcklein Brot, 3 Sprätlein (Körnchen) Salz und 3 Tropfen Schmalz, mache eine starke Gluth, lege alle Stücke darauf und sprich diese Worte dreimal dazu und bleibe allein: Ich lege dir, Dieb oder Diebin, Brot, Salz, und Schmalz auf die Gluth wegen deiner Sünd und Uebermuth; ich lege es dir auf die Lung', Leber und Herzen, daß dich ankommt ein großer Schmerzen. Es soll dich anstoßen eine große Noth, als wenn es dir thät der bittere Tod; es sollen dir alle Adern krachen und Todesschmerzen machen, daß du keine Ruh nicht hast, bis du das Gestohlene wiederbringst und hinthust, wo du es gestohlen hast. Im Namen u. s. w.

137. Schreib auf 2 Zettelchen folgende Worte: „Abraham † hats gebunden, Isaak † hats erlöst, Jakob † hats heimgeführt; es ist so fest gebunden als Stahl und Eisen, Ketten und Banden,“ lege das eine unter die Thürschwelle, das andere über die Thür, so kommt der Dieb am dritten Tage und bringt das Gestohlene.

138. Diebessegen. Dreiunddreißig Engel sagten, sie wollten der Mutter Maria ihr liebes Kindlein stehlen. Das wollte Maria nicht wahr haben. Da sprach Maria zu St. Petro: Lieber Petro, binde! Er sprach: Ich habe gebunden mit eisernen Banden und mit Gottes Händen und mit seinen fünf Wunden bewahret, daß der Dieb, der solches angerichtet, muß stehen wie ein Stock, muß sehen wie ein Bock, seine Augen müssen verschwarzen, er muß anheben zu zählen alle Sterne, die am Himmel sind, alles Laub, das auf den Bäumen ist, allen Sand, der am Meere ist. Das verhelfe mir die Liebe St. Petro! Der müsse stille stehn und nicht weiter gehn, bis ich ihn mit meinen leiblichen Augen anschaue und mit meinem Munde Erlaubniß gebe. Losspruch: Da Jesus getaufet war im Jordan, da ging er hin; also gehe du Dieb auch hin. (Nach einem alten Schriftstück von 1837 mitgetheilt von Hrn. Archut).

VII. Thiere.

139. Wenn früher den Leuten mehrere Stück Vieh hinter einander todt blieben, dann brachten sie ein todtes Stück über die Grenze des Dorfes und banden es an einem Busch fest. Dann starb ihnen kein Vieh mehr.

140. Bespruch gegen den Verfang. Dieses Stück Vieh hat sich verfangen, Jesus Christus hat gehangen; Jesus Christus hängt nicht mehr, dieses Stück Vieh verfängt sich nicht mehr. Im Namen u. s. w.

141. Derselbe Spruch wird aus der Schivelbeiner Gegend mitgetheilt: Dies Haupt Vieh hat sich verfangen, unser Herr Christus hat gehangen. Ist unser Herr Christus vom Hangen erlöst, so ist dies Haupt Vieh von Verfangen erlöst. Im Namen u. s. w. Dieser Spruch wird dreimal gesprochen und das Stück Vieh mit der Schürze der Frau oder dem Rockzipfel des Mannes bestrichen.

142. Wenn sich eine Kuh oder ein Pferd verfangen hat (die Trommelsucht hat), so muß man, ohne daß es jemand sieht, dem Thier ein Stück Brot eingeben, in das man von seinen Schamhaaren gesteckt hat. Das hilft.

143. Wenn eine Schwalbe unter dem Bauch einer Kuh hinfliegt, so giebt die Kuh fortan Blut statt der Milch. Thut man nun schnell diese verdorbene Milch in einen alten irdenen Topf und setzt das auf einen Zaunpfahl, so ist die Milch wieder gut.

144. Wenn eine Kuh, nachdem sie gekalbt hat, den Hamen nicht verlieren kann, so muß man denselben mit einer Harke dreimal in Kreuzform durchziehen.

145. Die Kühe dürfen nicht an einem Buttertage (Mittwoch oder Sonnabend) zuerst auf die Weide getrieben werden, dann geben sie keine Butter.

146. Wenn das Butterfaß beim Buttern unter einem Balken steht, so kriegt man schlecht abgebuttert.

147. Wenn die Milch behext ist und man deshalb nicht abgebuttert kriegt, muß man das Butterfaß auf die Karre setzen, damit bis über den nächsten Kreuzweg karren und dann wieder nach Hause; dabei darf aber kein Wort gesprochen werden. Oder man lege eine Mannshose oder einen Besen unter, oder einen Thaler in das Butterfaß, so buttert es bald. In Culsow sagt man: „Wenn't nich bottre schall, bottert nich, o wenn ma di Hose aftreckt o rinne schitt."

148. Wenn die Milch verdorben (behext) ist, kann man sie dadurch wieder gut machen, daß man sie durch ein Stück Holz seiht, in dem sich ein Loch von einem ausgefallenen Knurren befindet.

149. Wenn eine Hexe eine Hausfrau beim Buttern antrifft und die Reifen des Gefäßes zählt, dann geräth das Buttern nicht; soll es aber wieder gut gemacht werden, so muß ein rother Lappen heimlich unter das Butterfaß gelegt werden (bei Schivelbein).

150. Zu Wollbrecht muß man dem Vieh von neun Scheiden neunerlei Kraut geben, dann kann es nicht verrufen werden.

151. Um junges Vieh, besonders Pferde, Ziegen und Schafe vor dem Verrufen zu schützen, binde man ihnen ein rothes Halsband um.

152. Den Kühen wird ein Hechtkreuz mit Theer in die Schwanzquaste oder ins Genick geklebt, dann können sie nicht verrufen werden.

153. Kalbt eine Kuh, so wird ihr in den ersten Tränkeimer ein Kreuzschlüssel gelegt, dann kann sie nicht behext werden.

154. Den Kühen wird Wermuth oder ein Hering, auch ein Ei oder ein Stück Brot mit Theer beschmiert eingegeben, damit sie nicht die Kage bekommen.

155. Kauft jemand ein Stück Vieh, so soll er es ja rückwärts in den eigenen Stall bringen, sonst artet es nicht gut. Ein Bauer in Wusseken bei Bütow schneidet auch den geschlachteten Thieren die Saugwarzen ab und wirft sie rückwärts in den Stall.

156. Schweine soll man nur bei abnehmendem Monde schlachten, dann wahrt das Fleisch besser und bekommt auch nicht so leicht Maden, als wenn es bei zunehmendem Monde geschlachtet wird.

157. Derjenige, der Blut- und Leberwurst kocht, darf während des Kochens nicht reden, sonst kocht die Wurst aus.

158. Tragenden Stuten muß man ein rothes, wollenes Band in den Schwanz binden, damit sie nicht behext werden können, ebenso anderem Vieh, wenn es im Frühling zuerst auf die Weide getrieben wird. Auch binde man den Thieren eine Mischung von Pech, Teufelsdreck und Kreuzkümmel unter die Schwanzwurzel.

159. In Meddersin (Kr. Bütow) nehmen die Bauern nicht gern eine Katze (oder einen Besen) auf den Wagen, weil sie glauben, dann ermüden die Pferde.

160. Gänse, Enten und Hühner pflegen beim Brüten gewöhnlich einen Platz in der Stube zu haben. Sollen nun die jungen Thiere zum ersten Mal an die frische Luft gelassen werden, dann müssen sie gegen das Behexen geschützt werden. Man nimmt etwas Sagelstern (assa foetida), auch blos Pulver, eine Hand voll Eierschalen, die im Nest zurückgeblieben sind, und Stroh und Federn aus dem Nest und legt dies unter ein Sieb, nachdem man es zuvor angesteckt hat; dann stellt man die jungen Thiere aufs Sieb oder stellt sie auch in einem Korbe darauf und räuchert sie. Ist doch noch Gefahr vorhanden, so muß man sie durch ein schwarzes Traukleid oder durch das linke Bein einer Hose oder zwischen

der dritten und vierten Trame einer Leiter durchziehen. So bei den Kassuben und anderwärts. Auch durch ein Stück Garn kann man die Thiere hindurchziehen, aber mit dem Schwanze voran.

161. In manchen Dörfern werden den jungen Gänsen die Blätter von dem Kraut Mate (pyretrum) eingegeben, oft dazu auch noch Speck und Brot, dann fressen sie nachher gut.

162. Sollen Krähen sich nicht an jungem Geflügel vergreifen, so ziehe man es unter einer Frose durch.

163. Wenn einem Huhn (Gans) die Eier zum Ausbrüten untergelegt werden, so nimmt die Frau ein Stück Brot in die Hand und verzehrt es mit großer Gier, gleichviel ob sie Hunger hat oder nicht; so, sagt man, fressen dann auch die aus den Eiern schlüpfenden Hühner oder Gänse.

164. Wenn die Hühnereier in einem Monat gelegt und ausgebrütet werden, so legen die daraus hervorkriechenden Hühner sehr fleißig.

165. Wenn die Eier den Glucken am Mittwoch untergelegt werden, so giebt es viele Hennchen.

166. Liegt die leere Stelle in einem Ei schräge, so ist ein weibliches Thier darin, liegt die Leere nach oben und zwar wagerecht, ein Hahn oder Gänserich.

167. Wenn man im Frühjahr den Kuckuck zum ersten Mal rufen hört, muß man die Börse schütteln, daß das Geld klingt, dann wird einem das Geld im ganzen Jahr nicht knapp; hat man aber kein Geld bei sich, so fehlt es das ganze Jahr. Hört man ihn nüchtern, d. h. vor dem Frühstück, so wird einem das ganze Jahr hindurch das Brot knapp zugemessen. Auch kann dir der Kuckuck sagen, wie viele Jahre du noch leben sollst.

168. Setzt sich eine Elster auf deinem Gehöfte nieder, so bekommst du Gäste; ebenso, wenn sich die Katze wäscht.

169. Wenn man den Storch zuerst nach Nahrung suchen sieht, so wird man das ganze Jahr hindurch sehr fleißig sein, ebenso, wenn man ihn am Nest bauen sieht; klappert er, so hat man Unglück, namentlich zerschlagen die Frauen dann viel Topfgeschirr; fliegt er einem entgegen, so weht er Schlaf in die Augen, und man wird das ganze Jahr hindurch sehr schläfrig sein.

170. Wenn der Storch im Frühjahr schmutzig aussieht, giebt's einen nassen Sommer, wenn weiß und klar, einen trockenen.

171. In Carzin bei Stolp rufen die Kinder dem Storche zu:

Adboar Aure, bring mi ne Braure,
Adboar Este, bring mi ne Schwester,
Adboar Ut, bring mi ne Brut.

172. Dem Kranichszuge rufen sie nach: „De hingerste na vär!" Dann wechseln die Kraniche.

173. In Wusseken bei Bütow rufen die kleinen Gänsehirten der Krähe zu:

Wi wi wauer, du ull Hauer (Hure),
Wi wi wex, du ull Hex.

174. Zu einem weinenden Kinde sagt man: „Di hewwe woll de Krehe (oder: de Heiner) dat Brot wegname?"

175. Von kränklichen und bleichen Leuten und Kindern sagt man: „Dat is e recht ull Hiemk", oder: „Hei sieht ut asse Hiemk."

176. Wenn man jemandem durch eine Federpose Läuse aufbläst, so wird er sie sein Leben lang nicht wieder los. Ebenso ergeht es dir, wenn dir ein Pracher Läuse aufsetzt; doch kannst du sie los werden, wenn du einem andern drei aufsetzest.

177. Farrenkraut in die Betten gelegt, ist ein gutes Mittel zur Vertreibung der Flöhe.

178. Wenn im Frühling die Frösche zuerst quaken, so eilen die Frauen in Wusseken bei Bütow an das Fenster der Nachbarin und rufen: „Hest du dige schwart Veih tus?" Die Nachbarin antwortet: „Ne!" „Wo is dat?" „Im schwarte Ellerbrauk!" „Denn lat dat bliwe, wo dat is!" Damit entfernt sich die Fragende. Die Gefragte hat nun das ganze Jahr keine Flöhe. (Hr. Archut).

179. Am Ostermorgen fegten früher die Leute die Stuben aus und trugen das Gemüll (Mulles) über die Scheide auf das Gebiet des Nachbarn. Damit trugen sie ihm die Flöhe zu, während sie selbst verschont blieben.

180. In Carzin nehmen die Kinder das Marienwürmchen auf die Hand und rufen: „Beikwermke, fleig hoch upp, die Kingerkes sitte am Finster und weine, se sind inne Bottermelk verdrunke." Das rufen sie so lange, bis es fortfliegt.

181. Manche glauben, daß die Bienen bessere Art haben, wenn sie mit einem andern auf die Hälfte gehalten werden; doch darf man sich ja nicht darum zanken, sonst gedeihen sie nicht. Eben deshalb darf man auch nicht um Bienen handeln.

182. Wer de Bein gaut mit Hoar bewusse hett, dem hebbe de Imme gaut Oart. (Hr. Archut).

183. Jemanden, der den Ameisenkönig (Eemtekenig) noch nicht gesehen hat, führt man zu einem Ameisenhaufen; in demselben stakert man mit einem Stocke herum und wirft dem ahnungslos Dabeistehenden plötzlich Ameisen auf den Leib. Dann hat er den Ameisenkönig gesehen.

VIII. Pflanzen.

184. Holz und Kraut, das an einem gewissen Tage im Jahre (im Kalender Abdon genannt) angerührt oder leicht angehauen wird, vertrocknet und stirbt ab.

185. Bauholz muß bei abnehmendem Monde geschlagen werden, dann fressen es die Würmer nicht.

186. Wird im Sommer das erste Fuder Korn in die Scheune gebracht, so muß beim Abladen desselben keine Silbe gesprochen werden; so still und ohne das Korn oder Stroh zu schneiden, verhalten sich im Laufe des Jahres die Mäuse. (Aus Kroßnow, Kr. Bütow).

187. Die Frauen sprechen beim Einschieben des Brotes in den Backofen: „Herin as he Lofblatt, herut as he Wagerad!“ Dann geht das Brot tüchtig auf. (Wusseken).

188. Schreitet beim Backen jemand über die Gerstel, so geräth das Brot nicht.

189. Die blauen Kornblumen soll man nicht ins Haus bringen, sonst verschimmelt das Brot. Sie heißen deshalb auch Schimmelblumen.

190. Gerste muß nach Sonnenuntergang gesät und eingeeggt werden, dann wird sie nicht von den Vögeln gefressen.

191. Kartoffeln muß man im zunehmenden Mond pflanzen, dann wachsen sie gut. Wruckensamen ist am 2., Leinsamen am 19. Mai zu säen. Zwiebeln legt man im Steinbock, dann werden sie gut hart.

192. Kartoffeln in der Zeit vom 1—12. Mai gepflanzt, werden wurmstichig.

193. Wenn sich beim Pflanzen der Kartoffeln große Wolken am Himmel zeigen, werden auch die Kartoffeln sehr groß.

194. Wenn de Bur biem Arfteseigen f. rzt, ware de Arfte wormadig. (Wusseken).

195. Der Kohl muß an drei Freitagen hinter einander behackt werden, dann wird er gut.

196. Wenn der Flachs gesät war, gingen früher die Frauen gegen Abend aufs Feld und riefen: „Hutz, Knutt, bet an de K..t!" So hoch wurde dann der Flachs.

197. Wird beim Fastnachtsball der Flachs betanzt, so müssen die Tänzer dabei recht hohe Sprünge machen, dann wird auch der Flachs hoch.

198. Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr die Eiszapfen an den Fenstern gut lang sind, so geräth auch der Flachs im nächsten Jahr sehr.

199. Der Leinsamen muß aus den Knoten ausgedroschen werden, bevor die Frösche quaken, sonst geräth der Flachs nicht.

200. Aus den Wurzeln des Brombeerstrauches kocht man einen Thee, der gegen den Husten sehr dienlich sein soll.

201. Das im Spätherbst auf den Eichen noch sitzende Laub wird ausgekocht; in das heiße Wasser steckt man angefrorene Hände und Füße, wodurch der Frost ausgezogen wird.

202. Wenn die Topfgewächse gut wachsen sollen, muß man die Ableger (Enken) stehlen.

203. In Carzin bei Stolp gebrauchen die Knaben beim Bastlösen folgende Worte: „Fruppuppke, gah glatt aff, dat Saftke sall die, dat Piepke sall mie." In Wusseken gilt folgender Reim:

Piepke, gerad' mi,
Oder ick schla di
Kopp aff, Kopp aff,
Wenn de Rogge riepe,
Wenn de Pogge piepe,
Wenn de ulle Wiwer
Mit de Däre knare,
Mutt mige Piepke los sinne.

204. Durch eine Pfeife soll man nicht hindurchsehen, sonst geht sie nicht.

IX. Zeiten.

205. In Bekel und anderen Dörfern wurde früher statt des Schimmels ein Storch ausgeputzt und am hl. Abend herumgeführt. Diese Sitte ist jetzt ganz abgekommen.

206. Am ersten Weihnachtstage muß man sämmtlichem Vieh Brot geben, dann bekommt es keine Läuse.

207. Zwischen Weihnachten und Neujahr darf kein Dung aus den Viehställen gebracht werden; wer es dennoch thut, wird nach dem Tode zur Strafe auf den kalten Mond versetzt. Auch soll das betreffende Vieh sehr viele Läuse bekommen. (Kr. Stolp).

208. Auch darf in dieser Zeit kein Flachs gehechelt werden, denn so viel Schäwe dabei vom Flachs fällt, so viel Läuse bekommen die hechelnden Personen.

209. Wenn Leute zwischen Weihnachten und Neujahr spinnen, so bekommt ihr Vieh Läuse.

210. In der Sylvesternacht muß dafür gesorgt werden, daß die Bäume im nächsten Jahr gut tragen. Dies erreicht man dadurch, daß man ihnen in dieser Nacht etwas schenkt. Am Abend nach der Dämmerung werden sie mit einem Strohseil umbunden (in Wusseken sagt man: Ne Schurrback ward anne Boom bunge), und in die Kronen der Bäume oder auch drüber hinweg müssen tüchtige Ladungen Schrot oder Pulver geschossen werden. Wenn man dies nicht versäumt, so sind die Bäume im künftigen Sommer sehr fleißig.

211. Auch die Hausthiere müssen Neujahr mitfeiern. In der Sylvesternacht erhält deshalb jedes Thier ein Schneidewerkzeug in die Krippe, z. B. die Kühe Axt oder Beil, die Schafe Scheere oder Messer. Am Neujahrsmorgen werden ihnen diese Gegenstände wieder fortgenommen, und sie erhalten nun ein Stück Brot, das mit Schnaps angefeuchtet ist. Den Hühnern wird das Brot klein gebrockt und mit Schnaps angefeuchtet hingesetzt. Auch werden kleine Brötchen — Backen — gebacken und dem Vieh ohne Schnaps hingesetzt. Es artet sich dann besser.

212. In der Sylvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr muß man den Ofen tüchtig heizen, denn dann kommen die Verstorbenen und wärmen sich; hat man Sand auf die Ofenbank gestreut, so

kann man sehen, wo sie gesessen haben. Auch muß man die besten Speisen auf den Tisch stellen. Hängt man Wäsche heraus, so kommen sie nicht herein. (Kassuben).

213. Diejenigen Menschen, welche in der 12. Stunde an einem Sonntage geboren sind, können Geister sehen. Wenn sie in der Sylvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr vor die Thüre gehen und über das Haus sehen, so können sie sehen, was für wichtige Ereignisse das nächste Jahr bringen wird. Stirbt jemand, so schwebt ein Sarg über dem Hause, wird jemand geboren, eine Wiege, findet eine Hochzeit statt, Fiedel und Baß.

214. Am Sylvesterabend fülle man Fingerhüte mit Sand, für jeden der Anwesenden einen; dann stülpt jeder seinen um, und bei wem der Sand umfällt, nachdem der Fingerhut fortgenommen, der stirbt im folgenden Jahre.

215. Oder der, welcher das Schicksal befragen will, setze sich platt auf den Fußboden, mit dem Rücken nach der Thür, und werfe sich mit den Füßen den Pantoffel über den Kopf. Fällt der Pantoffel aufs Maul, d. h. aufs Leder, so stirbt der Fragende in dem Jahr; ist der vordere Theil nach der Thür gekehrt, so geht er im folgenden Jahre für immer aus dem Hause, sonst bleibt er in demselben.

216. Wenn am Sylvesterabend die Lampe angezündet wird, so muß man nach dem Schatten sehen; wessen Schatten keinen Kopf hat, der stirbt im folgenden Jahre.

217. In der Sylvesternacht muß man sich ein Gesangbuch unter das Kopfkissen legen und, wenn man aufwacht, aufschlagen; die Stelle muß man sich durch Umbiegen des Blattes merken. Am Neujahrsmorgeu wird das Lied gelesen. Ist es ein Sterbelied, so stirbt die betreffende Person, ist es ein Danklied, so wird ihr viel Gutes widerfahren, wodurch sie zu häufigem Loben und Danken veranlaßt wird.

218. Der Herd des Hauses wird in der Zeit von 11—12 Uhr mit Teig belegt, und zwar für jedes Familienmitglied ein Brötchen; wessen Brötchen nicht aufgeht, der stirbt im Jahre. Auch soll solches Brot sich das ganze Jahr hindurch halten.

219. Junge Mädchen stellen 6 Teller verkehrt auf den Tisch; darunter befinden sich die Sinnbilder für Verlobung (Ring), Hoch-

zeit (Kranz), Geburt (Puppe), Reichthum (Geldstück), Ueberfluß (Brot) und Tod (Erde). Ein anderes Mädchen hebt einen beliebigen Teller auf, und der Jubel ist groß, wenn sich die Puppe unter dem gehobenen Teller befindet.

220. Am Neujahrsabend wird zwischen 11 und 12 Uhr Feuer im Ofen gemacht; die Unverheiratheten stellen sich davor uud sehen sich zwischen den Beinen durch ins Feuer; werden sie sich noch in dem Jahr verheirathen, so sehen sie Braut oder Bräutigam; sehen sie nichts, so bleiben sie noch ledig.

221. In der Schivelbeiner Gegend hält in der Neujahrsnacht die „Aschenmutter“ ihren Rundgang durch das Dorf. Gewöhnlich ist es ein als Frau verkleideter junger Mann, der einen Beutel mit Asche trägt. Die Kinder werden zum Beten aufgefordert, und welches Kind schlecht oder gar nicht betet, bekommt einige Hiebe mit dem Aschensack. Fleißige Kinder bekommen Geschenke, meistens selbstgebackene Pfeffernüsse. Viel schenkt aber die Aschenmutter nicht, denn sie ist uur arm.

222. Wer am Neujahrstage fällt, stirbt in demselben Jahre (bei Schivelbein).

223. Hängt man am Gründonnerstag die Wäsche zum Trocknen hinaus, so stirbt jemand aus der Familie; wird aber die Wäsche auf den Boden gehängt, so schadet es nichts.

224. Am Gründonnerstag soll man Topfgewächse und Bäume pflanzen, dann wachsen sie gut.

225. Wer am Charfreitag Fleisch ißt, den beißen im Sommer die Mücken sehr.

226. In Stojentin wollen mehrere Leute bemerkt haben, wie die Sonne am Ostermorgen springt. Man nennt das das Osterlammspringen.

227. Am Ostermorgen muß man aus einem fließenden Gewässer vor Sonnenaufgang das Osterwasser holen, doch darf kein Wort dabei gesprochen werden. Es wäscht reiner als Brunnenwasser, und man bekommt darnach besonders keine Sommersprossen. In einer Flasche gut zugekorkt behält es auch später seine Kraft. In Stojentin geben es manche den kleinen Gesseln zu trinken; auch die Bienenkörbe werden damit besprengt, damit die Bienen gute Art haben.

228. Das Stäupen zu Ostern geschieht fast nur in der Weise, daß Kinder den Eltern die mit Bändern und buntem Papier geschmückte Osterruthe aufs Bett legen. Anderwärts ist die Sitte ganz ausgeartet. Man nimmt Ruthen von Birkenreisern oder Wachholderbusch und prügelt damit, so daß es tüchtig auf den Waden brennt. (Schmuckostre, ostrepietsche).

229. Das liebe Pommerland I. S. 108 erzählt: Eine Nachbarin versichert, ihr Vater habe alljährlich im Osterwasser gleich am Morgen Eier kochen lassen und mit dem Eierwasser seinen Ochsen die Hälse gewaschen, und dann habe das Joch ihnen nie eine Wunde gescheuert. Ein andrer Nachbar in ihrem Heimathsdorf habe seine mit der Schabe oder Krätze behafteten Pferde am Ostermorgen in die Schwemme geritten, und alsbald sei die Krankheit verschwunden.

230. In der Bütower Gegend durfte früher zu Pfingsten der sogenannte „Pischk“ nicht fehlen. In einen großen, hölzernen Mörser, aus einem Baumstamm hergestellt, wurden ca. 4 Metzen Gerste geschüttet, mit heißem — aber nicht kochendem — Wasser übergossen und dann mit großen hölzernen Hämmern so lange bearbeitet, bis auch das letzte Körnchen von der Hülse befreit war. Gehörig gereinigt ward dann die Gerste dick eingekocht und als Lieblingsgericht am Mittage des ersten Pfingsttages mit oder ohne Milch verspeist. Heute schickt man die Gerste nach der Mühle und läßt dort die eben so beliebten Graupen (Grubegritt) machen.

231. Der Pfingststrauch, der zuerst ausgesteckt wird, ist der beste; er wird aufbewahrt und seine Blätter sollen schlimme Wunden, die sonst nicht heilen wollen, bestimmt heilen.

232. In Lubow (Kr. Neustettin) findet alljährlich das Pfingst-Wettreiten statt. Die jungen Bauerburschen wählen sich dazu die besten Renner und ein ebenes Feld. Jeder Bursche wird von seinem Kranzmädchen ausgeputzt; auch das Pferd wird bekränzt. Dann wird eine Distanz abgesteckt und ein Gegenstand an dem bestimmten Male aufgehängt. Das Wettreiten beginnt, wobei Jung und Alt zusieht. Wer zuerst das Mal erreicht und den aufgestellten Gegenstand ergreift, ist der König. Nach dem Wettreiten findet ein Tanzvergnügen statt, bei dem jeder Bursche mit seinem Kranzmädchen tanzen muß. Jedes junge Mädchen wählt sich seinen

Burschen selbst und giebt ihm seine Hinneigung durch besseres oder schlechteres Ausputzen zu erkennen.

233. Am Johannistage, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, werfen junge Mädchen einen Kranz dreimal auf einen Baum; sodann laufen sie dreimal ums Haus. Begegnen sie dabei einer Mannsperson, oder sehen sie eine am Hause vorbeigehen, so bekommen sie bald einen Mann aus dem Stande, dem jener angehört. Fällt der Kranz alle drei Male vom Baum herunter, so müssen sie noch lange auf einen Freier warten. (Wusseken).

234. In der Johannisnacht und am Johannistage werden in einigen Häusern die Thüren und Stuben mit Ahorn (Klohn) oder auch mit Kreuzdorn geschmückt.

235. In der Johannisnacht, oder, wie andere sagen, am Johannistage, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, findet man unter jeder alten Beifußstaude Kohlen in der Erde; dieselben sollen gegen Krämpfe helfen.

X. Wetter.

236. Wenn die Kraniche schreien, oder wenn die Hunde Gras fressen, oder wenn die Hühner an einem Tage viel krähen, so giebt es Regen.

237. Wenn sick de Sprein (Staare) so toptrecke u an to singen fange, gifft't Regen. (Hr. Archut).

238. Wenn es im Frühjahr, während die Bäume noch unbelaubt sind, gewittert, so giebt es wenig oder gar kein Obst.

239. Wenn dat väl Brumbeere gifft, krieg wi ne harde Winter. (Hr. Archut).

240. Wenn große Schneeflocken fallen, so sagt man in Carzin bei Stolp: „De Mellerbursche schlane (schlagen) sick".

241. Wenn ein Blitz herunterschlägt, so fährt damit zugleich der Donnerkeil (Dunnerpil) herunter und dringt in die Erde; erst nach neun Jahren kommt er wieder an die Oberfläche. Der Donnerkeil hilft gegen den Schaden. Man muß etwas davon abschaben, dazu von dem Trauring der Mutter des erkrankten Kindes hinzuschaben und dem Kinde eingeben.

242. Ist am Michaelistage stilles Wetter, so giebt es billige Kornpreise.

243. Wenn man von Fischen träumt, so wird es bald regnen. In Sohren war eine Frau, die darnach den Regen auf drei Tage voraussagen konnte.

244. Wenn sich während des Regens auf Teichen und Pfützen große Wasserblasen bilden, rufen die Kinder in Carzin: „Regen, regen dichtig, dat de Blubbre im Water stahne.“ Dann wird der Regen noch stärker.

XI. Vermischtes.

245. Wenn zwei sich in einem Wasser waschen oder mit einem Handtuch abtrocknen, so zanken sie sich bald.

246. Wessen Haupthaar weich ist, der ist sanften Charakters, wessen Haar sich aber beim Ausziehen kräuselt, der ist ein leicht reizbarer Mensch.

247. Wird dir an den Kleidern genäht, während du sie anhast, so werden dir die Leute falsch.

248. Wen die Katze, nachdem sie sich gewaschen hat, ansieht, der bekommt an dem Tage noch Prügel.

249. Will man vor bösen Träumen bewahrt bleiben, so steige man rückwärts ins Bett.

250. Wenn man von Pferden oder kleinen Kindern träumt, so bekommt man Aerger.

251. Hast du den Schluckauf (wenn di schluckuppt), so redet jemand von dir, ebenso, wenn du Blasen auf der Zunge bekommst. Brennt dir das Gesicht oder klingt dir das Ohr, so wirst du von jemand schlecht gemacht.

252. Tritt in der Unterhaltung eine Pause ein, so sagt man (in Wusseken): Dat is he gaud' Teike tum Hawerseigen.

253. Geben sich vier Personen über Kreuz die Hand, so sagt man, stirbt ein Jude.

254. Juckt dir die linke Hand, so kriegst du Geld, juckt aber die rechte, so wirst du Geld los.

255. Für eine Nadel soll man sich nicht bedanken, sonst wird die Freundschaft zerstochen.

256. Von einem schlechten, stumpfen Messer sagt man, es sei so stumpf, daß man darauf nach Rom (oder auch nach Danzig) reiten könne. Man nennt ein solches Messer Poggepuuks.

257. Wenn ein Junge mit einem aufgekrempten Hosenbein in die Stube tritt, so fragt man ihn: „Wem bist du im Kohl wäst?"

258. Sieht man eine Sternschnuppe fallen und denkt sich während des Fallens etwas, so geht das in Erfüllung.

259. Im Krebszeichen müssen die Betten gestopft werden, damit die Federn nicht durch-, sondern immer rückwärts gehen.

260. Wenn man unter die Bettfedern Pfeffer streut, so werden dieselben nicht von den Motten (Mieten) gefressen, auch sind die Federn stets gut luftig.

261. Eine Harke soll man nicht so legen, daß die Zinken nach oben stehen, sonst stechen sich die Engel die Augen daran aus.

262. Wenn man den Hefen ins Bier wirft, muß dabei sehr gekreischt werden, dann gährt das Bier sehr.

263. Einem Fremden soll man nicht den obersten Kanten von einem Brote vorsetzen.

264. Wenn nach dem Ausfegen noch ein großer Strohhalm in der Stube liegt, bekommt man feinen Besuch, liegt ein kleiner Halm da, so bekommt man geringen Besuch. Auch erhält man Gäste, wenn die Funken aus dem Kamin in die Stube fliegen.

265. Fängt ein Schläfer im Traume zu sprechen an, so erfasse man seine große Zehe, und frage ihn, wonach man will, er giebt dann auf alle Fragen Auskunft und verräth selbst seine geheimsten Angelegenheiten. Doch darf man ihn nicht bei seinem Taufnamen nennen, denn davon erwacht er leicht.

C. Märchen.

1. Johann Schulz.

In Colberg war einmal ein Soldat, der hieß Johann Schulz und war ein wilder Mensch. Er trank gern Branntwein, und seine Traktamente wurden ihm schon vor der Zeit alle. Einst stand er im Winter bei strenger Kälte auf der Schanze Posten, und zwar in der Nacht von 11 bis 1 Uhr. Da dachte er bei sich: „Wenn jetzt der Teufel käme und Dir aus der Noth hülfe, Du wolltest alles thun, was er von Dir verlangte.“ Wie er so dachte, näherte sich ihm eine Menschengestalt. Johann Schulz rief: „Halt, wer da?“ Aber keine Antwort. Er rief zum zweiten Mal, da sagte die Gestalt: „Du sagtest eben, wenn Dir der Teufel aus der Noth hülfe, so wolltest Du alles thun, was er verlangte. Deshalb bin ich da.“ Schulz sagte: „Das thu ich.“ Nun reichte ihm der Teufel eine Schrift, die mußte er mit seinem eigenen Blut unterschreiben; dann gab er ihm einen Beutel, den brauchte er nur zu schütteln, und es fiel so viel Geld heraus, als er nur haben wollte. Als Schulz den Beutel hatte, sagte er zum Teufel: „Nun nimm meine Gestalt an und stehe für mich so lange Posten, bis ich Dich ablöse, denn ich will in die Schänke gehen und mich stärken.“ Da sprach der Teufel: „So nimm erst das Schloß vom Gewehr ab, denn sonst ist es mir zu schwer.“ Schulz schrob das Schloß los, legte dem Teufel das Gewehr in den Arm und ging fort. Als die Uhr 1 schlug, kam die Ablösung, aber der Teufel wollte sich von ihr nicht ablösen lassen, weil er Schulz versprochen hatte, so lange zu stehen, bis er selbst käme. Die Ablösung meldete dem Unteroffizier, Schulz wolle sich nicht ablösen lassen; der schickte sie mit einem Gefreiten zurück, aber auch jetzt wollte sich der Teufel nicht ablösen lassen. Der Gefreite berichtete das, aber der Unteroffizier meinte, sie wären gar nicht dagewesen, und so ging er selbst

hin und sagte: „Schulz, laßt Euch ablösen!“ Der Teufel antwortete: „Von Euch lasse ich mich nicht ablösen.“ Der Unteroffizier erwiderte: „So steht in Dreiteufels Namen!“ „Ich bin nur einer,“ sagte der Teufel. Schulz saß unterdessen im Wirthshause und that sich gütlich. Als er dort einige Tage zugebracht hatte, dachte er, man werde ihn finden; deshalb kaufte er sich Pferde und Wagen, miethete sich einen Kutscher und fuhr davon. Er hatte sich dem Teufel auf 7 Jahre verschrieben, und es war auch ausgemacht worden, daß er sich in dieser Zeit nicht waschen, nicht die Haare und die Nägel beschneiden sollte. Als nun die 7 Jahre bald um waren, kehrte er nach Colberg zurück, denn er gedachte, daß der Teufel ihn bald holen würde. Ehe er noch dahin kam, kehrte er in einem Gasthause ein, wo er freundlich aufgenommen wurde. Der Wirth hatte drei Töchter. Als Johann Schulz sie gesehen, ging er zum Vater und bat ihn, ihm eine von seinen Töchtern zur Frau zu geben. Der Wirth willigte ein, und Schulz fragte die älteste, ob sie seine Frau werden wolle. Die aber sagte: „Soll ich denn den Teufel heirathen?“ Ebenso sagte die zweite. Da fragte er die jüngste, und diese sagte: „Es kann ja noch was daraus werden.“ Schulz ließ nun einen Kasten machen, den schüttete er voll Gold und sagte zu seiner Braut: „Wenn ich über ein Jahr nicht zurück bin, so gehört das Geld Dir; aber eher darfst Du den Kasten nicht öffnen.“ Sie gab ihm ihren Ring, und er nahm Abschied. Er kam nach Colberg und ging in die Nähe des Ortes, wo er vor 7 Jahren Posten gestanden hatte. Da rief ihm der Teufel, der noch immer Posten stand, zu: „Johann, löse mich ab, ich will Dir alles geben, was Du willst.“ Schulz sagte: „Giebst Du mir die Schrift zurück, so will ich Dich ablösen.“ Der Teufel sagte: „Gern, mach mich nur los!“ Da gab er die Schrift zurück, es gab einen großen Knall, und der Teufel verschwand. Johann Schulz übergab das Gewehr einem andern Soldaten und ging dann zu einem Barbier, um sich scheeren zu lassen. Der aber sagte: „Lieber will ich den Teufel rasiren!“ Als er ein Ende weiter gegangen war, begegnete ihm ein Tambour, den bat er, ihn doch zu rasiren. Der Soldat sagte: „Das versteh ich recht gut, doch habe ich nicht das Handwerkszeug.“ „Was kostet es denn?“ fragte Schulz. Der Tambour sagte: „Fünfzehn Thaler.“ Schulz reichte

ihm das Geld, und sagte: „Da nimm und kaufe es.“ Dann ging er in ein Gasthaus, wohin er den Tambour nachkommen ließ. Dort bestellte er einen Kessel voll Wasser, und der Tambour beschnitt ihm das Haar und die Nägel an Händen und Füßen; dann wusch er sich und legte neue Kleider an. Nun fragte er den Soldaten, was er ihm schuldig sei; der aber antwortete, er solle ihm das Rasirzeug lassen, denn das könne er ja doch nicht gebrauchen. Schulz sagte: „Das behalte und nun reiche deine Feldmütze her!“ Die schüttete er ihm ganz voll Gold. Indeß kam der Barbier herein, und als er sah, wie der Tambour belohnt wurde, ärgerte er sich so, daß er sich in den Strom stürzte und ertrank. Am andern Tage fuhr Schulz zu seiner Braut und machte mit ihr Hochzeit. Die beiden Schwestern aber gingen in des Vaters Garten, dort war ein Teich, in dem sie sich beide ersäuften.

2. Der fromme Schäfer.

Es war einmal ein Schäfer, der seine Heerde getreulich hütete, aber niemals die Kirche besuchte. In der Nähe seines Weideplatzes befand sich ein Graben, den er täglich übersprang, und zwar that er einen Sprung für sich und zwei für den lieben Gott. Nun gingen die Leute stets an ihm vorbei, wenn sie zur Kirche wollten, und öfter fragten sie ihn, weshalb er nicht auch zur Kirche gehe. Der Schäfer aber sagte, er habe seine Schafe zu versehen und könne auch die Thiere keinem andern anvertrauen, da sie leicht Schaden nehmen könnten. Da aber die Kirchengänger immer mehr in ihn drangen, entschloß er sich endlich, die Heerde auf einigen Stunden einem andern zu überlassen und die Kirche zu besuchen. Auf dem Wege zur Kirche mußte man einen See umgehen, und während die übrigen diesen Weg gingen, schritt der Schäfer gradeaus über den See herüber, ohne auch nur einen Zoll tief ins Wasser zu sinken. So rein war er von Sünden. In der Kirche hörte er gar andächtig der Predigt zu; wie er aber einmal einen Blick nach der Kanzel warf, sah er hinter derselben einen Mann, der eine große Kuhhaut in den Händen hielt, auf welche er alle Schläfer und Schwätzer notirte. Als nun das Leder voll und doch stets noch mehr Namen zu verzeichnen waren, faßte der Mann die Haut mit den Zähnen, um sie ein wenig zu recken. Dabei entglitt ihm

aber das Leder, und er stieß mit dem Kopf gegen die Kanzel. Der Schäfer mußte lachen, wurde aber dafür sofort selbst aufgeschrieben. Auf dem Rückwege wollte er wieder über den See gehen, aber das Wasser ging ihm jetzt schon in die Schuhe, so tief war er in Sünden gesunken. Er kehrte um uud ging mit den andern den Weg um den See herum. Seitdem hat er sich nie wieder zum Besuch der Kirche bewegen lassen.

3. Der dumme Hans und der Riese.

Ein reicher Bauer hatte drei Söhne, von denen der jüngste der dumme Hans hieß. Als die Knaben herangewachsen waren, schickte der Vater sie aufs Feld, die Schafe zu hüten. Der älteste Sohn mußte dies Amt zuerst übernehmen. Lustig und guter Dinge trieb er aus, als er aber am Abend heimkehrte, fehlte ihm ein Schaf. Ebenso erging es am folgenden Tage dem zweiten Sohn. Da sprach Hans: „Vater, morgen werde ich die Schafe hüten, mir soll niemand ein Schaf nehmen.“ Der Vater aber brummte ärgerlich: „Du thätest besser, wenn Du Dich auf die Ofenbank legtest; denn wenn ich Dir das Vieh überließe, wäre am Abend womöglich alles verschwunden.“ Hans jedoch bat so lange, bis der Alte endlich einwilligte. Am nächsten Morgen trieb er die Schafe aus und überwachte sie sehr sorgsam. Gegen die Mittagszeit erschien ein mächtiger Riese, um sich, wie an den früheren Tagen, ein Schaf zu holen. Aber Hans sprang auf ihn los und rief: „Hand vom Sack! Ich schlafe nicht und Du sollst mir das Thier nicht nehmen.“ Der Riese bekam einen gewaltigen Respekt vor dem Hirten und ließ von seinem Vorhaben ab, ja er beredete Hans, sich bei ihm zu vermiethen, denn einen solchen Burschen könne er gebrauchen. Hans war's zufrieden und versprach, am nächsten Tage zuzuziehen. Der Vater staunte nicht wenig, als grade Hans die Heerde vollzählig zurückbrachte; der aber sagte ruhig: „Ich habe mich an den Riesen vermiethet, der die andern Schafe geholt hat; morgen ziehe ich zu ihm, und nun können die Brüder ruhig die Schafe hüten, es soll ihnen nichts mehr entwendet werden.“ Er packte seine Sachen zusammen und machte sich bei Tagesanbruch auf den Weg. Freundlich empfing ihn der Riese. Als die Zeit des Abendbrotes herankam, sagte der Riese: „Nun stärke Dich zu morgen, da wollen wir

dreschen." Hans wollte seinen Teller füllen, aber die Kelle war so schwer, daß er sie kaum rühren konnte; er behalf sich, so gut es ging, während der Riese mit einem großen Holzlöffel ungeheure Massen von Speisen herunterstürzte. Dem Hans fing nun der Spaß an ungemüthlich zu werden, und während er sich in der Nacht auf seinem Lager herumwälzte, überlegte er, wie er den Riesen übertölpeln könnte. Als der Tag anbrach, begab er sich in die Scheune, stieg in die Hahnenbände und fing dort aus allen Kräften zu hämmern an. Der Riese eilte herbei und fragte: „Was machst Du dort oben?" „Ei," antwortete Hans, „wir wollen doch dreschen, und da mir Deine Dreschflegel so winzig vorkommen, wollte ich mir hier einen zurechthauen." „Aber Du schlägst mir ja die ganze Scheune zusammen," klagte der Riese; „steig nur herunter und wirf mir die Garben zu, ich will lieber allein dreschen." Hans lachte ob des gelungenen Streiches und that, wie ihm geheißen; aber die neue Arbeit war wegen der Größe der Garben auch nicht leicht, doch gelang es ihm mit Aufbietung aller Kräfte, die Garben herunterzuschaffen, und der Riese drasch, daß ihm der Schweiß über's Angesicht lief. Beim Mittagsmahl sagte Hans zu der Riesin: „Ihr müßt Eurem Mann nicht so viel zu essen geben, denn davon wird er immer schwächer." Am Nachmittag wurde das Korn gereinigt, und als es an das Wegschaffen ging, sagte Hans: „Bei meinem Vater war es so Sitte, daß jeder auf den Speicher trug, was er verzehrte." Damit steckte er die Taschen voll und ging, das Uebrige mußte der Riese allein fortschaffen. Am folgenden Tage sollte gemahlen werden. Hans war nicht im Stande, die riesige Handmühle in Bewegung zu setzen, aber schnell klopfte er einige Metzen Korn klein und sagte dann: „Zu Hause war es so Mode, daß jeder sich sein Mehl selbst mahlen mußte." Der Riese war wieder der Geleimte. Nun sollte auch gebacken werden, und Hans ging mit dem Riesen zum Walde, um Holz zu holen. Er sah sich mehrere Bäume an, aber alle waren sie ihm zu schwach. Endlich erfaßte der Riese einen gewaltigen Stamm, zog ihn mit einem Ruck sammt den Wurzeln aus der Erde und sagte: „Das wird wohl ausreichen." Scheinbar half ihm Hans das Stammende auf die Schulter und sagte: „Jetzt wartet, bis ich das andere Ende auf der Schulter habe." Anstatt dessen aber setzte er sich auf einen der

Zweige und rief: „Nun los!“ Der Riese zog mit aller Kraft, Hans aber pfiff. Dreimal mußte Halt gemacht werden, und wenn der Riese schweißtriefend fragte: „Wie kannst Du bei solcher Last noch pfeifen?“ so erwiderte Hans: „Das kommt von Eurem vielen Essen, daß Ihr so schwach seid.“ Kaum waren sie auf dem Hofe, da kroch Hans aus den Zweigen, und der Riese warf den Baum zu Boden. Nun wäre er den Hans gern losgewesen, aber Hans wollte nicht gehen, bis ihm der Riese eine Tonne Gold als Entschädigung anbot. Damit war Hans einverstanden, doch mußte der Riese sie ihm nach Hause tragen. Bis zum Garten des Vaters kamen sie ohne Zwischenfall, dort aber bückte sich Hans, wie wenn er einen Stein aufheben wollte, und der Riese, der fürchtete, Hans wollte ihn todtwerfen, warf die Tonne von seinen Schultern, daß die Bänder platzten, und lief eiligst davon. Hans aber eilte vergnügt zu seinem Vater, dem er seine Geschichte erzählte. Das Gold wurde in das Haus geschafft, und alle lebten glücklich bis an ihr Ende.

4. Der dumme Hans.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen der jüngste, weil er so dumm war, der dumme Hans hieß. Als der Bauer alt wurde, ließ er dem ältesten Sohn den Hof verschreiben; dem zweiten sollte sein Erbtheil ausgezahlt werden, und Hans sollte auf dem Hofe bleiben, so lange er lebte. Auch setzte er fest, daß jeder von den Brüdern eine Nacht bei ihm wachen sollte, wenn er gestorben wäre. Bald darauf starb er. Als nun der Abend herankam, rief der älteste Bruder den Hans und sagte: „Hans, Du kannst für mich wachen, ich gebe Dir hundert Thaler.“ Hans willigte ein und ging in die Scheune, wo die Leiche seines Vaters stand, die er fortwährend beobachtete. Gegen Mitternacht fiel dem Vater der Arm aus dem Sarge, und er richtete sich auf und sprach: „Hans, stehst Du heut Wache?“ Hans sagte: „Ja, heut stehe ich für den Bauer, er hat mir 100 Thaler gegeben.“ Der Vater sagte: „So will ich Dir auch etwas geben; da hast Du eine silberne Pfeife, wenn Du darauf pfeifst, bist Du ganz in Silber gekleidet und sitzest auf einem silbernen Pferde.“ Dann legte er sich hin und war wieder todt. Am Morgen fragte der Bauer:

„Wie ist es Dir ergangen?“ Hans sagte: „Du wärst davongelaufen.“ Am Abend sagte der zweite Bruder: „Hans, Du mußt auch für mich wachen.“ Hans sagte: „Wache nur selbst, ich will Dein Geld gar nicht.“ Da bot er ihm 200 Thaler, und Hans übernahm die Wache. In der Nacht richtete sich der Vater wieder auf und sprach: „Hans, stehst Du heute wieder?“ Hans sagte: „Heute stehe ich für den andern Bruder, er giebt mir 200 Thaler.“ Der Vater entgegnete: „So will ich Dir auch etwas geben; da hast Du eine goldene Pfeife, wenn Du darauf pfeifst, bist Du ganz in Gold gekleidet und sitzest auf einem goldenen Pferde.“ Dann legte er sich hin und war wieder todt. In der dritten Nacht wachte er für sich selbst. Um Mitternacht richtete der Vater sich wieder auf und sagte: „Da hast Du eine diamantene Pfeife; wenn Du darauf pfeifst, bis Du ganz in Diamant gekleidet und sitzest auf einem diamantenen Pferde.“ Dann nahm er Abschied von Hans, legte sich zurück und blieb todt. Am nächsten Tage wurde er begraben, aber Hans mußte zu Hause bleiben und den Brüdern das Essen kochen.

Zu derselben Zeit hatte der König einen Glasberg bauen lassen und seine Tochter darauf gesetzt, und zugleich hatte er verkündigen lassen, daß derjenige die Prinzessin zur Frau haben solle, der auf den Berg hinaufreite. Es kamen viele herzu, um das Wagestück zu unternehmen, und auch Hansens Brüder zogen sich feine Kleider an, bestiegen die besten Pferde und ritten zum Glasberge. Hans aber mußte zu Hause bleiben und das Vieh besorgen. Doch als die Brüder fort waren, ging er in den Garten, holte die silberne Pfeife hervor und pfiff darauf; alsbald saß er auf einem silbernen Pferde und hatte eine silberne Rüstung an. Als er noch ein Stück vom Berge entfernt war, sah ihn die Prinzessin, und alle mußten ihm Platz machen; aber als er an den Berg kam, kehrte er um und ritt zurück. Am andern Tage pfiff er auf der goldenen Pfeife, da saß er auf einem goldenen Pferde und hatte eine goldene Rüstung an. Nun ritt er den Berg bis zur Hälfte hinan, kehrte dann aber um und jagte davon; dabei zog er den Brüdern eins mit der Peitsche über. Der König befahl nun, daß man ihn nicht durchlassen sollte, wenn er am andern Tage wiederkäme. Als der dritte Tag kam, nahm er die diamantene Pfeife und pfiff darauf, da

saß er sogleich auf einem diamantenen Pferde und hatte eine diamantene Rüstung an; wie er aber an den Berg kam, war derselbe ringsum mit Soldaten umstellt, und der König rief ihnen zu, sie sollten ihn nicht durchlassen; er aber sprengte mitten durch sie hindurch, ritt den Berg hinan und setzte sich zu der Prinzessin, die ihm ihren Ring gab. Der König aber rief ihm zu, über ein Jahr solle er wiederkommen, dann solle die Hochzeit sein. Dann nahm Hans Abschied von der Prinzessin und jagte zurück. Zu Hause besorgte er alles, und als seine Brüder zurückkehrten, erzählten sie ihm von dem schmucken Ritter, der die Prinzessin vom Glasberge erlöst habe. Da sagte Hans: „Ich war in den Wald gegangen, da stieg ich auf einen Baum und sah, wie ihr beide eins mit der Peitsche bekamt.“ Die Brüder schwiegen.

Als nun das Jahr um war, da kam der Bräutigam nicht. Deshalb schickte der König aus und ließ alle Männer nach dem Ringe der Prinzessin durchsuchen, aber sie fanden ihn nicht. Die Boten kamen auch in das Dorf, wo Hans und seine Brüder wohnten, und durchsuchten die Männer. Als der Ring sich nicht fand, fragte der Schulze, ob schon alle Männer da gewesen wären, und einer von den Brüdern sagte: „Unser Hans noch nicht.“ Hans kam, und man fand den Ring hinter seiner Mützenklappe. Die Boten nahmen ihn mit an den königlichen Hof, als aber die Prinzessin ihn sah, jagte sie ihn mit Hohn fort. Da nahm er seine Pfeifen hervor und in der silbernen Rüstung jagte er vor das Schloß, ebenso in der goldenen, beidemal aber kehrte er um. Zum dritten Mal sprengte er in der diamantenen Rüstung vor das Schloß und machte Halt; die Diener nahmen ihm das Pferd ab, und freundlich wurde er nun von der Prinzessin empfangen. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert, und als der alte König gestorben war, wurde er König. Um seine Brüder aber kümmerte er sich nicht mehr.

5. Der dumme Hans.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen der jüngste der dumme Hans war. Da es dem Bauer sehr knapp ging, schickte er sie fort, sich einen Dienst zu suchen, und versprach demjenigen den Bauerhof, der das meiste Geld nach Hause bringen würde. Sie gingen fort, die beiden ältesten voran und der dumme

Hans ihnen nach. Das gefiel ihnen aber auf die Dauer nicht, und sie bleuten den Hans deshalb im Walde tüchtig durch. Nun ging Hans seinen Weg allein und kam zu einem einsamen Kathen. Dort trat er ein, traf aber niemand weiter darin als eine Katze, die auf der Ofenbank lag. Hans grüßte sie freundlich, und die Katze fragte ihn, woher er sei und was er wolle. Hans erzählte alles und sagte auch, daß er sich einen Dienst suchen wolle. Darauf sagte die Katze: „Wenn Du Lust hast, so bleibe bei mir. Du hast weiter nichts zu thun, als mich des Morgens aus dem Bett zu holen und auf die Ofenbank zu setzen und des Abends wieder ins Bett zu tragen; in der übrigen Zeit kannst Du thun, was Du willst, und wenn Du Hunger hast, — in der Nebenstube steht allerlei zu essen.“ Hans fragte nun nach dem Lohn, und die Katze sagte: „Das laß Dich nur nicht kümmern, Du sollst so viel bekommen, als Deine Brüder zusammen nicht haben.“ Da war Hans zufrieden und blieb. Als das Jahr zu Ende war, sagte er: „Nun muß ich aber nach Hause.“ Die Katze sagte: „Ja, ich weiß es; geh nur in die Kammer und nimm Dir Deinen Lohn selbst.“ Da standen drei Säcke mit Geld, einer mit Goldgeld, der andere mit Silbergeld und der dritte mit Papiergeld, und Hans, dem das glänzende Gold am meisten gefiel, steckte sich alle Taschen voll. Als er nach Hause kam, waren die beiden älteren Brüder schon da, und jeder hatte 50 Thaler mitgebracht. „Wo habt Ihr Euer Geld?“ fragte Hans. „Hier liegt's ja auf dem Tisch!“ sagten sie; „und wo hast Du Deins?“ Hans griff in die Tasche und warf die blanken Goldstücke auf die Erde, daß sie nur so flogen. „Mein Gott,“ rief da der Vater aus, „Hans hat einen Schweinekäufer todtgeschlagen, und ein Mörder soll den Hof nicht bekommen.“ Er schickte sie deshalb noch einmal aus, und zwar sollte der den Hof bekommen, der das schönste Taschentuch mitbrächte. Die beiden älteren Brüder kamen schon nach einiger Zeit mit schönen seidenen Tüchern zurück; Hans aber war wieder zur Katze gegangen. Als er nach Verlauf des Jahres zurückkam, fragte er: „Na, habt Ihr hübsche Tücher mitgebracht?“ „Hier!“ riefen sie und zeigten ihre Tücher. „Ach, das ist gar nichts gegen meins,“ sagte Hans und holte seins hervor. „Mein Gott, der Junge hat einen Juden todtgeschlagen,“ rief der Vater, „der kann den Hof nicht bekommen.“

Zum dritten Mal mußten sie nun ausziehen, und der Vater versprach, daß der bestimmt den Hof haben sollte, der die schönste Braut mitbrächte. Hans kam wieder zur Katze, und sagte, diesmal sei es sehr schlimm; aber die Katze tröstete ihn und sagte, er solle nur alles thun, was sie ihm sagen würde, dann brauche er keine Bange zu haben. Als das Jahr zu Ende ging, gab sie ihm eine hölzerne Axt und schickte ihn auf einen mit Busch und Strauch bewachsenen Berg, dort sollte er den Busch abhauen und auf einen Haufen packen. Wenngleich Hans die Axt sehr leicht und stumpf fand, ging doch alles wider Erwarten, und bald hatte er den Berg gesäubert. Nun sollte er den Busch anstecken, der Katze den Kopf abhacken und ihn ins Feuer werfen. Hans sträubte sich zwar dagegen, als die Katze ihm aber sagte, daß es ihm nicht gut gehen würde, wenn er es nicht thäte, da faßte er sich ein Herz; er hackte den Kopf ab und warf ihn in die Gluth. Aber alsobald kam aus dem Feuer eine so schöne Prinzessin, wie es keine mehr auf der Welt gab, und der Berg verwandelte sich in ein königliches Schloß, vor welchem ein ganzes Regiment Soldaten Wache hielt. Die Prinzessin sagte nun zum erstaunten Hans, er solle nach Hause gehen und dem Vater sagen, daß am nächsten Tage der König und die Königin zu ihm zu Gaste kommen würden; dann solle er auf dem Hausflur eine lange Tafel herrichten und für die Soldaten viele Suppe kochen. Wenn dann die Suppe aufgetragen, solle er wie aus Unvorsichtigkeit alles auf den Flur stürzen; sein Vater werde ihn schlagen wollen, er solle aber rasch in die Scheune laufen und sich seine königlichen Kleider anziehen, und in demselben Augenblick werde sie erscheinen. Hans kam nach Hause. Seine königlichen Kleider versteckte er in der Scheune. In der Stube saßen schon die beiden Brüder mit ihren Bräuten, und als Hans sie sah, sagte er, so häßlich sei nicht einmal die Schweinemagd seiner Braut. Da fielen die Brüder über ihn her und wollten ihn durchprügeln, wurden jedoch durch ihre Bräute davon abgehalten. Weiter that Hans nun, wie ihm die Prinzessin befohlen. Der Vater wollte ihn prügeln, er lief in die Scheune und kaum war er fertig, so war auch seine Braut mit den Soldaten da. Beide gingen nun in das Haus, bis über die Enkel in der Suppe watend. Als der Alte sie sah, sagte er, sie möchten doch draußen bleiben, da sein

Sohn, der dumme Hans, die Suppe im Flur verschüttet hätte. Die Prinzessin fragte, ob er denn seinen Sohn auch kenne, und der Alte entgegnete: „Wie sollte ich das alte Schwein nicht kennen, und wenn an weiter nichts, so würde ich ihn an einem Muttermal erkennen, das er auf der Brust hat.“ Nun knöpfte Hans die Weste auf und zeigte das Muttermal. Da schlug der Alte die Hände zusammen und rief: „Mein Sohn, bist Du so hochgeboren?“ Hans aber sagte: „Nun begehre ich Euren Hof gar nicht. Lebt wohl!“ Damit nahm er die Thür in die Hand und fuhr mit seiner Prinzessin zurück nach dem erlösten Schloß, wo sie eine prächtige Hochzeit hielten.

6. Der dumme Hans.

Es waren einmal arme Leute, die hatten drei Söhne; zwei davon waren klug, der dritte hieß der dumme Hans. Eines Tages sprach der Vater zu ihnen: „Jetzt habe ich Euch lange genug ernährt, nun könnt Ihr Euch Euer Brot selbst verdienen.“ Sie gingen fort. Vor der Abreise backte die Mutter jedem eine Backe, den beiden Klugen von feinem Mehl, dem Hans aber von Kleie, denn sie dachte: „Der wird sie schon essen.“ Unterwegs dachten die Klugen: „Es macht uns schlecht, wenn wir den dummen Hans bei uns haben.“ Darum liefen sie ihm fort, Hans aber kehrte sich nicht daran, sondern ging ruhig weiter. Mitten im Walde, durch den er kam, setzte er sich auf einen Stubben, um seine Backe zu essen. Da trat ein Männchen zu ihm und bat um einige Bissen; Hans sagte, es solle sich nur nehmen, aber gut werde ihm die grobe Backe nicht bekommen. Das Männchen fragte nun, wohin Hans wolle, und dieser erzählte, daß der Vater ihn und seine Brüder fortgeschickt habe, damit sie sich einen Dienst suchen sollten; nun seien ihm seine Brüder fortgelaufen, und so werde er kaum einen Dienst finden. Der Mann aber sagte: „Komm nur mit, ich werde Dir zeigen, wohin Du gehen sollst.“ Sie kamen auf einen Berg, auf dessen Spitze eine Thür war. Hier ließ der Mann — es war der liebe Gott selbst — den Hans anklopfen und sagte ihm, hier werde er eine Stelle bekommen, da habe er nur drei Frösche zu versehen, aber er solle ja alles thun, was man von ihm verlange. Hans klopfte an, ward eingelassen und in Dienst genommen. „Du hast

weiter nichts zu thun," sagte sein Herr zu ihm, „als diese drei Frösche zu versehen und sie gut rein zu halten." Hans that seine Schuldigkeit, ja er nahm die Frösche sogar auf den Arm und hutzte sie. Als das Jahr zu Ende war, sprach sein Herr zu ihm: „Hans, das Jahr ist um und Deine Brüder sind schon zu Hause; Du mußt also auch gehen. Dort in jener Stube hängen allerlei Kleider, aber suche Dir die ältesten und schlechtesten aus." Als nun Hans mit diesen Lumpen beim Vater anlangte, da sprach dieser: „Das wußte ich schon, daß Du nichts Besseres verdienen würdest; da sieh, was Deine Brüder heimgebracht haben!" Hans verrieth jedoch nicht, wo er gewesen war, und nach einigen Tagen zogen die Brüder wieder aus. Wieder liefen die Klugen dem Hans fort, aber Hans wanderte auf seine alte Stelle zurück und versah wieder die drei Frösche wie im ersten Jahr. Zu seiner Freude bemerkte er, daß die Frösche anfingen, sich in Menschen zu verwandeln, und als das Jahr sich neigte, waren sie bereits halb zu Menschen geworden. Abermals zog Hans, in Lumpen gekleidet, zum Hause seines Vaters, und zum dritten Mal zogen die Brüder aus. Hans ging wieder zu seinem Berge zurück und versah die Frösche wie vorhin. Nach Ablauf des Jahres waren sie schon ganz zu Menschen geworden. Da sprach der Mann zu Hans: „Hole Dir eine Schaufel aus dem Stall, gehe zu der nahen Grenze Holz und zünde sie an. Dann werden aus dem Holze viele Schlangen hinter einander hervorkriechen, die wirfst Du mit der Schaufel ins Feuer zurück, so daß keine durchkommt." Hans gehorchte, mußte sich aber sehr sputen, da die Anzahl der Schlangen groß war. Als nun der Holzstoß verbrannt war, entstand ein großer Knall, denn das Schloß war erlöst, und der König mit allen Prinzen und den drei Prinzessinnen brachten Hans den Dank für ihre Rettung dar. Darauf sagte der König: „Jetzt mußt Du wieder nach Hause. Die schönste von meinen Töchtern ist Dein, aber suche Dir das älteste Weib aus und stelle Dich damit vor Deinen Vater." Als die Brüder den Hans kommen sahen, klatschten sie laut in die Hände und lachten, der Vater aber schalt und schimpfte auf den Hans. Da aber kam eine Kutsche mit vier Pferden vorgefahren; Hans eilte hinaus, man reichte ihm seine prinzlichen Kleider, und nun sprang auch seine Braut aus dem Wagen und umarmte und küßte ihn. Dann gingen

sie zum Vater hinein. Als das die klugen Brüder sahen, verkrochen sie sich mit ihren Bräuten hinter den Ofen, und die Prinzessin zählte dem Vater ihres Hans den ganzen Tisch voll Goldstücke, damit er nicht mehr darben dürfte. Dann kehrte Hans mit der schönen Prinzessin wieder auf das Schloß zurück, wo sie ihre Hochzeit feierten.

7. Der dumme Hans.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne; zwei von ihnen waren klug, der dritte war ein dummer Hans. Als sie groß waren, verlangten sie die Theilung des väterlichen Grundstückes. Doch der Vater suchte dieselbe hinzuhalten, weil er fürchtete, der dumme Hans werde mit der Wirthschaft nichts anzufangen wissen und bald kopfüber gehen. Er schickte sie deshalb alle drei auf Reisen und versprach demjenigen den Bauerhof, welcher nach Ablauf eines Jahres die schönste Leinwand heimbringen würde. Sie reisten ab. Als sie an einen Kreuzweg kamen, steckte jeder sein Taschenmesser in einen Baum, und sie verabredeten, daß der als gestorben betrachtet werden solle, dessen Messer nach Jahresfrist verrostet aufgefunden würde. Dann trennten sie sich, Hans trollte gradeaus, die beiden Klugen gingen rechts und links ab. Nach kurzer Wanderung gelangte Hans in einen Wald. Dort sah er ein Häuschen stehen, in dem er zu rasten beschloß. Er trat ein, fand aber kein lebendes Wesen weiter darin als eine Katze, welche auf der Ofenbank lag. Auf dem Tische sah er ein gutes Essen bereit, und da er hungrig war, langte er ohne Aufforderung zu; dann streckte er sich auf einen Lehnstuhl und war bald eingeschlafen. Als er erwachte, war es bereits Abend. Wie erstaunte er, als er den Tisch bereits gedeckt fand! Er ließ sich nicht nöthigen, und als er sich im Zimmer umschaute, sah er auch schon ein Bett für sich aufgestellt; nur wunderte er sich, daß außer der Katze niemand da war. Er legte sich nieder und lag bald in festem Schlaf. Erst spät erwachte er, und wieder war von unsichtbaren Händen der Frühstückstisch gedeckt. Er stand auf, um sich umzusehen, und fand in einem zierlichen Schranke Jagdgeräthe vor. Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm er die Flinte auf die Schulter und ging in den Wald, obwohl er von dem edlen Waidwerk nichts verstand,

und wieder fand er, als er zurückkam, den Tisch gedeckt. So lebte er fast ein ganzes Jahr bei der Katze im Buschkathen, ohne daß er etwas anderes that als essen, trinken, jagen und schlafen. Gegen das Ende des Jahres bemächtigte sich seiner tiefe Schwermuth und stundenlang saß er daheim, in Gedanken versunken, so daß selbst seine Hausgenossin, die Katze, Mitleid mit ihm empfand. Da redete sie ihn eines Tages an: „Mein lieber Hans, warum bist Du so traurig?“ „Ach“ sprach Hans, „Du kannst mir doch nicht helfen!“ „Wer weiß,“ erwiderte die Katze; „sage mir nur, was Dich bedrückt, vielleicht läßt sich doch Abhülfe schaffen!“ Hans erzählte nun, wie es um ihn stehe, und betrübt fügte er hinzu, daß seine Brüder ihm den Hof wegschnappen würden, da er nicht wisse, wo er die Leinwand hernehmen solle. Doch die Katze tröstete ihn, es werde schon alles gut werden. Als er am nächsten Morgen aufwachte, trat die Katze zu ihm und legte ihm drei Rollen Leinwand vor, eine immer feiner als die andere; dann verpackte sie die grobe in eine Kiste, die mittlere Sorte in eine Schachtel, die feinste in eine Walnußschale, und sagte dem Hans, daß er zuerst die grobe und zuletzt die feinste vorzeigen solle. Dann machte sich Hans auf den Weg. Auf dem Scheidewege angekommen fand er die Messer seiner Brüder bereits verschwunden, sie mußten also schon zurückgekehrt sein. Er schritt deshalb rüstig weiter und kam bald zu Hause an. Die beiden Brüder standen am Fenster und lachten ihn aus, als sie ihn mit der großen Kiste sahen; aber Hans ließ sich nicht beirren. Nachdem er den Vater begrüßt hatte, zeigte er zuerst die grobe Leinwand, worüber die Brüder spotteten, und auch der Vater sagte: „Ich hab' es ja gewußt, daß der Hans nichts verdienen kann!“ Doch jetzt holte der Hans die Schachtel aus der Tasche, und nun fiel der Vergleich schon sehr zum Nachtheil der Brüder aus. Aber Hans sagte: „Nur sachte, das ist noch gar nicht die beste!“ Dann holte er die Walnußschale aus der Westentasche und zeigte die Leinwand, die darin war. Etwas so Schönes war noch gar nicht gesehen worden. Die Brüder wurden bleich und mußten gestehen, daß Hans sie übertroffen habe.

Doch der Vater wußte dem Hans vorzureden, die Brüder würden ihn aus Neid erwürgen, wenn er den Hof erhielte, obgleich ihm ja von Rechts wegen alles gebühre; es sei daher besser, wenn

sie sich alle drei noch einer Probe unterwürfen. Hans willigte ein, und so wurde ausgemacht, daß derjenige Erbe des väterlichen Vermögens werden sollte, der nach Verlauf eines Jahres den kleinsten Hund mitbrächte. Sie gehen fort. Hans schlägt wieder den Weg zum Katzenhäuschen ein und verbringt dort das zweite Jahr so wie das erste. Als es zu Ende war, überkommt ihn wieder tiefe Schwermuth, und auch diesmal hilft ihm die Katze. Mit Anbruch des Tages bringt sie ihm drei Hunde, verschieden in ihrer Schönheit und Größe. Hans nahm nun die große Dogge an die Leine, steckte das zweite Thier in die Rocktasche, das dritte in eine Walnußschale, und schritt der Heimath zu. Auch diesmal waren ihm die Brüder zuvorgekommen, und als sie ihn mit seinem großen Köter daherkommen sahen, spotteten sie laut über den dummen Tölpel. Doch auch jetzt mußten sie ihm das Feld räumen, als er die beiden andern Hunde vorzeigte.

Auch jetzt war der Vater noch nicht gewillt, den Hof dem Hans zu übergeben. Deshalb hub er an: „Liebe Kinder, Hans hat freilich zweimal gesiegt und dadurch Haus und Hof gewonnen; ich möchte es aber in meinem Alter nicht erleben, daß Ihr unter Euch in Zwietracht geriethet. Folgt darum meinem Rathe und zieht noch einmal auf ein Jahr hinaus in die Welt. Wer von Euch dann die schönste Braut mitbringt, der ist und bleibt der Besitzer des Hofes.“ So zogen denn die Brüder zum dritten Mal fort. Hans ging wieder zum Katzenhäuschen und setzte dort sein früheres Leben fort. Als aber das Jahr zu Ende ging, da ward er trauriger als zuvor. Alle Trostesworte seiner Hausgenossin wollten nichts mehr fruchten. „Drei Jahre,“ so klagte er, „bin ich jetzt hier, und trotz alles Forschens ist es mir nicht gelungen, irgend ein menschliches Wesen zu entdecken; woher willst Du mir denn die schöne Braut holen?“ Aber die Katze erklärte ihm, er sei jetzt zu aufgeregt, er solle sich nur erst durch einen guten Schlaf stärken, und dann wollten sie weiter darüber reden. Als sich Hans nun am nächsten Morgen erhob, kam die Katze zu ihm, ein Beil zwischen den Vorderpfoten tragend, und befahl ihm, ihr mit demselben den Kopf abzuschlagen; weigere er sich, so sei sie gezwungen, ihn zu enthaupten. Lange zögerte der Hans, doch die Katze redete ihm gut zu, und auch der Selbsterhaltungstrieb

regte in ihm. Mit einem Streiche hatte er der Katze den Kopf vom Rumpfe getrennt, aber — da geschah ein gewaltiger Knall, so daß Hans in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, sah er eine engelsgleiche Jungfrau über sich gebückt, die fiel ihm um den Hals, küßte ihn und erzählte, daß sie die enthauptete Katze sei und daß sie nun erlöst sei, nachdem sie so lange verwünscht gewesen; dafür wolle sie ihm nun aber auch angehören, so lange sie lebe. Hans konnte sich vor Staunen noch gar nicht fassen; aber da traten schon goldbetreßte Diener ein, die sich nach seinen Befehlen erkundigten, und die junge Prinzessin befahl, ein prächtiges Hochzeitsmahl anzurichten, und Hans, in köstliche Gewänder gekleidet, wurde von ihr zur Tafel geführt. Da erst sieht er, daß er sich in einem prächtigen Palaste befindet, der rings von den reizendsten Gärten umgeben ist, und wie verzaubert sitzt er an der Seite der schönen Prinzessin.

Nach einigen Tagen fällt ihm ein, daß die von seinem Vater bestimmte Frist abgelaufen sei, und er überredet seine junge Gemahlin, ihm zu seiner Familie zu folgen. Doch sie bestimmt ihn, daß er zuerst mit der häßlichsten Dame des Hofes und in seiner früheren Kleidung sich den Seinigen zeigen solle, sie selbst wolle ihm nachfolgen. In einer mit vier Rappen bespannten Kutsche fährt er mit einer häßlichen Hofdame vor dem väterlichen Hause vor; als der Vater ihn aber am Arm eines so häßlichen Weibes erblickt, geräth er so in Zorn, daß er einen Stock ergreift und den armen Hans durchbleut. Verfolgt von dem Hohngelächter seiner Brüder und Schwägerinnen eilt Hans mit seiner Begleiterin vor das Dorf, wo ihn seine Gemahlin bereits erwartet. Dort kleidet er sich eilends um und fährt nun wieder bei dem Hause seines Vaters vor, unerkannt von den Seinigen. So hohe Herrschaften hat der Bauer noch nicht gesehen, und alle eilen hinaus, um sich zu erkundigen, wer es sei. Hans läßt durch einen Diener anfragen, ob man ihn nicht die Nacht beherbergen wolle, aber der Bauer betheuert, daß er nicht Platz genug habe. Da steigt Hans mit seiner Gemahlin aus, sie umarmen den Alten und offenbaren ihm, daß sie seine Kinder seien. Aber der Bauer will das nicht glauben, bis Hans seine Weste aufreißt und ihm das Muttermal auf seiner Brust zeigt. Nun bittet der Alte um Verzeihung, die

ihm auch gewährt wird, und ebenso vergiebt der junge König auch seinen Brüdern, denen er das väterliche Erbe überläßt. Den alten Vater aber nimmt er mit sich auf sein Schloß, und dort leben sie noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

8. Wie eine alte Frau umgeschmiedet wird.

Ein noch im besten Mannesalter stehender Dorfschmied hatte eine alte und häßliche Frau. Gern wäre er sie los gewesen, aber sterben wollte sie nicht und verkaufen konnte er sie auch nicht, um zu einem jungen Weibe zu kommen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich in Geduld zu fügen und sein Hauskreuz, das übrigens so böse nicht war, als es aussah, ruhig weiter zu tragen. Da begab es sich, daß der Geselle Fremde machte und der Meister einen andern Gesellen anstellen mußte. Das war ein gar geschickter und kluger Mensch, der mehr verstand als Brot essen; und da er sehr dienstfertig und treu war, so faßte der Meister Vertrauen zu ihm und klagte ihm seine Noth. „Wenn Euch weiter nichts drückt," sprach der Geselle, „von dem Uebel möchte ich Euch schon erlösen und aus der alten, häßlichen Frau ein junges, bildhübsches Weib machen; schickt sie nur nächstens mit dem Mittagessen hierher, dann will ich sehen, was sich machen läßt." Der Meister war darüber seelenvergnügt und konnte vor Ungeduld kaum den nächsten Tag erwarten, an welchem er unter irgend welcher Ausrede von der Werkstätte fern blieb. Punkt 12 Uhr setzten sich die beiden Eheleute zum Mittag, aber der Geselle kam nicht, und so mußte sich die Frau entschließen, ihm das Essen nach der Schmiede zu tragen. Kaum aber hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, da packte sie der Geselle und mit Hülfe großer Zangen brachte er sie in die Esse. Wohl eine Viertelstunde lang schnaufte der Blasebalg mit aller Kraft; dann zog der Geselle den Braten heraus, legte ihn auf den Amboß und bearbeitete ihn mit dem großen Hammer so lange, bis aus dem alten Weibe eine schöne junge Frau entstanden war.

Einige Wochen später griff der gescheidte Geselle zum Wanderstabe. Er war aber kaum bis an die Grenze des nächsten Dorfes gekommen, als ihn eine unerklärliche Angst ergriff. Spornstreichs

eilte er zurück und traf seinen Meister mit der Umarbeitung der gleichfalls grundhäßlichen Ehefrau des Ortsschneiders beschäftigt. Der Schmied hatte nämlich dem Gesellen durch das Schlüsselloch zugeschaut und meinte, ihm nun auch das Kunststück abgelernt zu haben. „Was macht Ihr da?“ rief der Geselle bestürzt; „ich habe Euch doch strenge verboten, einen ähnlichen Versuch zu machen. Sofort zurück vom Amboß! Ich will versuchen, Eure Unbesonnenheit gut zu machen.“ Der Geselle hämmerte kräftig drauf los, aber bald erklärte er: „Eure Pfuscherei läßt sich nicht wieder gut machen; Ihr habt die Geschichte schon so verdorben, daß sich aus dem Weibe nur noch ein Affe machen läßt.“ Sprach's und ging davon. Dem Meister aber erging es nach dem Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.“

9. Die schöne Therese.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, wollten aber gern welche haben. Da kam eines Tages ein Bettelweib zur Königin, dem klagte sie ihr Leid. Die Bettlerin versprach, ihr zu einem Sohn zu verhelfen. Nach einiger Zeit brachte sie der Königin zwei Fische und befahl ihr, dieselben zu verzehren, doch sollte kein anderes Wesen davon genießen. Als die Wunderfische gar waren, kam die Katze und stahl der Königin einen davon. Nun wurden die Königin und die Katze zu gleicher Zeit schwanger und genasen gesunder Söhne. Beide Knaben waren sehr klug, doch übertraf Prinz Katz — so wurde der von der Katze geborne Prinz genannt — an Schlauheit seinen Bruder in allen Stücken. Die Eltern freuten sich sehr über die beiden Knaben, kleideten sie stets gleich, beschafften ihnen gleiche Bücher, als sie schulpflichtig waren, und ließen ihnen in allen Dingen freien Willen. Einmal kamen die Prinzen von einem Spaziergange heim, auf dem sie der Regen überrascht hatte; da baten sie den Vater, ihnen am Wege ein Haus zu bauen, damit sie dort in Zukunft Schutz vor dem Wetter finden könnten. Es geschah. Ein Maler schmückte das neue Schloß mit Gemälden. An die Thür aber malte er ein sehr schönes Mädchen in Lebensgröße; das war die schöne Therese. In dieses Bild verliebte sich der rechte Prinz derart, daß er nicht eher zufrieden sein wollte, als bis er das Original besäße. Er be-

stürmte den Vater mit Bitten, bis er ihn endlich reisen ließ. Er kaufte jedem Prinzen ein prächtiges Reitpferd; dann ritten sie von dannen, um die schöne Therese zu suchen. Nach kurzem Ritt kamen sie in einen Hohlweg, der in einen unterirdischen Gang mündete. Durch diesen kamen sie in ein verwünschtes Schloß. Darin waren Stuben und Kammern und Ställe genug, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Der rechte Prinz wollte die Pferde draußen stehen lassen, Prinz Katz jedoch bewog ihn, sie im Stalle unterzubringen. Dann besichtigten sie die Stallungen, wo sie lauter verwünschte Pferde antrafen, und begaben sich darauf ins Schloß. Es war Abend. Als sie in das eine hell erleuchtete Zimmer traten, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen einen großen Stein in der Mitte desselben. Der Tisch war für zwei Personen gedeckt, und bei jedem Gedeck lag ein Zettel, auf dem angegeben war, für wen von beiden der Platz bestimmt sei. Sie ließen sich das köstliche Mahl schmecken und gingen dann in den Stall, wo sie die Pferde reichlich mit Futter versehen fanden. Inzwischen waren in der Stube zwei Betten aufgestellt, und wieder wiesen Zettel jedem seine Schlafstelle an. Der rechte Prinz war bald eingeschlafen, der schlaue Prinz Katz aber blieb wach, denn er war neugierig, was in der Nacht passiren würde. Als die Mitternachtsstunde schlug, öffneten sich die Fenster und drei Tauben kamen hereingeflogen. „Guten Abend, Mütterchen!“ sprachen sie zu dem Stein. „Schönen Dank, liebe Töchterchen!“ entgegnete der Stein. „Ist hier auch etwas Neues passirt?“ fragten die Tauben. „O ja,“ antwortete der Stein, „es sind zwei Prinzen angekommen, die wollen die schöne Therese haben.“ Tauben: „Werden sie sie auch bekommen?“ Stein: „O ja, sie werden sie bekommen, aber nicht mit ihren Pferden. In unserm Stalle stehn drei edle Thiere, davon soll der Königssohn den Braunen, Prinz Katz den Schimmel nehmen, welche beide in die Luft gehen. Die Prinzen müssen dann über das rothe Meer; dort werden sie ein Haus finden, in welchem die schöne Therese wohnt. Es ist aber Bedingung, daß die Prinzen um Mitternacht jenseits des Meeres eintreffen, weil dann noch all die wilden Thiere schlafen, welche die Jungfrau bewachen. Der Ritt muß über alle Thiere hinweg gehen; die Prinzen müssen sofort nach ihrer Ankunft das Mädchen in die Arme nehmen und schleunigst den Rückweg antre-

ten, bevor die Bestien erwachen, denn sonst sind sie verloren. Wenn aber Prinz Katz jetzt schläft und unsere Unterredung nicht hört, bekommen sie die schöne Therese nicht. Auch darf er unsere Unterredung nicht weitererzählen, wenn er nicht sofort zu Stein werden will."

Nachdem die Tauben sich verabschiedet hatten, schlief Prinz Katz ein. Als sie am nächsten Morgen erwachten und sich angekleidet hatten, suchten sie den Pferdestall auf. Der rechte Prinz wollte sein eigenes Pferd besteigen, aber Prinz Katz bestieg den Schimmel und bewog seinen Bruder, den Braunen zu nehmen. Kaum aufgesessen flogen sie auch schon durch die Luft dahin. Genau zur Mitternacht kamen sie bei dem Hause jenseits des rothen Meeres an. Es war von Schlangen, Löwen, Tigern und anderen Thieren bewacht, die aber alle schliefen. Die schöne Therese lag in einem Bette, das ganz in einer Ecke stand. Im Nu hatte der rechte Prinz die Jungfrau ergriffen und zu sich aufs Roß gehoben, und in Sturmeseile ging es durch die Lüfte zurück. In kurzer Zeit erreichten sie das verwünschte Schloß wieder, stiegen mit ihrer schönen Beute von den schnaubenden Thieren und begaben sich in das Zimmer, während die Rosse von unsichtbaren Händen in den Stall geführt wurden. In dem Schlosse war diesmal für drei Personen gedeckt, ebenso waren drei Betten aufgestellt. Sie begaben sich zur Ruhe, aber Prinz Katz blieb wach. In der Mitternachtsstunde kamen die drei Tauben wieder und nachdem sie den Stein begrüßt hatten, fragten sie: „Ist hier auch etwas Neues passirt, Mütterchen?" Stein: „O ja, die beiden Prinzen sind mit der schönen Therese angekommen." Tauben: „Haben sie sie bekommen?" Stein: „Ja." Tauben: „Aber werden sie denn auch glücklich mit ihr nach Hause kommen?" Stein: „O ja; wenn Prinz Katz nicht schläft, sondern unsere Unterredung wieder anhört, werden sie alle glücklich und wohlauf daheim anlangen. Aber jetzt bleiben unsere Pferde im Stalle und die Prinzen müssen auf ihren eigenen Thieren heimreiten." Tauben: „Aber Mütterchen, wird ihnen auch noch etwas widerfahren, wenn sie zu Hause sind?" Stein: „Ja; die Thiere werden erwachen und die schöne Therese nicht finden. Dann werden sie sich allesammt in eine einzige große Schlange verwandeln, und diese wird in der dritten Nacht im König-

lichen Schlosse erscheinen, um die Geraubte zurückzuholen. In der Nacht muß Prinz Katz nicht schlafen, sondern mit einem scharfen Säbel in dem Schlafgemach der schönen Therese auf- und niedergehen. Sobald die Schlange ankommt und den Kopf durchs Fenster stecken will, muß Prinz Katz zuhauen, dann ist Therese gerettet. Die Schlange wird zurückweichen, dabei aber so großen Lärm machen, als sollte das ganze Schloß umfallen.“ Tauben: „Aber, Mütterchen, kann er auch uns erlösen?“ Stein: „O ja, er kann's und wird's.“ Tauben: „Aber wie soll er es machen?“ Stein: „In dem einen Pferdestalle stehen viele Spaten; mit dem ältesten und schlechtesten muß er draußen graben, und es wird eine schwere Axt zum Vorschein kommen, die er aus eigener Kraft nicht heben kann. Wenn er aber die hier im Spinde stehende Flasche Wein trinkt, wird die Axt leicht werden, und er wird den Baum dort mit einem Streiche fällen.“ Nun verabschiedeten sich die Tauben, und Prinz Katz schlief bis zum Morgen.

Am nächsten Morgen ritten die Prinzen heim. In der dritten Nacht kam die Riesenschlange an; Prinz Katz jedoch war auf dem Posten und verwehrte der Schlange das Eindringen in das Zimmer. Darauf verursachte das Ungeheuer einen solchen Lärm, daß alle Schloßbewohner erwachten. Da nun die Schlange fort war, glaubte man, Prinz Katz habe den Lärm verursacht und wolle alle umbringen. Deshalb sollte er sofort hingerichtet werden. Als man mit ihm auf der Richtstätte angelangt war, erbat Prinz Katz die Erlaubniß, zu erzählen, wie es ihm auf der Reise nach der schönen Therese ergangen sei. Als er halb zu Ende war, war er auch schon halb in Stein verwandelt. Der Bruder bat nun dringend innezuhalten, aber Prinz Katz sagte, nun wolle er auch ganz zu Stein werden, und erzählte bis zum Schluß. Erschüttert hörten alle den Bericht. Der Prinz aber kam alle Tage zu dem versteinerten Bruder, um dort zu weinen und um Vergebung zu bitten. So ging es bis zur Niederkunft der schönen Therese, die ihren Gemahl öfter auf dem traurigen Gange begleitet hatte. Sie gebar zwei Knaben, aber trotzdem konnte der Prinz nicht froh werden. Da erschienen ihm eines Tages jene drei Tauben und sagten ihm, Prinz Katz könne noch gerettet werden, wenn er seine beiden Söhnchen über dem Stein zerreiße und mit ihrem Blut den Stein benetze. So-

fort theilte der Prinz das seiner Gemahlin mit, und sie willigte ein. Kaum war der erste Blutstropfen auf den Stein gefallen, so stand Prinz Katz als Mensch vor ihnen und kehrte mit den Erfreuten ins Schloß zurück. Nach einer Weile kehrte der Vater um, damit er nach den Kindern sähe, da lagen beide im ruhigsten Schlafe. Voller Freude nahm er sie auf seine Arme und brachte sie der Mutter heim.

Nun wollten die überglücklichen Eltern alle ihre Habe mit Prinz Katz theilen; dieser aber schlug das Anerbieten aus, indem er sagte, er werde schon anderwärts sein Glück finden. Er verließ das Schloß und zog von dannen. Bald hatte er das verwünschte Schloß erreicht. Dort grub er mit dem ältesten Spaten die schwere Axt heraus, um so schnell als möglich den bezeichneten Baum zu fällen; aber er konnte sie nicht rühren. Da suchte er die Weinflasche und nahm einen kräftigen Schluck und noch einen; jetzt konnte er die Axt schon heben, als er aber den dritten Schluck genommen hatte, war sie so leicht geworden wie ein Tabaksbeutel, und mit einem Streiche schlug er den gewaltigen Baum um. Da entstand ein furchtbares Getöse, so daß Prinz Katz bewußtlos niederfiel. Als er erwachte, drängten sich alle um ihn, um ihn zu begrüßen und ihm als ihrem Könige zu huldigen; die alte Königin, die vorhin Stein gewesen, und die drei reizenden Prinzessinnen, die ihre frühere Taubengestalt abgelegt hatten, fielen ihm um den Hals und unter Trompeten- und Paukenschall brachten sie ihm ihren Dank für die Errettung dar. Nicht lange darnach vermählte sich Prinz Katz mit der schönsten unter den drei Schwestern, übernahm die Herrschaft und lebte glücklich bis an sein Ende.

10. Isermartin.

In einem Dorfe lebte ein Grobschmied mit seiner Frau, die hatten keine Kinder. Die Leute waren wohlhabend und hatten Geld und Brot. Als sie eines Tages beim Mittag saßen, sagte die Frau scherzhaft: „Du bist zwar ein tüchtiger Kerl, aber Kinder haben wir doch nicht." Nach dem Essen eilte der Schmied in die Schmiede, nahm ein Stück Eisen und hämmerte einen Jungen daraus, wie er nicht besser sein konnte; den brachte er seiner Frau, indem er sagte: „Siehst Du, daß ich doch einen Jungen fertig

gekriegt habe?" „Ach," sagte die Frau, „so hatte ich es nicht gemeint, es ist ja nur ein eiserner und fühlt sich so kalt an." Der Schmied aber sagte: „Ihm ist in der Werkstatt kalt geworden; stelle ihn nur hinter den Ofen, da wird er schon aufthauen." Damit ging er wieder an seine Arbeit. Eine Viertelstunde später, als die Frau eifrig mit Abwaschen beschäftigt war, hörte sie plötzlich hinter sich rufen: „Mutter!" Erschreckt drehte sie sich um und sah den eisernen Burschen hinter sich stehen. „Habt Ihr nichts zu essen?" fragte er, „mich hungert." Die Frau gab ihm, was vom Mittag übrig geblieben war, und der Junge aß drauf los wie ein Scheunendrescher. Doch wollte es mit dem kleinen Blechlöffel nicht schaffen, und er bat deshalb die Mutter, ihm eine Kelle zu holen. Im Nu war die Schüssel leer, und erst als er noch ein halbes Brot dazu verzehrt hatte, erklärte er, daß er beinahe satt sei. So ging's das ganze Jahr hindurch; je älter und größer Isermartin — so nannten sie ihn — wurde, desto mehr vertilgte er, und als das Jahr zu Ende ging, war der frühere Wohlstand der Eltern dahin; Isermartin hatte sie arm gefressen. Darüber waren sie sehr betrübt, aber Isermartin sagte: „Ich habe Euch zwar arm gemacht, dafür will ich mich jetzt aber auch vermiethen und sehen, daß Ihr alles wieder bekommt." Der Vater machte ihm nun einen eisernen Krückstock, der war 15 Pfund schwer, und Isermartin zog fort. Unterwegs hörte er von einem sehr bösen Gutsbesitzer und beschloß, diesem seine Dienste anzubieten. Er erhielt auch sogleich Stellung, und es wurde ausgemacht, daß Isermartin für das bloße Essen arbeiten, alle Befehle des Herrn genau ausführen und nach Ablauf des Jahres dem Herrn dreimal mit drei Fingern auf eine gewisse Stelle schlagen sollte.

Am andern Tage sprach der Herr: „Martin, Du wirst heute mit den andern Knechten aufs Feld ziehen und pflügen, und da Du den Weg nicht kennst, sollst Du meinem großen Hunde folgen und auch nicht eher zu Mittag ausspannen, als bis der Hund nach Hause geht." Martin pflügte recht wacker, aber bald plagte ihn der Hunger, und er fragte die andern Knechte, ob es noch nicht bald Mittag sei. Die sagten ihm: „Geh nur auf den Berg und frag' den Köter, der wird es am besten wissen." Martin ließ den Pflug stehen und ging hin. „Ist es noch nicht Mittag?" fragte

er. Der Hund erhob den Kopf, sah Martin groß an und legte sich wieder nieder. Als Martin wieder eine Weile gepflügt hatte und der Köter immer noch nicht heimgehen wollte, wurde er unmuthig und sagte: „Wenn unser Inspektor sich jetzt nicht bald erhebt, werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden." Er ging hin und wiederholte seine frühere Frage, aber der Hund rührte sich nicht. Da packte ihn Martin am Schwanz und legte ihm einige Fünfzehnpfünder über den Rücken. Das wirkte. Mit lautem Geheul eilte der Köter über Berg und Feld nach dem Gutshofe, Martin mit Pflug und Pferden hinterdrein; und als der Hund über den Gartenzaun setzte, ergriff Martin das Gespann und warf es über den Zaun, so daß die Pferde todt liegen blieben. In der Rechten den Krückstock, schleppte er nun das Gespann mit der Linken bis zum Wohnhause und fragte den verblüfften Gutsbesitzer, ob er mit ihm zufrieden sei. „Ja", sagte der, und die andern Knechte freuten sich, daß ihr Herr jetzt an den Rechten gekommen war.

Nachmittags blieben die Pferde im Stall. Als Martin nun auf dem Hofe herumschlenderte, kamen die Tagelöhner, um mit ihren Schaufeln den Hof zu reinigen. Da hebt Martin ein Scheunenthor heraus, schaufelt damit einmal um den Hof herum und alles ist in Ordnung.

Am andern Morgen sprach der Herr: „Martin, heut sollst Du wieder pflügen, darfst aber nicht eher Mittag machen, als bis die Pferde lachen." Martin denkt: „Da kann bald Rath werden." Bald nach der Vesperzeit schneidet er den Thieren beide Lippen ab, so daß das Gebiß sichtbar wird; dann kommt er auf den Hof und fragt den Gutsbesitzer, ob er zufrieden sei. „Ja!" lautet die Antwort. Im Stillen aber grübelte der darüber nach, wie er den Martin aus dem Dienste jagen könnte. Deshalb sagte er eines Tages zu ihm: „Du mußt mit den Bauern in den Wald, Kien roden. Daß Du mir aber was Ordentliches schaffst." Das soll geschehen," erwiderte Martin, „doch muß ich 1 Tonne Schnaps, 2 Tonnen Bier, 12 Brote und 2 Bütten Butter mithaben; dann werden wir schon so viel roden, daß Sie mindestens vier Wochen fahren können." Martin erhielt das Verlangte und machte sich mit den Bauern auf die Beine. Es war ein warmer Tag. Als sie im Walde ankamen, sagte Martin: „Ach, was werden wir uns

quälen; laßt uns erst tüchtig essen und trinken, das Uebrige wird sich schon finden.“ Bald waren alle Bauern besoffen. Martin legte sich abseits auf den Bauch und ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen. Nach einiger Zeit erwachte einer der Bauern und ging zu Martin, um ihn sich genauer anzusehen, denn er glaubte ihn schlafend. Da sieht er, daß ihm die Unaussprechlichen weit offen stehen; er steckt den Fuß hinein, kann aber die Oeffnung nicht ausfüllen. Flugs sind die andern Bauern geweckt, und siehe, alle haben mit ihren Füßen bequem in der Oeffnung Platz, da sie sich immer mehr erweitert. Plötzlich aber zieht Martin das Gekröse zusammen, und alle Bauern sitzen fest. Nun erhebt er sich und spaziert mit den heulenden Bauern im Walde umher, wobei er grade solche Stellen wählt, wo die Stubben am dichtesten stehen. Die Bauern klammern sich an diesen fest und entwurzeln sie, sobald Martin weiter schreitet. Als endlich der Kienhaufen groß genug war, entließ Martin die Geschundenen.

Martin spazierte fleißig auf dem Hofe umher. Da sah er eines Tages, wie sich die Tagelöhner abmühten, mit ihren kleinen Dreschflegeln das Korn aus dem Stroh zu bringen. „Was seid Ihr doch für Wichte!“ rief ihnen Martin zu. „Mach's besser, wenn Du kannst,“ sagten sie. Martin ließ sich das nicht zweimal sagen; er trieb alle Drescher auf das Scheunenfach, riß den stärksten Balken aus dem Gebäude und stellte sich damit in die Scheunenthür. Dann ließ er die Garben herunterwerfen, und sowie eine Ladung kam, hieb er einmal zu, und die Garben waren nicht nur ganz leer, sondern auch gleich zu Krummstroh geworden. So war in kurzer Zeit die ganze Ernte ausgedroschen. „Nun könnt Ihr das Korn rein machen“, sagte Martin. Aber die Tagelöhner erwiderten: „Hast Du es allein ausgedroschen, so kannst Du es auch allein rein machen.“ Da blies Martin einige Male mit vollen Backen in den Haufen, und die Arbeit war gethan. Und als die Leute nun auch nicht aufmessen wollten, schickte sie Martin zum Herrn, um einen Sack zu holen, in den alles Korn hineinginge. Aber ein solcher Sack war nicht aufzutreiben, und es mußten nun alle Bettbezüge und Laken aus dem ganzen Dorfe zusammengenäht werden. Dann riß Martin eine Scheunenthür aus, schaufelte das Korn in den Sack und warf ihn sich über den Rücken, um ihn zum Speicher

zu tragen. Er mußte aber unter einem Thor durch. Der Gutsbesitzer, welcher nichts Gutes ahnte, ließ schnell seinen schlimmsten Bullen los, der sich brüllend auf Martin stürzte. Martin suchte das Thier erst durch Worte zu besänftigen, als das aber nichts helfen wollte, ergriff er es am Schwanz und warf es mit einem Ruck auf den Sack. So ging er unter dem Thor durch, wobei der Bulle vollständig zermalmt wurde. „Sind Sie mit mir zufrieden?“ fragte Martin den Gutsbesitzer. „Ja“ antwortet dieser. In seinem Innern aber kochte es, und er suchte sich seiner auf jeden Fall zu entledigen.

Nun war im Hofe ein verschütteter Brunnen, und der Herr trug Martin auf, diesen zu reinigen. Arglos steigt Martin mit einer Riesenschaufel in den Schacht hinab, und als er beim besten Arbeiten ist, saust mit einem Mal ein gewaltiger Mühlstein herab, bestimmt, Martin zu zermalmen. Glücklicherweise aber trifft das Loch des Steines grade auf seinen Kopf, dieser fährt hindurch und der Stein bleibt Martin auf den Schultern sitzen. „Schönen Dank für die neue Halsbinde!“ ruft Martin und arbeitet weiter. Da läßt der Herr die größte Kirchenglocke herbeischaffen und auf Martin stürzen; doch sie fällt dem Martin auf den Kopf, und lachend ruft er: „Schönen Dank für die neue Nachtmütze.“ Inzwischen war der Brunnen gereinigt, und Martin steigt in seinem neuen Schmuck aus dem Brunnen und sagt, er wolle die geschenkten Sachen nun immer tragen.

Nach einiger Zeit schickt ihn der Herr mit den lachenden Pferden in den Wald, um ein Fuder Holz zu holen. Martin vergißt aber, eine Axt mitzunehmen. Im Walde hörte er jemand Holz hauen und ging hinzu, um sich eine Axt zu leihen; doch wollte der Mann, der ihn kannte, sie ihm nicht geben, weil er fürchtete, Martin möchte sie ihm in tausend Stücke zerschlagen. Martin ging zurück und da sah er, daß ein Löwenpaar seine Pferde getödtet hatte und ihnen das Blut aussog. „Na, saugt euch nur recht satt,“ sagte Martin, entwurzelte eine Anzahl von Bäumen und packte sie auf den Wagen. Dann warf er die Geschirre über die Löwen und spannte sie vor den Wagen; die getödteten Pferde legte er auf das Holz. Aber die Löwen wollten nicht ziehen, bis ihnen Martin eine Portion langen Hafer aus seinem Fünfzehnpfünder verschrieb. Jetzt

ging's in Sturmeseile durch das Thal den Berg hinan. Oben machte Martin Halt und ließ die Thiere sich verschnaufen; er selbst setzte sich hin, um ein Bedürfniß zu verrichten, was er trotz seines vielen Essens jährlich nur einmal that. Damit aber füllte er das ganze Thal, durch welches der Weg ging, und als der Bauer mit seinem Wagen kam, konnte er nicht durch. Martin lachte und rief ihm zu: „Das war für die Axt." — Zu Hause führte er die Löwen in den Stall und legte ihnen ein Bündel Heu vor, aber sie wollten nicht fressen. Als sie es auch nach einigen Stunden noch nicht angerührt hatten, gerbte er ihnen derart das Leder, daß sie todt liegen blieben.

Fern vom Gute in einem Walde war eine Wassermühle, die aber seit langer Zeit nicht mehr benutzt wurde, weil der Teufel darin hauste. Hierhin schickte eines Tages der Gutsbesitzer den Martin mit einer großen Fuhre Kaff, woraus das schönste Weizenmehl gemahlen werden sollte. Der Wagen war aber so schwer beladen, daß die Pferde ihn nicht ziehen konnten. Da packte er die Thiere auf den Wagen und zog ihn allein fort. Vor der Mühle hielt er, brachte die Pferde in den Stall und rief nach dem Müller; es ließ sich aber niemand sehen. Da setzte er selbst die Mühle in Bewegung und schüttete die Spreu auf. Plötzlich stand ein starker Mann neben ihm und fragte, was er hier zu suchen habe. Martin gab ihm Antwort, ließ sich aber nicht stören. „Wer bist Du?" fragte Martin den Unbekannten. „Ich bin der Teufel," antwortete dieser, „und wenn Du Dich nicht gleich fortscheerst, soll Dir's übel ergehen." „Freut mich, Deine Bekanntschaft zu machen," sagte Martin und nun fragte er, ob er mahlen wolle, aber das schönste Weizenmehl müsse er haben. Der Teufel wollte nicht; da packte ihn Martin am Kragen, setzte ihn auf den Mühlstein und ließ ihm den Allerwerthesten tüchtig abschleifen. „Willst Du jetzt?" fragte er dann; aber der Teufel wollte noch nicht. Da drückte ihn Martin noch fester auf den Stein, bis er unter gräßlichem Brüllen alles zu thun versprach, was Martin wollte. „Gut," sprach Martin, „aber Du mußt Dich auch obendrein noch mit Deinem Blut schriftlich verpflichten, daß Du die Mühle fortan in Ruhe lassen und Dich nicht mehr blicken lassen willst." Der Teufel wollte nicht, und Martin preßte ihn wieder auf den Stein, so daß ihm die

Knochen knackten. Nun erst gab er nach, er mahlte das Mehl, und Martin machte sich auf den Heimweg. So feines Weizenmehl hatte man noch gar nicht gesehen. Martin überreichte dem Gutsbesitzer die Urkunde des Teufels und fragte: „Sind Sie mit mir zufrieden?“ „Ja!“ lautete die Antwort. Nichts desto weniger dachte er nur daran, ihn sich vom Halse zu schaffen.

Deshalb sagte der Gutsbesitzer eines Tages zu seiner Frau: „Nach der Verabredung ist Martins Jahr erst zu Ende, wenn der Kuckuck schreit, aber so lange mag ich nicht warten. Deshalb verstecke Dich morgen in der Krone eines Baumes und rufe; dann muß er gehen.“ Als nun Martin beim Mittag saß, kam der Gutsbesitzer herein und sagte: „Martin, der Kuckuck ruft, Dein Jahr ist aus!“ „Das muß ein wunderlicher Vogel sein,“ sprach Martin, „den muß ich erst sehen.“ Damit eilte er hinaus, nahm eine Flinte, — und die Frau lag todt zu seinen Füßen. Einige Wochen später kam der rechte Kuckuck, und Martin sagte: „Jetzt muß ich gehen.“ Er ging in die Stube des Gutsbesitzers und sagte, daß er ihm zum Abschiede die drei ausgemachten Schläge geben wolle. Der Gutsbesitzer legte sich auf einen Stuhl, mit dem Kopf nach dem offenen Fenster; Martin schlug zu und der Gutsbesitzer flog zum Fenster hinaus. Die ausgeschickten Tagelöhner fanden ihn auf der Grenze seines Feldes mit arg zugerichtetem Körper. Nun mußte er sich noch einmal auf den Stuhl legen und wieder flog er zum Fenster hinaus bis zur äußersten Grenze des Gutes, wo er seinen Geist aufgab. Als seine Leiche auf den Hof gebracht wurde, sagte Martin zu den Arbeitern: „Er hat Euch lange genug geschunden, ich habe Euch erlöst; und nun theilt das Gut unter Euch und seid vernünftiger, dann wird es Euch besser ergehen.“ Damit ging er fort.

Martins nächstes Reiseziel war die Hölle, wo er seinen alten Bekannten aus der Mühle wiederzufinden hoffte. Er verirrte sich aber und kam an die Himmelsthür, doch zeigte ihm Petrus den rechten Weg, und bald stand er vor der Hölle und klopfte mit seinem Eisenstocke an. Als der Thürhüter ihn erblickte, floh er mit großem Geschrei in den äußersten Winkel der Hölle und beschwor die Genossen, den Menschen ja nicht hereinzulassen. Auf Befehl Beelzebubs ward aber die Thür doch geöffnet, und Martin

trat ein. Dort sah er Beelzebub in der Mitte der Hölle an einer großen, eisernen Kette liegen; er trat zu ihm heran und sagte: „Armer Kerl, Du mußt in Deinem Leben wohl viele dumme Streiche gemacht haben, daß Du hier in so schweren Ketten liegst.“ Der aber gebot ihm Schweigen und drohte, ihn schon kirre zu machen. In einer Ecke stand nämlich eine Bettstelle, deren Unterlage aus lauter Rasiermessern bestand, die mit der Schneide nach oben gekehrt waren; darauf sollte Martin gepeinigt werden. Der aber nahm das Ding verkehrt, packte Beelzebub mit gewaltigem Griff, so daß die Kette wie Glas zerbrach, und drückte den Obersten der Teufel mit solcher Wucht auf die Bettstelle nieder, daß die Wände von seinem Blut bespritzt wurden. Beelzebub brüllte fürchterlich, aber Martin drückte nur noch fester und erklärte, ihn nicht eher loszulassen, als bis er verspreche, die Menschen auf Erden fortan ungeschoren zu lassen und ihn selbst für seine Bemühungen mit einer Tonne Gold zu bezahlen. Beelzebub wollte zuerst nicht, aber da drehte Martin ihn in der Bettstelle um, so daß auch die andere Seite die Messer zu schmecken bekam. Das half. Es wurde nun festgesetzt, daß demjenigen der Ruhm der Stärke gebühren solle, der eine Axt am weitesten werfen könne. Beelzebub warf die Axt zuerst in den Weltenraum hinab, und erst nach 2 Stunden kam sie zurück. Nun nahm Martin die Axt und holte aus, indem er versicherte, er wolle durch den Wurf das ganze Weltall sammt der Hölle zertrümmern. Da bat ihn Beelzebub, den Wurf nicht zu thun. Martin ließ sich auch bewegen, nahm seine Tonne und zog von dannen. Nach langer Reise kam er wieder zu seinen Eltern, übergab ihnen das Gold und sagte: „Ich habe Euch einmal arm gemacht, nun seid Ihr wieder reich. Lebet wohl!“ Dann kroch er hinter den Ofen und — ward wieder in Eisen verwandelt.

11. Das Wunderbuch.

In einem Dorfe lebte ein alter Schweinhirte mit seiner Frau, die hatten nur einen Sohn. Als der Alte gestorben war, konnte die Frau mit dem vierzehnjährigen Jungen das Geschäft nicht fortsetzen und sah sich genöthigt, ihren Sohn zu vermiethen. Sie nahm den Jungen bei der Hand und ging mit ihm fort. Bald kamen sie in einen großen Wald; dort begegnete ihnen ein feiner Herr,

der in einer Chaise, mit vier Rappen bespannt, angefahren kam. „Wo wollt Ihr mit dem Knaben hin?“ fragte er. „Ich will ihn vermiethen,“ sagte die Frau, „denn ich bin arm und kann ihn nicht ernähren.“ Da erwiderte der Herr: „Ich gebrauche jetzt grade einen solchen Burschen, und wenn Ihr wollt, miethe ich ihn; gut Essen und Trinken und guten Lohn soll er bei mir haben, und die Arbeit ist auch nicht schwer.“ Die Frau war damit einverstanden. Also nahm der Herr den Jungen zu sich in den Wagen und indem er versprach, daß er ihn über Jahr und Tag an derselben Stelle der Frau wieder übergeben wolle, jagte er davon. Nach langem Fahren kamen sie an einen stockfinstern Ort; der Wagen hielt, sie stiegen aus und gingen in ein Haus hinein, in dem es so dunkel war, wie in der Nacht. Im zweiten Zimmer stand auf einem Tisch eine brennende Lampe, und diese Stube wies der Herr dem Jungen zur Wohnung an. „Nun wirst Du wohl Hunger haben,“ sagte er dann; „was möchtest Du denn gern essen?“ Der Junge antwortete: „Wenn ich jetzt Pellkartoffeln und Häring, oder ein tüchtiges Stück Brot hätte, so wäre ich schon zufrieden.“ „Das ist nicht viel,“ entgegnete der Herr, „weißt Du nichts Besseres?“ Nun wünschte der Junge sich Bratkartoffeln und ein Stück Speck, und der Herr sagte: „Das lasse ich mir schon eher gefallen. Sieh Dich nur um, dort in der Ecke steht schon, was Du Dir gewünscht hast.“ Der Junge sah sich um und erblickte in der Ecke des Zimmers ein Tischchen, das vorher dort nicht gestanden und auf dem das gewünschte Mahl sich befand. Als er sich gesättigt hatte, sprach der Herr: „Jetzt will ich Dir auch sagen, was Du zu thun hast. Dies Haus hat 12 Stuben, von denen Du täglich 11 reinigen mußt, die zwölfte aber darfst Du nicht betreten. Willst Du essen, so brauchst Du nur zu wünschen, und alsbald wirst Du das Gewünschte auf dem Tischchen finden, und Kleider hängen dort in jenem Schrank, wähle ganz nach Belieben. Ich verreise jetzt und kehre erst nach Jahresfrist zurück. Laß Dir aber die Zeit nicht zu lang werden.“ Damit ging er. Der Junge öffnete den Schrank, in dem sich die schönsten Kleider befanden, und im Nu verwandelte er sich in einen Prinzen und hing seine alten Kleider an den Nagel. Täglich kehrte er seine Stuben und lebte das ganze Jahr hindurch wie ein Fürst. Nach Ablauf desselben kam der Herr zu-

rück und fand alles in der schönsten Ordnung. „Jetzt willst Du auch wohl Deinen Lohn haben?" redete er den Jungen an; dort in jener Ecke steht ein Kasten, der wird sich von selbst öffnen, wenn Du kommst, aus dem nimm, so viel Du magst." Der Junge that es, und der Herr sagte dann: „Wenn Du Dich entschließen kannst, noch ein Jahr hier zu bleiben, so behalte ich Dich." Der Junge erklärte, er möchte gern für immer bleiben, aber der Herr erwiderte ihm: „Nein, mein Sohn, immer kann ich Dich nicht gebrauchen, aber auf ein Jahr wollen wir es noch versuchen." Dann reiste er wieder ab. Der Junge verrichtete seine Arbeit mit der größten Sorgfalt, und als der Herr nach Jahresfrist zurückkehrte, lobte er ihn sehr und miethete ihn noch auf ein Jahr. Wieder reiste der Herr ab, und alles ging seinen gewohnten Gang; aber gegen das Ende des Jahres regte sich in dem Jungen die Neugier, und er beschloß zu ergründen, was es mit dem zwölften Zimmer für eine Bewandniß habe. Eines Morgens öffnete er dasselbe und wie erstaunte er, als ihm hier das helle Tageslicht entgegenstrahlte; er trat ans Fenster und erblickte einen so herrlichen Garten, wie er noch keinen gesehen hatte. Da plötzlich kam ein Specht herangeflogen und flatterte vor dem Fenster auf und nieder. Der Junge ergriff ein Gewehr, das an der Wand hing, um den Vogel zu schießen; dabei aber stieß er von dem nebenan stehenden Spinde ein Buch herunter, das sich im Fallen öffnete, und sogleich sprang zwischen den Blättern ein schwarzer Mann hervor und fragte, sich vor dem Jungen verbeugend: „Königliche Majestät, was befehlen Sie?" Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah. Rasch schloß er das Buch und legte es an seinen Ort; aber immer wieder fiel es herunter, bis er es endlich in die Tasche seines alten Rockes steckte, wo es auch blieb. Als nach Ablauf des Jahres der Herr wieder erschien, sagte er zu dem Jungen: „Jetzt nimm Dir aus dem Kasten Deinen Lohn und Kleider, so viel Du willst, und dann mache, daß Du fortkommst!" Der Junge, der kein gutes Gewissen hatte, packte so schnell als möglich seine Sachen zusammen und machte sich auf den Weg. Unerkannt kam er zu seinem Heimathsdorfe und fragte nach der alten Schweinhirtin. Man bezeichnete ihm die Wohnung, und er fragte die Tagelöhnerfrau, bei der seine Mutter hausein wohnte, wo dieselbe sei. Die alte Frau wurde gerufen, aber sie erkannte

ihren Sohn nicht wieder und sagte: „Wenn ich einen solchen Sohn hätte, was fehlte mir dann?" „Habt Ihr denn kein Zeichen," fragte da der Jüngling, „an dem Ihr Euren Sohn wiedererkennen würdet?" „Ja," sagte sie, „auf der Brust hatte er einen Fleck." Da entblößte er seine Brust, und vor Freuden weinend umarmte die Mutter ihren Sohn.

Bald hatte sich im Dorf die Nachricht verbreitet, daß der Sohn des Schweinhirten sehr reich wiedergekommen sei und daß er so feine Kleider trage, als selbst der Gutsherr nicht. Auch die einzige Tochter des Gutsherrn hörte von dem stattlichen Jüngling und ward neugierig, ihn kennen zu lernen. Auf ihren Wunsch wurde eine große Gesellschaft gegeben, zu der auch der Sohn des Schweinhirten eine Einladung erhielt. Er erschien, und bald hatte sich das Fräulein so in ihn verliebt, daß sie ihrem Vater erklärte, nur den wolle sie zum Mann haben, oder sonst keinen. Der Vater suchte es ihr auszureden, aber sie blieb dabei, sie wolle nur ihn haben, wenn er auch nur eines Schweinhirten Sohn sei. So faßte sich der Gutsherr, seiner Tochter zu Liebe, endlich ein Herz und trug dem jungen Manne die Hand seiner Tochter an. Doch der Jüngling erwiderte, er sei zum Heirathen noch zu jung. Darüber aber grämte sich die Jungfrau so sehr, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel. Als sie genesen, bestürmte sie den Vater von Neuem mit Bitten, und der wiederholte seinen Antrag. Der Jüngling aber erwiderte, er wolle seine Tochter überhaupt nicht heirathen.

Von nun ab machte er täglich Spaziergänge in die Umgegend. Eines Tages kam er an ein großes Moor, in dessen Mitte ein Stück trockenes Land lag. Das Stück Erde gefiel ihm so sehr, daß er beschloß, es dem Gutsherrn abzukaufen. Er ging zu ihm und trug sein Anliegen vor; der Gutsherr wollte es ihm schenken, das wollte der junge Mann aber nicht, sondern drang auf einen ordentlichen Verkauf, der denn auch zu Stande kam. Unterwegs erinnerte er sich jenes Wunderbuches wieder; zu Hause angekommen klappte er es auf, und sofort stand der schwarze Johann vor ihm und fragte: „Königliche Majestät, was befehlen Sie?" „Ja, Johann," sagte der Jüngling, „da ich Dir nun doch einmal zu befehlen habe, so will ich, daß Du mir auf dem gekauften Moor binnen 48 Stunden ein so prächtiges Schloß erbaust, wie es selbst

der König von Holland nicht hat, und um das Schloß herum sollst Du einen herrlichen Garten anlegen und Bäume mit goldenen und silbernen Blättern pflanzen.“ Pünktlich war der Befehl ausgeführt, und der junge Mann nahm seine Mutter bei der Hand und sprach: „Jetzt wollen wir unsere eigene Wohnung beziehen!“ Dort lebte nun die alte Frau so glücklich wie im Paradiese.

Nach einiger Zeit hörte der Hirtensohn, daß der König von Holland eine bildschöne Tochter habe, und diese wollte er um jeden Preis besitzen. Er stellte sich deshalb krank und sagte zur besorgten Mutter: „Sterben werde ich nicht, aber wenn ich nur der Tochter des Königs von Holland in die Augen sehen könnte, so würde ich gesund.“ Die Mutter sprach: „Wenn es nicht allzu weit wäre, möchte ich schon hingehen.“ Nun schrieb der Sohn ein Brieflein an den König, das gab er seiner Mutter und sagte: „Wenn Euch die Wache nicht durchlassen will, braucht Ihr nur den Brief in die Höhe zu heben.“ Es kam, wie der Sohn gesagt hatte; die Wache verbot ihr den Eintritt in das königliche Schloß. Als aber der König, der grade im Fenster lag, den emporgehaltenen Brief erblickte, rief er dem Posten zu: „Laßt doch die alte Frau durch!“ Die Frau trat ein und überreichte dem König den Brief ihres Sohnes. Der König las ihn und sagte: „Ich werde mit meiner Tochter sprechen.“ Sogleich war die Prinzessin bereit, den Wunsch des Kranken zu erfüllen, und sagte: „Wenn meine Augen ihn gesund machen können, so will ich gern hinreisen.“

Ohne Unfall kam man bei dem Schlosse des Hirtensohnes an. Eine glänzende Dienerschaar empfing die Prinzessin, die erstaunt war über all die Pracht, die sie hier erblickte. Man führte sie zu dem Kranken, der schon sehnsüchtig nach ihr ausgeschaut hatte, und als er ihr so recht tief in die Augen gesehen, da äußerte er auch sogleich den Wunsch aufzustehen und wollte sich durch nichts mehr im Bett zurückhalten lassen. Er war ganz gesund und bat die Prinzessin, mit ihm einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Sie war entzückt über die schönen Blumen und die herrlichen Bäume mit den goldenen Blättern, aber der Schloßherr sagte traurig: „Ja, schön ist der Garten, aber doch vermisse ich eine Blume, die in Ihrem Garten so wundervoll blüht.“ „Läßt sich jene Blume nicht hierher verpflanzen?“ entgegnete die Prinzessin, und der Jüngling erwiderte: „Ja, wenn Sie selbst es wollen.“

Die Prinzessin kehrte nach Hause zurück und erzählte ihrem Vater alles. Aber noch hatte sie nicht geendet, da war schon ein Schnellläufer von jenem Schlosse eingetroffen und lud die holländischen Majestäten zu einem Feste dorthin ein. Dankbar wurde die Einladung angenommen, denn der König wollte selbst den jungen Schloßherrn kennen lernen, den seine Tochter gesund gemacht hatte. Sie wurden mit solcher Pracht empfangen, wie sie an ihrem Hofe noch nicht gesehen war, und als der König die reiche Tafel und die prächtigen Gemächer und den herrlichen Garten aufs Höchste rühmte, da sagte der Schloßherr: „Schön ist ja alles, nur fehlt mir die Blume, die allein Ihren Garten ziert.“ Der König verstand den Wink; er ergriff die Hand seiner Tochter, legte sie in die Hand des Jünglings und sagte: „Da hast Du die Blume, mein Sohn!“ Nun ward eine prächtige Verlobung gefeiert, und als der Hochzeitstag heranrückte, da sagte der Schloßherr zu seinem Johann: „Nun sorge dafür, daß auf den Wagen ein Sack voll Goldstücke kommt, und wenn wir in die holländische Residenz einziehen, öffnest Du den Sack und läßt die Goldstücke auf die Straße fallen; doch achte darauf, daß kein Reicher etwas aufhebt, das Geschenk ist nur für die Armen bestimmt.“ Dann ward die Hochzeit gefeiert, und die Neuvermählten kehrten zurück zu dem Wunderschlosse.

Der König von Holland hatte aber einen schlauen Minister, der sich früher selbst um die Hand der Prinzessin beworben hatte und auch jetzt häufig zum Besuch nach dem Wunderschlosse kam. Als der Schloßherr nun einmal auf der Jagd war, fragte er die Prinzessin, woher denn all die Pracht stamme. Arglos antwortete sie: „Mein Gemahl hat ein Buch, dort über der Thür auf dem Brette liegt es, wenn er das in die Hand nimmt, so wird ihm jeder Wunsch erfüllt.“ Begierig griff der Minister darnach, und kaum hatte er es geöffnet, da stand Johann vor ihm und fragte nach seinen Befehlen. „Wenn ich Dir zu befehlen habe,“ sagte der Minister, „so fordere ich, daß Du Deinen bisherigen Herrn 24 Stunden in einem Sumpfe festhältst, dies Schloß aber mit all seiner Herrlichkeit in eine Grube bringst, wohin weder Sonne noch Mond scheint.“ So geschah es. Der Schloßherr gerieth in einen Sumpf, aus dem er sich erst nach 24 Stunden herauszuarbeiten

vermochte, und da er wußte, daß sein Schloß nun nicht mehr auf derselben Stelle stehe, so machte er sich auf und wanderte zu seinem Schwiegervater nach Holland, dem er seine Noth klagte. Der König aber rief zornig aus: „Das hat der nichtswürdige Minister gethan.“ Nun streifte der Jüngling in den königlichen Wäldern umher, und 12 Jäger mußten ihn begleiten, damit ihm kein Unglück zustieße. Aber schon am zweiten Tage verirrte er sich. Im Dickicht des Waldes traf er auf zwei Riesen, die einen heftigen Wortwechsel mit einander führten. Der Jüngling — durch seine Verheirathung mit der Prinzessin war er ein Prinz geworden — fragte sie: „Warum zankt Ihr Euch?“ Da erwiderten sie: „Wir haben hier zu gleicher Zeit einen Mantel gefunden, den nun jeder beansprucht; er wäre ja nicht des Streites werth, aber er besitzt die Eigenschaft, daß er den unsichtbar macht, der ihn anzieht.“ „Wißt Ihr was,“ sagte der Prinz, „gebt mir den Mantel, ich kann ihn gut gebrauchen, Ihr aber seid den Streit los.“ Sie waren es zufrieden, er nahm den Mantel und ging weiter. Am nächsten Tage traf er abermals zwei Riesen in heftigem Streit um einen Stiefel, den sie gefunden hatten, und auch diese wußte er zu überreden, ihm den Stiefel zu lassen. Der Stiefel besaß aber die Eigenschaft, daß der, welcher ihn anhatte, jedesmal 100 Meilen vorwärts machte, wenn er sagte: „Stiefel schreit!“ Mit Hülfe desselben kam er bald zu Hause an, wo man seiner schon ängstlich geharrt hatte. Am folgenden Tage eröffnete er dem König, daß er sich auf die Reise nach dem verlorenen Schlosse begeben wolle und nicht eher wiederkehren werde, als bis er sein Eigenthum gefunden. Obgleich ungern, ließ ihn der König ziehen. Im Walde hängte er den Mantel um und fragte seine Begleiter, ob sie ihn noch sähen; sie verneinten es, und nun verabschiedete er sich von ihnen, zog dann den Stiefel an und fort ging's, der Residenz des Riesenkönigs entgegen, wo er freundlich aufgenommen wurde. Nachdem der Prinz dem König sein Leid geklagt, sagte dieser: „Ich bin der Herr der Fische, Vögel und Mäuse; wenn sie nichts von dem Schlosse wissen, werde ich Dir schwerlich helfen können.“ Nun zog er eine Pfeife aus der Tasche und blies hinein. In kurzer Zeit waren alle Fische um den König versammelt, und er fragte sie, ob ihnen von dem Schlosse etwas bekannt sei. Alle verneinten. Ein kurzer

Pfiff aus einer anderen Pfeife brachte dann alle Vögel vor den König, aber auch sie sagten, daß sie von dem Schlosse nichts wüßten. „Also hast Du im Wasser und in der Luft Dein Eigenthum nicht zu suchen," sprach der König zu dem betrübt dareinschauenden Jägersmann. Endlich brachte ein Pfiff aus einer dritten Pfeife alle Mäuse vor den König. „Seid Ihr alle hier?" fragte er. Alle waren erschienen bis auf ein dickes, fettes Mäuschen, das so schnell nicht hatte vorwärts kommen können. Endlich langte es schweißtriefend an. „Wo bist Du so lange gewesen?" fragte der König freundlich. Die Maus berichtete, daß sie sehr weit weg in einem unterirdischen Schlosse wohne, das weder von Sonne noch von Mond beschienen werde, und nicht eher habe zur Stelle sein können. „Gut," sprach der König, „das Schloß gehört diesem Herrn hier, und willst Du Deine Unterthanentreue beweisen, so führe ihn dorthin, er wird Dir's Dank wissen." Also machte sich der Prinz mit der Maus auf den Weg. Es ging aber gewaltig langsam, und der Prinz sagte deshalb zu seiner Begleiterin: „Das Gehen wird Dir schwer; setze Dich deshalb auf meinen Hut und gieb mir die Richtung an, so werden wir schneller vorwärts kommen." So geschah es, und mit Hundertmeilenschritten eilten sie weiter. Bald kamen sie in die tiefste Finsterniß, und die Maus erklärte, daß sie in der Nähe des unterirdischen Schlosses wären, und rieth zugleich, ihr einen Faden an den Fuß zu binden, dann wolle sie vorangehen und der Prinz solle ihr folgen. Sie gelangten bis dicht ans Schloß. Der Prinz schickte nun die Maus in das Innere desselben, um zu erfahren, was die Bewohner trieben; nach Kurzem kam sie zurück und brachte den Bescheid, daß der Minister mit seiner Gemahlin im Bette schlafe. „Sind nicht die Schlüssel zu finden," forschte der Prinz, „und kannst Du sie nicht durch Dein Loch mir bringen?" „Ja," sagte die Maus und verschwand wieder; dann nach wenig Minuten brachte sie die Schlüssel angeschleppt, und der Prinz öffnete die Thür, blieb aber auf der Schwelle des Schlafgemaches stehen. „Wo mag das Buch sein?" fragte er, und die Maus erwiderte: „Das hat der Minister unter dem Kopfkissen liegen." „So hole mir's!" bat der Prinz. Die Maus verkroch sich im Bett und fing an dem Buche zu zerren an. Endlich fiel es aus dem Bette heraus, und die Maus schleppte es nun bis zu den Füßen des Prinzen.

Der ergriff es hocherfreut und öffnete es, und sogleich sprang Johann hervor. „Ich verlange," sagte nun der Prinz, „daß die beiden schlafen, bis ich es für gut finde, sie zu wecken, und dann hast Du schleunigst das Schloß wieder an seine alte Stelle zu schaffen." Und zu der Maus sagte er: „Und Du, mein Mäuschen, setze Dich dort auf den Tisch und komm mit mir, ich will Dir wohlthun, so lange Du lebst." Sobald das Schloß wieder an seiner früheren Stelle stand, ließ der Prinz durch einen Schnellläufer seinen Schwiegervater zu sich bitten, und als er ankam, führte er ihn in das Schlafgemach. Der König ergriff den Degen und wollte die Schläfer durchbohren, aber der Prinz hielt ihn zurück und sagte: „Die Strafe wäre für den schändlichen Minister viel zu gelinde, er soll sich sein Urtheil selbst sprechen." Also weckte er ihn, und als der Minister die Gefahr sah, in der er sich befand, sprach er: „Ich habe verdient, von vier Bullen auseinander gerissen zu werden." Sofort wurde Johann beauftragt, vier schwarze Bullen herbeizuschaffen; der Schurke wurde mit Armen und Beinen an den Thieren befestigt und so zerrissen. Seine Gemahlin aber begnadigte der Prinz und lebte glücklich mit ihr bis an sein Ende.

12. Die Spinnerin.

Eine Frau hatte eine Tochter, die weiter nichts thun wollte als spinnen; da aber die Frau arm war, konnte sie ihr keinen Flachs herbeischaffen, und weil die Tochter jeden Tag von Neuem quälte, so wurde sie endlich ärgerlich und prügelte das Mädchen durch. Eines Tages ritt ein Prinz bei der Hütte der Frau vorbei und hörte das laute Geschrei; er trat ein und da er das Mädchen weinen sah, fragte er die Mutter, warum sie ihre Tochter geschlagen habe. Die erwiderte ihm: „Das Ding plagt mich früh und spät, ich soll ihr zu spinnen geben; da ich ihr aber wegen meiner Armuth diesen Wunsch nicht erfüllen kann, muß ich zum Knüppel greifen, wenn ich Ruhe haben will." „Ist sie eine tüchtige Spinnerin," sagte der Prinz, „so will ich sie zu meiner Mutter mitnehmen." Mutter und Tochter waren damit einverstanden, und der Prinz nahm das Mädchen mit. Da kam sie nun in eine Stube, die war bis oben voll Flachs, den sollte sie aufspinnen. Aber o weh! sie verstand die Arbeit gar nicht, und obgleich die Königin

jeden Morgen kam, um nachzusehen, schaffte sie doch nichts. Drei Tage hindurch schrieb man diese Faulheit dem Heimweh zu, dann aber verkündete die Königin dem Mädchen, daß sie es strenge bestrafen würde, wenn es nicht vorwärts käme. Darüber erschrak es gar sehr und weinte den ganzen Tag in einem fort bis in die Nacht hinein. Da um Mitternacht öffnete sich die Thür der Stube, und herein traten drei alte Frauen, die fragten das Mädchen, warum es so traurig sei. Das Mädchen erzählte, und die drei Frauen versprachen, noch alles zum Besten zu wenden, wenn es am Tage seiner Hochzeit mit dem Prinzen sie nicht vergessen wolle. Von nun ab kamen die drei Frauen jede Nacht und spannen den aufgehäuften Vorrath auf. Als die Königin die Arbeit so fortschreiten sah, gewann sie die Jungfrau bald lieb, und auch der Prinz verliebte sich in das hübsche Mädchen und bat seine Mutter, sie ihm zur Frau zu geben. Nach vier Wochen sollte die Hochzeit sein. Als nun das junge Paar getraut war und die Gäste alle bei Tisch saßen, da ließen sich drei Frauen melden, welche den Prinzen und seine Gemahlin zu sprechen wünschten. Beide gingen hinaus in das Empfangszimmer; dort standen drei Frauen, die eine mit dicker Nase und dickem Munde, die andere mit geschwollenen, zerplatzten Fingern, die dritte mit sehr starken Füßen, und baten um ein Geschenk. Ganz verwundert fragte der Prinz, wie sie zu so verunstalteten Gliedmaßen gekommen wären, und die eine sagte: „Das Spinnen hat uns so verunziert, denn durch das Drehen des Rockens sind die dicken Füße, durch das Streichen des Fadens die zerplatzten Finger, durch das Netzen des Garnes die angeschwollenen Lippen und die dicke Nase entstanden; und wenn Sie Ihre Gemahlin noch weiter mit dieser unseligen Arbeit belästigen, so wird sie uns bald ähnlich sein." Der Prinz erschrak, als er diese Rede hörte, und gelobte, daß seine Frau nie mehr das Spinnrad berühren solle. Mit reichen Geschenken wurden die drei Frauen entlassen, und am Tage nach der Hochzeit übergab der Prinz das gefährliche Werkzeug den Flammen.

13. Der verwünschte Garten.

Ein König von Italien hatte drei Söhne, der erste hieß Gustav, der zweite Friedrich, der dritte Ludwig. Nun war der König

immer krank und konnte nicht geheilt werden; da träumte ihm einst drei Nächte hinter einander, er würde gesund werden, wenn er einen Apfel aus dem verwünschten Garten hätte. Er rief seine Söhne und erzählte ihnen den Traum, und demjenigen, der ihm den Apfel bringen würde, versprach er das Reich und die Krone. Der Aelteste machte sich sogleich auf; der Vater gab ihm einen Kuchen, eine Flasche Wein und Papiergeld, daß er zu zehren hätte. Als er eine Strecke geritten war, begegnete ihm ein alter Mann, der bat ihn um ein Stückchen Brot, aber der Prinz schimpfte ihn tüchtig aus. Nach einigen Tagen gingen ihm die Lebensmittel aus und er sah sich genöthigt, nach Hause zurückzukehren. Nun machte sich Prinz Friedrich auf, aber es ging ihm ganz ebenso; er kehrte betrübt und müde zum Vater zurück. Da sagte Prinz Ludwig: „Laß mich ziehen, Vater, ich will Dir den Apfel bringen.“ Der Vater wollte zuerst nicht, aber Prinz Ludwig bat so lange, bis er es ihm erlaubte; er gab ihm aber blos eine Aschenbacke und eine Flasche Wasser, weil er glaubte, er würde nicht weit kommen, dazu ein altes, abgenutztes Pferd. Auch ihm begegnete der Mann und sprach ihn um eine Gabe an, und Prinz Ludwig sagte: „Was ich habe, will ich gern mit Euch theilen, doch wird's Euch nicht schmecken.“ Er reichte ihm die Flasche Wasser, und sogleich war aus dem Wasser der beste Wein geworden, und die Aschenbacke wurde zum schönsten Kuchen. Da verschwand der Mann. Gegen Abend kam Prinz Ludwig in einen großen Wald; dort band er sein Pferd fest und stieg auf einen hohen Baum, um Umschau zu halten. Da sah er von Weitem ein Licht schimmern; er stieg herunter und ritt der Stelle zu. Er fand ein altes Bretterhaus, das von einem Zaune umgeben war; an den band er sein Pferd und ging ins Haus hinein. Im Hause saß ein alter Mann am Feuerherd, dem war der Bart bis über die Brust gewachsen, und als der Prinz eintrat, rief ihm der Alte entgegen: „Guten Abend, Prinz Ludwig, wie kommst Du hierher?“ „Ihr kennt mich?“ fragte dieser zurück. „Da Du noch ein Kind warst, kannte ich Dich,“ sagte der Alte. Nun erzählte Prinz Ludwig, daß er zum verwünschten Garten wolle, um für seinen kranken Vater einen Apfel zu holen. Als er seine Erzählung beendet hatte, setzte ihm der Alte Essen vor und wies ihm dann ein Bett an, und da der Prinz müde war, legte

er sich schlafen. Am Morgen sagte der Alte: „Dein Pferd kannst Du hier lassen, ich werde Dir ein anderes geben, das brauchst Du nicht zu lenken; das wird Dich zu meinem Bruder bringen, der 450 Jahre alt ist, 50 Jahre älter als ich, und wenn Du zu ihm kommst, so grüße ihn von mir; auch in dem verwünschten Garten gedenke meiner und bringe mir einen Apfel mit.“ Prinz Ludwig nahm Abschied von dem Alten und am Abend kam er zu einer Hütte, die ganz wie die vorige aussah. Er trat ein und sah einen Mann darin sitzen, dem ging der Bart bis über die Kniee. Dieser redete ihn ebenso an wie sein Bruder, und als er am Morgen aufstand, sprach er: „Laß Dein Pferd hier und nimm das, welches ich Dir geben werde. Das wird dich zu meinem Bruder bringen, der 500 Jahre alt ist; der hat drei Pferde im Stall, einen Rappen, einen Braunen und einen Schimmel. Wenn er Dich fragt, welches Thier Du haben willst, so wähle den Schimmel, wenn er auch taub, blind und lahm ist. Mein Bruder wird ihn Dir zwar nicht lassen wollen, aber bestehe nur darauf, denn der Schimmel wird Dich zum verwünschten Garten bringen, doch darfst Du ihm keinen Sattel auflegen, sondern nur Deinen Mantel. Aber denke an mich und bringe mir einen Apfel mit.“ Am Abend kam Prinz Ludwig wieder zu einer Bretterhütte, in derselben saß ein Mann, dessen Bart schon in die Erde gewachsen war. Er begrüßte den Prinzen, wie seine Brüder, und als der Prinz am Morgen aufgestanden war, fragte er ihn, welches Pferd er haben wolle. Der Prinz wählte den Schimmel, aber der Alte wollte den nicht lassen, bis der Prinz versprach, ihm einen Apfel mitzubringen. Wie nun der Prinz sich darauf setzte, konnte das Thier kaum gehen, so lahm war es, und er dachte bei sich, daß sie auf diese Weise kaum zum verwünschten Garten gelangen würden. Als er einige hundert Schritte geritten war, da sagte der Schimmel: „Wir haben nur noch eine Stunde Zeit, und es sind noch hundert Meilen bis zum verwünschten Garten; so wickele nun Deinen Kopf in den Mantel, daß Du nicht von der Luft erstickst.“ Wie der Wind flog nun der Schimmel mit ihm durch die Luft dahin. Nach einer Weile sagte der Schimmel wieder: „Jetzt haben wir nur noch eine halbe Stunde Zeit, und es sind noch fünfzig Meilen bis zum Garten. So wickele nun Deinen Kopf noch fester in den Mantel, und wenn wir hinkommen,

so gehe hinein, aber bleibe nicht länger als eine halbe Stunde darin, sonst sind wir verloren.“ Und wieder ging es dahin wie der Wind. Als sie am Garten angelangt waren, sagte das Pferd: „Jetzt sind wir da; nun geh hinein und komm bald wieder!“ Als der Prinz seine Augen aufthat, sah er in der steinernen Mauer, die den Garten umgab, eine Thür, die war offen, und bei der Thür standen als Wache zwei Löwen, zwei Bären und zwei schwarze Jungfrauen, die hatten sich aufgerichtet und bildeten ein Thor, durch welches er hindurch mußte. Wie er nun im Garten ging, sah er ein Haus, das war so schön und fein, daß er hineintrat, obgleich der Schimmel ihm Eile geboten hatte. Er ging durch ein leeres Gemach und trat dann in eine Stube, in der sich nur ein Tisch und ein Bett befanden. In dem Bette aber schlief eine wunderschöne Prinzessin, zu der er sich einen Augenblick niederlegte; auf dem Tische lag ein Brot, darauf stand geschrieben, daß es nicht alle werde, und eine Flasche Wein, die die gleiche Inschrift trug, und ein Horn mit der Inschrift, daß, wer hineinstoße, alle seine Feinde überwinde. Das nahm er an sich und eilte dann, aus dem Garten herauszukommen, und auch die Aepfel pflückte er auf dem Rückgange ab. Der Schimmel stand schon vor dem Thor und meldete sich. Eiligst schwang sich der Prinz darauf und fort ging's in sausendem Galopp. Plötzlich hörte er Schüsse und ein großes Feldgeschrei hinter sich, aber bald wurde es wieder still, und nun ging das Pferd langsamer und sagte: „Jetzt kannst Du Dir den Mantel vom Kopf nehmen und die Welt besehen.“ Bald kamen sie zum ältesten der drei Brüder, der fragte den Prinzen, ob er ihm auch einen Apfel mitgebracht habe. Der Prinz reichte ihm den Apfel, und kaum hatte der Alte ihn gegessen, da gab es einen furchtbaren Knall und im Nu war alles verändert. Der Alte war ein fünfzigjähriger Prinz geworden, und das Bretterhaus wurde ein schönes Schloß. Da sagte der Erlöste: „Ludwig, alles was mein ist, das ist jetzt auch Dein.“ Aber Prinz Ludwig schlug das freundliche Anerbieten aus und ritt weiter, um auch den beiden anderen Alten die versprochenen Aepfel zu bringen. Und auch sie wurden durch den Genuß der Aepfel erlöst und Prinzen von 45 und 40 Jahren. Darnach kam er in eine Residenz, wo er gut aufgenommen wurde, aber es gab da kein Brot, obwohl Wein im Ueberfluß vorhanden

war, selbst der König hatte keins. Da legte der Prinz sein Brot auf den Tisch, und obwohl viele davon aßen, nahm es doch kein Ende. Der König bat deshalb den Prinzen, ihm das Brot zu verpachten, und der Prinz überließ es ihm auf 5 Jahre. Darauf kam er in eine zweite Residenz, dort gab es Brot in Hülle und Fülle, aber keinen Wein. Prinz Ludwig wurde vom König gut aufgenommen, und da er seinen Kummer merkte, verpachtete er ihm die Flasche Wein. Auf seiner Weiterreise kam er in eine dritte Residenz. Dort gebrach es zwar an nichts, aber der König mußte in den Krieg ziehen, obgleich sein Heer nur klein und schwach war. Prinz Ludwig erbot sich mitzuziehen, und da er die Noth des Königs sah, stieß er in sein Horn, und sogleich waren so viele Soldaten da, daß man sie nicht zählen konnte; ihr Anführer aber trat zum Prinzen und fragte: „Was befehlen Ew. Majestät?“ Der Prinz sprach: „Daß Ihr die Feinde in Trümmer schlaget.“ Im Augenblick waren die Feinde besiegt, und da Prinz Ludwig den König lieb gewonnen hatte, verpachtete er ihm das Horn auf fünf Jahre. Nun reiste Prinz Ludwig nach Hause. Als er auf dem Wege war, sprach der Schimmel zu ihm: „Wenn wir in der Nähe Deiner Heimath sein werden, dann werden Dir Deine Brüder begegnen; sie werden Dich tödten und Dir den Apfel nehmen, Deine Leiche aber werden sie verscharren. Wenn Du sie nun herankommen siehst, so reiße aus meiner Mähne drei Haare und lege sie Dir unter die Zunge, dann wirst Du wieder aufleben. Gehe dann in die Stadt zu einem Apotheker und frage ihn, ob Du nicht sein Handwerk lernen kannst; fünf Jahre sollst Du bei ihm bleiben, dann wird sich etwas Großes ereignen, und Du gehe dann zum König und bitte um mich. Das Uebrige laß meine Sorge sein.“ Prinz Ludwig ritt der Heimath zu, und es kam so, wie der Schimmel gesagt hatte. Als seine Brüder hörten, daß er den Apfel hätte, schlugen sie ihn todt und raubten ihm den Apfel; den alten Schimmel nahmen sie auch mit. Dem Vater redeten sie vor, sie hätten den verwünschten Garten gefunden und den Apfel gebracht, und als der König denselben aufgegessen hatte, sprang er sofort aus dem Bette und war ganz gesund.

Prinz Ludwig war aber wieder lebendig geworden und that, wie der Schimmel ihm befohlen hatte. Er trat bei einem Apo-

theker in die Lehre und wurde nach drei Jahren Provisor. Inzwischen hatte die Prinzessin im verwünschten Garten einen Sohn geboren, der war gleich bei seiner Geburt 5 Jahre alt. Einmal spielte der Knabe Ball in der Stube; der Ball lief unter den Tisch, und da er ihn wieder holen wollte, stieß er mit dem Kopf heftig gegen den Tisch. Unter demselben hatte Prinz Ludwig mit Kreide eine Puppe gemalt, dazu hatte er seinen Namen und Jahr und Datum seiner Anwesenheit geschrieben. Als nun der kleine Prinz die Puppe erblickte, da schrie er: „Dieser böse Bube hat mich gestoßen.“ Die Prinzessin eilte hinzu, und als sie die Schrift gelesen, sagte sie: „Es ist gut, mein Sohn!“ Bald machte sie sich auf die Reise nach Italien. Sie kam in die Residenz, wo Prinz Ludwig das Brot verpachtet hatte; dort fragte sie den König, ob Prinz Ludwig aus Italien nicht dagewesen sei. Der König sagte, er sei vor fünf Jahren bei ihm gewesen und habe ihm ein Brot verpachtet, das niemals alle würde. Die Prinzessin erkannte das Brot als das ihrige, und da die Pachtzeit nun abgelaufen und im Lande Brot die Fülle war, gab der König es ihr zurück. Ebenso bekam sie auch die Flasche Wein und das Horn wieder. Nun brach sie nach der Hauptstadt Italiens auf. Dort angekommen lagerte sie sich vor der Stadt und ließ dem König sagen, wenn Prinz Ludwig nicht sofort erscheine, wolle sie die Stadt mit Feuer verbrennen. Da bekamen die Einwohner große Angst, denn sie wußten, daß der Prinz nicht da war; aber Prinz Gustav zog Ludwigs Kleider an, setzte sich auf des Königs bestes Pferd und ritt zu der Prinzessin. Sie fragte ihn, ob er Prinz Ludwig sei und ob er im verwünschten Garten gewesen. Er sagte: „Ja.“ Da fragte sie, wie denn der verwünschte Garten beschaffen gewesen sei. Er erwiderte, es sei ein großer Wald gewesen, ringsum von einem breiten Graben umgeben, über den niemand hinüber könnte. Weiter fragte sie, ob er auch eine Wache bemerkt hätte. Ja, sagte er, zwei Läuse, zwei Mäuse und zwei Ratten. Jetzt wußte die Prinzessin genug und drohte ihn zu erschießen, wenn er sich nicht eiligst davonmache. Ebenso erging es dem Prinzen Friedrich, welcher sagte, der verwünschte Garten sei ein großer Berg gewesen. Nun wiederholte die Prinzessin ihre Drohung, daß sie die Stadt verbrennen wolle, wenn nicht Prinz Ludwig erscheine. Da bekamen

die Leute noch größere Angst und die ganze Stadt weinte, nur einer, des Apothekers Provisor, wußte von nichts; und als er das Geschrei der Leute hörte und die Straßen mit Scharlach bedeckt sah, fragte er den Apotheker, was das zu bedeuten habe. Der sagte es ihm, und der Provisor bat nun seinen Herrn, zum König zu gehen und ihn um den alten Schimmel zu bitten, den seine beiden Söhne auf der Jagd gefunden hätten, denn er wolle die Stadt erlösen. Der Apotheker brachte den Schimmel und der Provisor setzte sich darauf und ritt zur Prinzessin. Als er angekommen war, fragte sie ihn, ob er Prinz Ludwig sei. Er sagte: „Ich und kein anderer." Dann fragte sie: „Bist Du im verwünschten Garten gewesen?" Er sagte: „Ja. Es war ein feiner Garten, ringsum von einer hohen Steinmauer umgeben; auch war eine Wache da, das waren zwei Löwen, zwei Bären und zwei schwarze Jungfrauen." Da umarmte ihn die Prinzessin und zeigte ihm seinen Sohn; dann zogen sie auf das königliche Schloß, und der alte König, froh seinen Sohn wieder zu haben, veranstaltete ein großes Fest. Seinen Brüdern vergab Ludwig, was sie an ihm verschuldet hatten. Der Schimmel aber sprach zu Ludwig: „Nun haue mir mit Deinem Degen den Kopf ab!" Doch Ludwig wollte nicht, aber der Schimmel redete ihm so lange zu, bis er sich doch dazu entschloß; unter Thränen schlug er mit seinem Degen in Form eines Kreuzes über das Haupt des Thieres, und vor ihm stand eine Prinzessin. Diese heirathete Prinz Gustav, und Prinz Ludwig vermählte sich mit der Prinzessin aus dem verwünschten Garten. Dann theilten sie das Reich unter sich, und der Theil, welchen Prinz Gustav erhielt, wurde Spanien genannt, Ludwigs Reich aber hieß Italien.

14. Der Page und die Prinzessin in der Tonne.

Ein Verwalter hatte drei Söhne, von denen zwei schon erwachsen waren, während der dritte noch die Schule besuchte. Die beiden ältesten gingen in die Welt und kamen an den königlichen Hof, woselbst sie sich für junge Edelleute ausgaben, und so wurde der eine königlicher Eisenkrämer, der andere königlicher Weinhändler. Als beide durch ihr Geschäft wohlhabend geworden waren, sagte der Weinhändler zu seinem Bruder: „Wir wollen doch einmal

unsere Eltern besuchen und sehen, wie es ihnen geht.“ „Denkst Du noch an die Eltern?“ erwiderte der Eisenkrämer; „die laß bleiben, wo sie sind, wir haben ja unser Brot.“ Da aber der Weinhändler nicht nachließ mit Drängen und erklärte, allein reisen zu wollen, wenn der Eisenkrämer ihn nicht begleite, da willigte dieser endlich ein. Sie kauften sich Pferde und ritten ihrem heimathlichen Dorfe zu. Als sie auf die Feldmark desselben kamen, trafen sie einen jungen Burschen das Vieh hüten, der rief ihnen nach: „Reitet nur! Ich sehe wohl, daß Ihr meine Brüder seid, aber der liebe Gott wird mir auch noch einmal helfen.“ Die Brüder kamen ins Dorf und kehrten im Gasthause ein; dort erkundigten sie sich nach den Verhältnissen und erfuhren, daß vor mehreren Jahren im Dorfe ein bejahrter Verwalter gewohnt hätte, dem sei an einem Sonntag, als er mit seiner Frau in der Kirche war, alles abgebrannt und er sei in Armuth gestorben. Zwei von seinen Söhnen seien schon früher in die Welt gegangen und niemand habe seitdem von ihnen gehört, der dritte aber hüte im Dorf das Vieh. Dem Weinhändler war über diese Rede das Herz schwer geworden, dem Eisenkrämer aber war es lieb, daß die Eltern todt waren, und er drängte den Bruder zum Aufbruch. Als sie wieder vors Dorf kamen, trieb der Hirte, ihr Bruder, seine Heerde an den Weg und sagte zu ihnen: „Ihr seid meine Brüder, aber reitet nur weiter, der liebe Gott wird mir auch noch zu Brot verhelfen.“ Da sprach der Weinhändler: „Es ist gewiß unser Bruder, wir wollen ihn mitnehmen.“ Der Eisenkrämer aber wollte nicht, weil er fürchtete, von ihm verrathen zu werden; endlich aber ließ er sich doch bewegen, jedoch mußte der Jüngling ihnen schwören, sie nicht zu verrathen. Dieser trieb nun seine Heerde ins Dorf und folgte seinen Brüdern. In der nächsten Stadt kleideten sie ihn neu ein, damit sie sich seiner nicht zu schämen brauchten, und ritten dann der Residenz zu. Unterdessen war es aber dem Eisenkrämer leid geworden, daß er den Bruder mitgenommen, und er überlegte, wie er sich seiner entledigen könnte. Als sie daher zu der Brücke gekommen waren, welche über den Fluß führte, an dem die königliche Residenz lag, da drängte er den Jüngling an das Geländer und stieß ihn plötzlich in den Strom hinab. Der Weinhändler schalt, aber der Eisenhändler sagte: „Sei nur stille und laß ihn in Gottes Namen

schwimmen!“ Die beiden setzten ihren Weg fort, aber der Hirte ließ sich vom Strom treiben und schwamm grade an den königlichen Thiergarten heran.

An demselben Tage bekam der König große Lust, auf die Jagd zu gehen. Er ließ seine Hunde los und diese fanden den ermatteten Burschen am Ufer liegen. Da trat auch der König herzu und in leutseligster Weise fragte er: „Mein Sohn, wie bist Du hierher gekommen?“ Der Jüngling erwiderte: „Ich war am jenseitigen Ufer mit Angeln beschäftigt, da erfaßte mich plötzlich der Schwindel, ich fiel in den Strom und wurde hier ans Land getrieben; nun will ich mir blos die Kleider trocknen.“ Huldreich sprach der König: „Komm mit mir, mein Sohn!“ Er nahm ihn nun mit sich auf sein Schloß und ließ ihm zu essen und trinken vorsetzen. Dann ging die Majestät zu ihrer Tochter und sprach: „Das Wild, welches ich heute geschossen habe, soll Dich wohl erfreuen.“ Die Tochter jubelte und bat, ihr das Wild zu zeigen. Der König führte sie in das Gemach, wo der Jüngling war, und die Prinzessin stürzte sofort auf ihn zu, umarmte und küßte ihn und rief: „Papachen, Papachen, dies soll mein Page werden!“ Der König sagte: „Das habe ich mir auch so gedacht.“ Der Jüngling bekam nun die schönsten Pagenkleider und ging täglich mit der Prinzessin spazieren; auch gehörte es zu seinen dienstlichen Obliegenheiten, daß er täglich zu dem Weinhändler gehen und eine Flasche Wein holen mußte. Dabei wünschte er jedesmal seinem Bruder einen guten Tag, zahlte das Geld und nahm dafür die Flasche in Empfang. Dann setzte die Prinzessin sich mit ihm im Lustgarten in einer Laube nieder, wo sie den Wein austranken. Nach einiger Zeit kam der Eisenkrämer zu seinem Bruder und sagte: „Höre, Bruder, jetzt thue das, was ich Dir sagen werde. Wenn der Page am nächsten Morgen wiederkommt, mischest Du ihm den Wein mit einem starken Schlaftrunk.“ Der Weinhändler aber sprach: „Ach Bruder, gönne doch dem Kleinen sein Stück Brot, er wird uns nicht verrathen.“ Doch der Eisenkrämer erwiderte: „Nein, es geht nicht, der Junge muß fort. Du thust, wie ich Dir sage, das Uebrige ist dann meine Sache.“ Als nun die Prinzessin am nächsten Morgen mit dem Pagen die Flasche Wein geleert hatte, da that der Schlaftrunk seine Wirkung, und sie fielen in einen festen Schlaf. Der Eisenkrämer

schlich sich in die Laube, brachte den Pagen und die Prinzessin in eine schmähliche Lage und eilte dann zum König. „Ew. Majestät,“ sagte er, „muß ich endlich erklären, wie es der Page mit der Prinzessin treibt.“ Und nun führte er ihn in die Laube, wo die beiden lagen. Als der König sie erblickte, zog er den Degen und wollte sie durchbohren, aber der Eisenkrämer sprang hinzu und sagte: „Das thue Majestät nicht, die Strafe würde nicht hart genug sein. Besser wäre es, wenn sie in einen Kasten gesperrt und der wilden See übergeben würden.“ So geschah es denn auch. Wie man sie gefunden, wurden sie in eine Tonne gesteckt und ins Meer gesetzt, wo sie von Wind und Wellen immer weiter und weiter getrieben wurden. Mit einem Male blieb die Tonne stehen, und der Page erwachte; er fing an in der Tonne zu rumoren und erweckte dadurch auch die Prinzessin. „Page, wo sind wir?“ rief sie. „Ja Page,“ antwortete er, „wir stecken in einer Tonne und befinden uns auf dem wilden Meer; komm mir zu Hülfe, daß wir den Boden sprengen und herauskommen.“ Der Boden wurde allerdings mit einiger Anstrengung gesprengt, und sie krochen heraus und zogen die Tonne ans Land. „Wer hat das gethan?“ fragte die Prinzessin. „Meine Brüder,“ entgegnete er, „denn nun brauche ich meinen Schwur nicht länger zu halten.“ „Wer sind Deine Brüder?“ „Der Weinhändler und der Eisenkrämer.“ „Warum hast Du das nicht früher gesagt?“ „Weil ich meinen Eid nicht brechen wollte.“ „Wie wird's jetzt mit dem Essen werden?“ „Wir müssen uns etwas suchen.“ Als sie sich umsahen, merkten sie, daß sie sich auf einer Insel befanden; sie gingen weiter und suchten überall das abgefallene Obst von den Bäumen, um ihren Hunger zu stillen, ja sie verschmähten selbst Wurzeln nicht. Nirgends aber war ein menschliches Wesen zu entdecken. Am andern Tage durchstreifte der Page allein die Insel; da sah er von Weitem einen alten, schwarzen Kathen stehen, auf den er zuging. Als er näher kam, sah er vor dem Kathen einen Fluß, über welchen eine Brücke führte. Auf derselben stand ein mächtiger Riese mit einer großen Kanone auf dem Rücken, der rief ihm zu: „Komm nur her, Page! Wenn Du hingehst, kann ich Dir nichts thun, kommst Du aber zurück, so will ich Dir's besorgen.“ Der Page ging und trat ins Haus. In demselben saß eine schwarze Prinzessin, die sagte: „Wo kommst

Du her, Page? Du bist der einzige Geborene, der mich erlösen kann; passe nur gut auf, dann wird's für mich gut werden und für Dich auch. Hier sind drei Stuben; in der letzten hängt ein kleines Spind. Wenn Du nun gegen die Thüren gehst, so werden sie sich öffnen, ohne daß Du sie anrührst, und auch das Spind wird sich öffnen; in demselben steht eine Flasche Wein, darauf steht geschrieben: Wer diese Flasche Wein kann trinken, wird auch dies Schwert wohl führen. Diese Inschrift sollst Du lesen und den Wein trinken. Siehst Du Dich dann um, so wirst Du das Schwert finden; das nimmst Du, und wenn Du zurückgehst, wird der Riese schlafen; Du aber haust ihm den Kopf ab, so daß er ins Wasser fällt und verschwindet. Hier hast Du auch ein Strickzeug und Brot und Wein für die Prinzessin, doch bringe sie ja nicht hierher. Denn wenn Du morgen wiederkommst, steht noch ein stärkerer Riese auf der Brücke." Der Page that, wie ihm die Prinzessin geheißen; er tödtete den Riesen und kehrte zu seiner Prinzessin zurück, die sehr erfreut war über das, was er mitgebracht hatte. Am andern Tage machte er sich wieder auf zum Kathen. Da stand wieder ein Riese auf der Brücke und redete ihn an wie der vorige; aber der Page dachte: „Du kannst mir recht was!" und wie er hineinkam, fand er, daß die Prinzessin schon halb weiß war. Sie nahm ihn freundlich auf, ermuthigte ihn und bat, ja recht aufzupassen und zu thun, was sie ihm sage. Er befolgte die gegebene Weisung, und als er zurückkehrte, trennte er auch dem zweiten Riesen das Haupt vom Rumpf. Seiner Prinzessin brachte er auch diesmal etwas mit und sagte, daß er es gefunden habe. Als er am nächsten Tage ausging, wollte die Prinzessin ihn begleiten, und es kostete alle Mühe, sie in der Tonne zurückzuhalten. Wieder traf er einen Riesen auf der Brücke, der ihm zurief: „Komm nur! Ich werde nicht schlafen wie meine Brüder und Dir heimzahlen, was Du ihnen gethan hast." Doch der Page ging ruhig in das Haus hinein und sah, daß die Prinzessin schon bis über die Brust weiß war. Theilnehmend erkundigte sie sich nach der Prinzessin und sagte dann: „Nun sättige und stärke Dich erst, denn dieser Riese wird nicht schlafen wie die vorigen." Der Page ging zurück und als er in die Nähe des Riesen kam, schlug dieser mit der Kanone nach ihm, so daß sie tief in die Erde

fuhr. Der Page war dem Schlage geschickt ausgewichen, und als nun der Riese sich abquälte, die Kanone wieder herauszuziehen, hieb der Page zu, und auch der Kopf dieses Riesen rollte in den Strom. Am vierten Tage kam der Page wieder und fand die verwünschte Prinzessin schon ganz weiß. Sie sagte zu ihm: „Heute hast Du Vater und Mutter der vorigen Riesen aus der Welt zu schaffen. Der Alte wird Dich zwar bitten, ihm das Leben zu schenken, und Dir sogar ein Schnäpschen anbieten, aber laß Dich ja nicht mit ihm ein und sieh Dich vor, daß Dich nicht einige Tropfen des Schnapses berühren, denn es ist scharfes Gift, und Du wärst verloren. Haue vielmehr ohne Umstände zu und dann achte darauf, daß Du ja nicht vom Steige weichest, denn es wird einen großen Knall geben, so daß Du umfällst; auch werden Deine Füße im hellsten Feuer brennen. Aber fürchte Dich nicht." Den Weisungen der Prinzessin gehorchend tödtete er die beiden Ungeheuer, dann gab es einen großen Knall, der Page fiel um und fing lichterloh zu brennen an. Als er wieder zu sich kam, hörte er rufen: „Vivat! Vivat! Es lebe unser Erlöser und König!" Man richtete ihn auf und fragte nach seinen Befehlen. Es war ihm aber wie im Traum. Bald kam die Prinzessin angefahren und erzählte ihm, daß er sie und ihr Königreich erlöst habe. „Wie wird's nun aber mit dem Heirathen werden?" fragte sie dann; „willst Du mich haben oder die, mit der Du so viel durchgemacht hast?" „Am liebsten möchte ich die behalten, die Noth und Gefahr mit mir getheilt hat," sagte der Page. „Das habe ich von Dir erwartet," entgegnete die Prinzessin; „Du mußt Deine Prinzessin heirathen, ich aber will bei Euch bleiben, so lange ich lebe." Nun wurde die Prinzessin herbeigeholt; die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert, und alle lebten fröhlich und glücklich zusammen.

Nach einiger Zeit dachte der junge König daran, seinen Schwiegervater und seine Brüder zu besuchen. Er ließ sich ein Kriegsschiff bauen, in dessen Masten eine goldene Tonne befestigt war, gleich jener, in der er einst mit seiner Gemahlin ausgesetzt worden war, und auch jene nahm er mit. Als er an die Grenze des Reiches seines Schwiegervaters gekommen war, sandte er ein Boot ab und ließ den König bitten, ihn auf seinem Schiff zu besuchen. Der aber ließ ihm sagen, er könne eben so gut zu ihm kommen. Nun

sandte er einen zweiten Boten und ließ sagen, wenn der König nicht käme, würde seine Stadt in Feuer aufgehen. Aber auch jetzt wollte der König nicht kommen. Da wurden vom Schiffe einige Bomben in die Stadt geschleudert, und mehrere Häuser gingen in Flammen auf. Sofort rückte der König mit seinem Heere heran und ließ das Schiff beschießen, aber ohne Erfolg, während vom Schiffe aus im Nu ein Stadtviertel in Grund und Boden geschossen wurde. Der Schwiegervater bat um Pardon und begab sich auf das Schiff. Der junge König fragte, ob er ihn kenne, der König verneinte. Nun legte er mit seiner Gemahlin die früheren Kleider wieder an, und als der alte König sie darin erblickte, fiel er ihnen zu Füßen und bat um Verzeihung. Nachdem sie sich versöhnt hatten, bat der junge König seinen Schwiegervater, den Weinhändler kommen zu lassen. Der erkannte den Bruder sofort, fiel ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. „Dich trifft keine Schuld," sagte der junge König, „aber der Eisenkrämer soll kommen!" Dieser wurde herbeigeholt; auch er erkannte den Bruder sofort und bat ihn um Verzeihung. Aber der junge König stieß ihn von sich und ließ die Tonne herbeiholen, in dieselbe den Eisenkrämer hineinstecken und ins Meer werfen, indem er sagte: „Nun schwimme Du so lange auf dem wilden Meer als ich, dann wirst Du auch König werden." Darauf begaben sich alle in die Residenz des Königs, wo noch einmal Hochzeit gefeiert wurde, und als der Tag der Abreise kam, nahm der junge König seinen Bruder mit sich in die neue Heimath.

15. Dreierlei Wasser.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als er alt wurde, hörte er, daß es in einem fernen Lande Wasser der Schönheit, Wasser der Gesundheit und Wasser zum langen Leben gebe, und weil er noch nicht gern sterben wollte, so rüstete er seinen ältesten Sohn aus, gab ihm ein Pferd, viel Geld und Zehrung und schickte ihn nach dem Wasser. Der Prinz kam nach einiger Zeit in einen großen Wald und da er hungrig war, stieg er vom Pferde, setzte sich auf einen Baumstubben und fing an zu essen. Da kam ein kleines, graues Männchen des Weges daher und bat den Königssohn um ein Stückchen Brot. Dieser aber sagte, er habe

allein nur wenig und dazu habe er noch einen weiten Weg vor sich, er könne ihm nichts abgeben. Das Männchen bat noch dringender, aber da ward der Königssohn wüthend, schimpfte gewaltig und sagte, wenn es ihn nicht in Ruhe lasse, wolle er ihm bald zeigen, was ihm für seine Prellerei gehöre. Das Männchen wurde betrübt und ging fort, indem es sagte, weil er so unbarmherzig gewesen sei, solle ihm sein Vorhaben nicht gelingen. Der Königssohn lachte darüber und ritt weiter. Gegen Abend kam er in eine sehr große Stadt. Dort hörte er in einem Hause, an dem er vorbei mußte, eine sehr schöne Musik und sah die Tanzenden durch einen prächtigen Saal dahinfliegen. Er selbst war ein flotter Tänzer, und so stieg er vom Pferde, ließ es von einem Diener in den Stall führen und mischte sich unter die Tänzer. Nachdem er sich müde getanzt, setzte er sich an den Kartentisch und in kurzer Zeit hatte er all sein Geld, sein Pferd und zuletzt sich selbst verspielt. Er mußte nun als Hausknecht in dem Hause dienen.

Nach einem Jahr rüstete der König den zweiten Sohn aus, und diesem erging es ganz wie dem ersten. Wieder nach einem Jahre sandte der König den jüngsten aus, um das Wasser zu holen und zugleich die Brüder zu suchen. Auch er kam in den Wald, und das Männchen bat ihn, sein Mittagsbrot mit ihm zu theilen. Da sagte der Königssohn: „Viel habe ich zwar nicht übrig, aber einem Hungrigen muß man doch abgeben.“ Er theilte also mit dem Männchen, und als es gegessen hatte, erzählte es ihm, wie seine Brüder so hartherzig gewesen seien und dafür jetzt in der Knechtschaft dienen müßten; weil er aber ein gutes Herz habe, werde ihm sein Vorhaben gelingen, doch müsse er ganz genau befolgen, was das Männchen ihm jetzt sagen werde. Und nun sagte es: „Ich werde jetzt eine Kugel vor Dir herwerfen, und wo die hinläuft, da sollst Du mit Deinem Pferde folgen. Zuerst wirst Du in die Stadt kommen, wo Deine Brüder dienen; die werden schon nach Dir aufpassen und Dich in das Haus ziehen wollen; aber gieb dem Pferde die Sporen und folge der Kugel. Dann wirst Du an drei Abenden hinter einander auf drei Berge kommen, wo Du übernachten sollst, und am vierten Tage gegen 11 Uhr wirst Du an einen Garten kommen, der mit eisernen Staketen umgeben ist, und in diesem Garten wirst Du Dein Glück machen. Aber erst Punkt 11 Uhr

darfst Du in den Garten eintreten." Das Männchen warf die Kugel, der Prinz folgte ihr und bald war er in der Stadt. Seine Brüder sahen schon nach ihm aus und als sie ihn erblickten, liefen sie ihm entgegen und forderten ihn auf, doch auch zu der schönen Musik zu kommen, und als er nicht wollte, baten und zuletzt schimpften sie. Doch unbekümmert darum folgte der Prinz der Kugel. Am Abend kam er an einen hohen Berg, die Kugel lief hinauf und der Prinz setzte ihr nach. Oben befand sich ein Loch. Aus demselben trat ein Diener hervor, führte ihn hinab in eine schöne Wohnung und brachte das Pferd in den Stall. Am Morgen sattelte der Diener ihm ein anderes Pferd, einen schönen Braunen. Den ganzen Tag rollte die Kugel vor ihm her wie der Wind, und am Abend kamen sie wieder auf einen hohen Berg. Wieder trat ein Diener aus der Oeffnung hervor, nahm ihm den Braunen ab und geleitete ihn hinab. Am nächsten Morgen sattelte der Diener ihm einen Rappen, und nun ging's weiter, viel schneller noch als am Tage vorher. Am dritten Tage kamen sie abermals an einen hohen Berg. Hier wiederholte sich dasselbe wie früher. Am Morgen wurde ihm ein ganz weißes Pferd vorgeführt, und die Reise ging noch viel schneller als an den vorhergehenden Tagen. Um $^1/_2$11 Uhr befand sich der Prinz an dem Staketenzaun, hinter welchem ein wunderschöner Garten lag. Aber in dem Garten war ein Gebrüll von allerlei wilden, reißenden Thieren, besonders Löwen, Bären und Hyänen, so daß dem Prinzen bange wurde; doch Punkt 11 Uhr war alles mäuschenstill, das Thor that sich von selbst auf, und der Prinz trat ungehindert ein. Da sah er die prachtvollsten Apfelbäume, ähnlich wie sie einst im Paradiese gewesen waren; er trat zum ersten, um sich Aepfel zu pflücken, aber er bekam nur einen, die andern konnte er nicht langen. Dann trat er zum zweiten, zum dritten und vierten, aber immer konnte er nur einen Apfel bekommen. Als er die Früchte in die Tasche gesteckt hatte, erblickte er eine prachtvolle Laube, und in derselben standen auf einem Tisch drei Gläser mit dem gesuchten Wasser. Er goß nun aus jedem einen Theil in seine Gläser, die er mitgebracht hatte, und kaum war er damit fertig, da sah er in der Ecke der Laube ein Bett stehen, und als er es aufdeckte, lag eine wunderschöne Prinzessin darin. Er legte sich zu ihr, aber die Prinzessin schlief weiter und

erwachte nicht. Deshalb schrieb er auf ein Blatt Papier, wer er sei und wo er wohne, faltete es zusammen und steckte es unter die Tischplatte, so daß es nicht gleich zu finden war. Nun ging er zurück zu seinem Pferde, und kaum hatte er das Thor zugeworfen, da erhob sich hinter ihm auch schon das Gebrüll der wilden Thiere; hätte er sich noch einen Augenblick länger aufgehalten, so wäre er von den Bestien zerrissen worden, da die zwölfte Stunde vorüber war, die ihm das Männchen als Glücksstunde bezeichnet hatte. In sausendem Galopp ging's nun der Heimath zu. So wie er aber zu jagen anfängt, greift er einen Apfel, da er ihn beim Reiten drückte, und wirft ihn auf die Erde; da entstand ein furchtbarer Knall, so gewaltig, als sollte die Welt untergehen, und hinter ihm erhob sich ein prächtiges Königsschloß, — das verwünschte Königreich war durch den Wurf des Apfels erlöst worden. Die Kugel aber rollte weiter und der Prinz folgte ihr. Am Abend kam er auf den dritten Berg; der Diener nahm ihm den Schimmel ab und führte ihm am andern Morgen den Rappen vor. Kaum hatte er ihn bestiegen, so warf er den zweiten Apfel zur Erde, und aus dem Berge wurde ein herrliches Fürstenschloß. Nun kam er zum zweiten und ersten Berge, und es wurde ihm am Morgen immer ein anderes Pferd vorgeführt, bis er das seinige wieder hatte, und sowie er sich am Morgen aufgesetzt hatte, warf er einen Apfel und erlöste so auch die beiden andern Schlösser, welche so lange Berge gewesen waren.

Dann kam er wieder zu der Stadt, wo seine beiden Brüder dienten; er kaufte sie los und nahm sie mit nach Hause. Unterwegs erzählte er ihnen von seinem Glück und zeigte ihnen auch das Wasser. Da wurden sie eifersüchtig, und als er des Nachts schlief, gossen sie das Wasser in ihre Flaschen und in die ihres Bruders machten sie ihr eigenes hinein. Als sie nach Hause kamen, freute sich der König sehr und lobte den jüngsten Sohn; als er aber von seinem Wasser nahm, schmeckte es nicht und helfen wollte es auch nicht. Da sagten die andern Söhne, er solle dem Jüngsten nicht glauben, der hätte ihm blos etwas vorgelogen, er solle nur von ihrem Wasser nehmen. Er that es, und das half sogleich. Da überredeten sie den König, er solle den Lügner und Schwindler in den Schloßthurm mauern lassen. Der König gehorchte ihnen, und so saß nun der junge Prinz im Thurm, wohin weder Sonne noch Mond schien, sieben Jahre lang.

Die erlöste Königstochter bekam einen sehr hübschen Prinzen, der war außerordentlich klug. Schon von sechs Jahren konnte er lesen und schreiben. Eines Tages spielte er am Tisch, auf welchem bei der Anwesenheit des Prinzen die drei Gläser mit dem Wasser gestanden hatten, und fand dort den zusammengefalteten Zettel. Er lief zur Prinzessin und rief: „Mama, liebe Mama, nun weiß ich auch, wie mein Vater heißt und wo er wohnt.“ Auch die Mutter las das Blatt und sagte: „Du hast Recht, und nun wollen wir ihn besuchen!“ Sie rüstete ein ganzes Regiment Soldaten aus und brach auf. Als sie vor die Stadt gekommen war, ließ sie ein großes Zeltlager aufschlagen und vom Lager bis zu der Stadt den ganzen Weg mit rothem Scharlach bedecken. Dann sandte sie einen Boten zum König und ließ ihn bitten, daß er ihr ihren Bräutigam ins Lager schickte. Der König ließ den ältesten Sohn zuerst hinreiten, und als der kleine Prinz ihn stolz zu Roß ansprengen sah, rief er freudig aus: „Sieh, Mama, dort kommt mein Papa!“ Aber die Prinzessin sagte: „Nein, das ist er nicht, denn hat er mich nicht verschont, so wird er auch den Scharlach nicht verschonen.“ Der Prinz wurde höhnisch abgewiesen. Nun kam der zweite, aber auch er vermied es, den schönen Scharlach zu berühren, sondern ritt zur Seite, und so wurde auch er abgewiesen. Da drohte die Prinzessin, sie wolle die ganze Stadt in Grund und Boden schießen lassen, wenn nicht der rechte Bräutigam komme. Nun wurde der jüngste Prinz aus dem Gefängniß geholt, und in sausendem Galopp sprengte er mitten auf dem Scharlach dem Lager zu. Da rief der kleine Prinz: „Sieh, Mama, nun kommt mein Vater!“ Und die Prinzessin sagte: „Ja, das ist er.“ Er eilte auf sie zu, umarmte und küßte sie und seinen Sohn, und sie waren überglücklich. Da fragte die Prinzessin, warum er so elend aussehe, und er erzählte ihr nun, wie es ihm ergangen sei. Darauf erwiderte sie: „Wenn Dein Vater so schlecht ist, wollen wir gar nicht zu ihm.“ Aber der Prinz meinte, sein Vater habe weniger Schuld daran als seine Brüder, und nun zogen sie in die Stadt und erzählten dem König die ganze Begebenheit. Die beiden Brüder waren inzwischen entflohen, aber sie wurden eingeholt, und nun ließ der König sie in den Thurm mauern, in dem blieben sie bis an ihren Tod. Der jüngste Prinz aber zog mit der Prinzessin und seinem Sohn nach dem erlösten Königreich, und dort wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert. Gab es da aber zu essen! Ich habe in meinem ganzen Leben nicht solche Hochzeit mitgemacht.

Druck von M. Marx in Posen.

